This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

334
GLAUBRECHT
v.2

384
Glaubrècht
v.2

יהוה

L. SCHOENHOF
STON

Bibel und Naturwiſſenſchaft

in

vollſtändiger Harmonie

nachgewieſen

auf Grund einer neuen empiriſchen

Naturphiloſophie.

Zweiter Band.

Bibel und Naturwissenschaft

in

vollständiger Harmonie

nachgewiesen

auf Grund einer neuen empirischen

Naturphilosophie

von

Carl Glaubrecht.

see Oeger, R.

Zweiter Band:

Nachweis der Uebereinstimmung

auf Grund

der im ersten Bande aufgestellten empirischen

Naturphilosophie.

Leipzig.
Hermann Schultze.
1881.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Motto:

Herr! Dein Wort, die edle Gabe,
Dieſen Schatz erhalte mir,
Denn ich zieh' es aller Habe
Und dem größten Reichthum für:
Wenn Dein Wort nicht mehr ſoll gelten,
Worauf ſoll der Glaube ruhn?
Mir iſt's nicht um tauſend Welten,
Aber um Dein Wort zu thun.

N. L. Graf v. Zinzendorf.

3.1012

Vorrede.

Als der Druck des ersten Bandes bereits begonnen hatte, wurde der Verfasser von einem längeren Leiden befallen, welches ihn schon damals sehr an der Vollendung des ersten Bandes hinderte. In Folge dessen mußte er längere Zeit nur auf möglichste Erfüllung seiner Berufspflichten bedacht sein und konnte darum erst jetzt dazu gelangen, dem geehrten Publikum den zweiten Band zu übergeben.

Da sich im ersten Bande ohne Schuld des Verfassers manche Druckfehler eingeschlichen hatten, war es sein erstes Bemühen, nicht nur im vorliegenden zweiten Bande solche möglichst zu vermeiden, sondern auch die im ersten vorkommenden möglichst zu verbessern. Außerdem sorgte er auch für eine Reihe von Zusätzen zum ersten Bande, die hauptsächlich bestimmt sind, den neuesten Forschungen Rechnung zu tragen, und denselben auf solche Weise wieder auf die Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft zu bringen.

Der Verfasser hofft um so mehr auf freundliche Aufnahme seiner Arbeit, als durch die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Geologie die Theorien Cuviers und Agassizs, welche schon bisher eine Bresche nach der andern erhielten, als vollständig beseitigt zu betrachten sind. Mit denselben fallen aber auch die meisten der bisherigen Versuche, Bibel und Naturwissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen, was wir aus dem Grnnde nicht bedauern, weil diese Versuche immer entweder nur eine äußerliche Uebereinstimmung bezweckten (Konkordanzhypothese), oder den Knoten einfach zerhieben (Restitutionshypothese), indem sie die geologischen Thatsachen jenseits des Sechstagewerkes verlegten. Beide wollten nur eine gewisse chronologische Uebereinstimmung der biblischen Schöpfungsgeschichte mit den natürlichen Thatsachen, ohne die Wirklichkeit einer göttlichen Schöpfungsthätigkeit zu beweisen. Abgesehen davon, daß des Verfassers Bemühungen ein umfassenderes Ziel im Auge hatten, war es

nun auch gegenüber den neueren Fortschritten der Naturwissenschaft nothwendig, sich auf einen ganz neuen Standpunkt zu stellen und die eigenen Waffen gegen die materialistische Richtung der Naturwissenschaft zu kehren. Daß es sich bei unserer Aufgabe noch keineswegs darum handeln konnte, alle Glaubensthatsachen als nothwendig zu beweisen, wird Jeder verstehen; es galt vielmehr auf Grund einzelner bewiesener Thatsachen die Möglichkeit der anderen festzustellen.

Indem der Verfasser auf gütige Nachsicht hofft, übergibt er hiermit dem geneigten Publikum das nun komplete Werk mit dem Wunsche, daß es Gott als ein Werkzeug zu Seiner Ehre und zum Heile der Menschen brauchen möge.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitung	1
§ 1. Von der Existenz Gottes	13
§ 2. Von dem Wesen Gottes	25
§ 3. Die Schöpfungsthätigkeit Gottes im Allgemeinen	41
§ 4. Die schöpferische Thätigkeit Gottes im Sechstagewerk	53
§ 5. Der ursprüngliche Zustand der Schöpfung und der Sabbath Gottes	88
§ 6. Die Verderbniß der Natur	106
§ 7. Die Sündfluth	138
§ 8. Die Thätigkeit Gottes in der Erhaltung und Regierung der Welt	164
§ 9. Die Sprachverwirrung und ihre Folgen	179
§ 10. Der Heilsplan Gottes mit der Menschheit	194
§ 11. Die übernatürlichen Gottesoffenbarungen in Wort und Werk	209
§ 12. Die persönliche Offenbarung Gottes und die Ausführung Seines Heilsplans durch Christum	243
§ 13. Die Durchführung des göttlichen Heilsplanes in der Welt	269
§ 14. Zukunft des Menschengeschlechts, der Erde und der Weltkörper überhaupt (Vollendung des Heils)	282
Schluß	298

Verbesserungen und Zusätze zum ersten Bande.

Verbesserungen.

Seite	3	Zeile	15	von	unten	lies: thörichter.
„	3	„	10	„	„	der Naturforschung.
„	6	„	5	„	oben	„ Jedem.
„	11	„	11	„	unten	„ Schwere und chemische Affinität.
„	12	„	1	„	oben	„ Eine gleiche Anzahl.
„	14	„	16	„	„	„ verwandelt werden.
„	17	„	7	„	„	„ Ruhezustande.
„	17	„	9	„	unten	„ Torricellische Leere.
„	19	„	15	„	oben	„ an dem.
„	20	„	5	„	„	„ Gleichgewicht im Weltall.
„	22	„	13	„	unten	„ Lavoisier.
„	24	„	14	„	oben	„ derselben.
„	27	„	15	„	„	„ belehrt:
„	29	„	1	„	„	„ würde. Blos die übermächtige.
„	36	„	9	„	„	„ voraussetzen.
„	41	„	1	„	unten	„ abgesehen davon.
„	44	„	18	„	„	„ schließen wir.
„	45	„	18	„	„	„ $^1/_{8000}$ Billiontel.
„	46	„	2	„	„	„ in dem gegebenen.
„	50	„	9|10	„	oben	„ Auch können wir schon daraus.
„	60	„	1	„	„	„ so kann nicht die Ablösung.
„	61	„	12	„	unten	„ bei einem Planeten.
„	67	„	14	„	oben	„ 573 Jahre.
„	67	„	16	„	unten	„ 4,330,000 mal.
„	67	„	13	„	„	„ etwa 27 mal.
„	70	„	5	„	„	„ Selbst die leichten Planeten.
„	72	„	6	„	oben	„ an ihn zu fesseln.
„	76	„	11	„	unten	„ dem Glimmerschiefer.
„	89	„	6	„	oben	„ wenn sich ein Planet von der Sonne entfernte.
„	89	„	7	„	„	„ wenn er sich der Sonne näherte.
„	93	„	6	„	„	„ eines der jüngsten ist.
„	93	„	13	„	unten	„ nicht zu erklären ist.
„	101	„	13	„	„	„ seitwärts ging.
„	108	„	10	„	oben	„ conserviren.
„	108	„	11	„	unten	„ verschiedene Größe.
„	108	„	10	„	„	„ Theils.
„	109	„	12	„	oben	„ ersetzt wird.
„	110	„	16	„	unten	„ von der Erde aufwärts.
„	119	„	17	„	oben	„ mittlerer Distanz von der Sonne.
„	119	„	13	„	unten	„ folgt von selbst.
„	121	„	7	„	„	„ Excentricitäten.

Seite	123	Zeile	4	von	unten	lies:	Encke'ſchen Kometen.
„	132	„	10	„	oben	„	im günſtigſten Falle.
„	142	„	10	„	unten	„	Rotationsgrenze vom Mittelpunkte.
„	145	„	3	„	oben	„	ſo konnte in dieſem Falle.
„	146	„	19	„	„	„	Spannung iſt.
„	154	„	12	„	unten	„	ſo entſteht auch.
„	162	„	17	„	oben	„	uns in dieſer Beziehung nur.
„	169	„	19	„	unten	„	durch Verdünnung.
„	177	„	16	„	„	„	Unterſuchungen.
„	187	„	5	„	unten	„	Reſpiration und ſchnellen Stoffwechſels.
„	196	„	9	„	„	„	wird man fragen.
„	201	„	3	„	oben	„	hätte alſo bei gleich ſtarker Abkühlung.
„	201	„	3	„	unten	„	Oxyde nur langſam fortgeſchritten ſein.
„	202	„	15	„	„	„	Opfer fallen ſoll.
„	207	„	4	„	oben	„	Seite derſelben.
„	216	„	12	„	unten	„	einem flüſſigen Körper.
„	247	„	12	„	oben	„	erreichen.
„	255	„	2	„	„	„	ſchlugen ſich.
„	256	„	13	„	„	„	Die Mineralien der Erdoberfläche.
„	257	„	11	„	unten	„	frei werden kann.
„	257	„	4	„	„	„	angegebenen Werthes.
„	258	„	4	„	oben	„	$^1/_{40}$ der an der Oberfläche.
„	278	„	10	„	„	„	imponirenden Sicherheit.
„	283	„	2	„	„	„	berückſichtigt.
„	283	„	11	„	„	„	organiſcher Stoffe.
„	293	„	12	„	unten	„	Dies machen ſich die Anhänger.
„	309	„	12	„	„	„	mit derſelben.
„	312	„	3	„	„	„	Lebensbedingungen.
„	313	„	6	„	„	„	einreichen ließe.
„	314	„	1	„	oben	„	Formen einzuſchieben.
„	314	„	10	„	unten	„	Eine ungeheure.
„	315	„	4	„	oben	„	viel in dieſer.
„	315	„	6	„	„	„	jedoch im folgenden.
„	318	„	11	„	unten	„	Kenntniſſen beſaß.
„	323	„	5	„	„	„	große Maſſen.
„	329	„	18	„	oben	„	größeren Gruppen.
„	332	„	6	„	„	„	Akranier oder Schädelloſe.
„	334	„	17	„	unten	„	Menſchenaffen.
„	342	„	18	„	„	„	Länder und Streifen.
„	343	„	17	„	„	„	die aber viel länger.
„	344	„	11	„	oben	„	weshalb wir.
„	346	„	7	„	„	„	in welchem die Erde.
„	353	„	1	„	unten	„	zu erörtern haben.
„	359	„	3	„	oben	„	Individuen, Eier und Samen.
„	367	„	19	„	„	„	ſehr häufiger Wiederholung.
„	375	„	19	„	unten	„	Dibranchiaten.
„	390	„	10	„	oben	„	in jedem Jahre.
„	390	„	4	„	unten	„	Atmoſphäre.
„	394	„	18	„	„	„	ausgeſchloſſen.
„	397	„	7	„	„	„	in einem Zuſammenſchwemmen.
„	400	„	10	„	„	„	gebildet hatten.
„	406	„	15	„	„	„	hochgelegenen.
„	412	„	15	„	„	„	Feſtigkeit erhalten haben.
„	420	„	19	„	oben	„	Sonnenwärme.
„	420	„	1	„	unten	„	Agaſſiz . . . . . erweiſt.
„	420	„	2	„	„	„	hauptſächlich.
„	424	„	2	„	oben	„	unweſentlicher.

Seite	429	Zeile	18	von oben	lies:	Herde.
„	429	„	11	„ unten	„	Herd.
„	431	„	4	„ „	„	nicht für jede Generation ein.
„	435	„	1	„ oben	„	in die Ontarioebene.
„	442	„	2	„ unten	„	einem gewiſſen Grade.
„	454	„	8	„ oben	„	öfterem Genuß.
„	480	„	13	„ unten	„	In den meiſten Fällen würde.
„	486	„	5	„ „	„	von angeblich determinirenden.
„	487	„	12	„ oben	„	uns einer phyſikaliſchen.
„	495	„	3	„ unten	„	Beweiſe.
„	498	„	13	„ oben	„	Art aus Rachſucht zu tödten.
„	499	„	6	„ „	„	oft beeinträchtigt. Die angeborene Idee tritt daher.
„	500	„	2	„ „	„	Gleichgewicht oder der Symmetrie.
„	503	„	15	„ „	„	Thieren noch, welches man mitunter als moraliſch betrachtet.
„	515	„	15	„ „	„	haben kann.
„	517	„	12	„ unten	„	verwieſe.
„	520	„	18	„ „	„	in der Andromeda iſt.
„	520	„	17	„ „	„	ein Sternhaufen iſt.
„	521	„	18	„ „	„	unendlich wäre.
„	522	„	17	„ „	„	gehörten.
„	525	„	19	„ oben	„	fortpflanzen.
„	528	„	19	„ unten	„	ſtrafen.
„	534	„	15	„ „	„	willkürlich wirkenden und darum perſönlichen.
„	536	„	19	„ „	„	auf die in der Zukunft ſtattfindenden.
„	537	„	1	„ „	„	Eigenſchaften.
„	551	„	8	„ oben	„	ſo gingen wir.
„	554	„	1	„ „	„	zuſammengeballten.
„	554	„	2	„ „	„	und daß ſie in Folge.

Zusätze.

Zu S. 83. 149 ff. Nach Pictets und Cailletets im Jahre 1878 ausgeführten Versuchen kann zwar kein Zweifel mehr bestehen, daß es keine permanenten Gase im eigentlichen Sinne gibt; gleichwohl aber ist das Verhalten der bisher als solche betrachteten so verschieden von denen anderer Stoffe, daß unsere Annahme von allotropischen Zuständen derselben, in welchen sie keine Expansivkraft besitzen, nicht nur nicht unmöglich gemacht, sondern ebenso gebieterisch gefordert wird, wie vorher. Es gelingt nämlich die Flüssigmachung der atmosphärischen Gase nur unter Anwendung einer ungeheuren Kompression und gleichzeitiger Erzeugung von großer Kälte. Die Anwendung eines dieser Mittel nützt durchaus nichts. So wird z. B. das Sumpfgas oder leichte Kohlenwasserstoffgas bei 180 Atmosphären Druck und einer Temperatur von + 7° C. flüssig; das Stickoxyd bleibt bei derselben Temperatur und 270 Atmosphären Druck unverändert. Der Wasserstoff erfordert einen Druck von 280 Atmosphären, und eine Abkühlung bis auf — 140° C.; dann wird er erst durch noch weitere Erniedrigung der Temperatur, welche in Folge plötzlicher Ausdehnung der komprimirten Luftmasse erzeugt wird, zu einem Theile flüssig. Sauerstoff wurde unter gleichen Bedingungen erst mittelst eines Druckes von 320 Atmosphären flüssig erhalten. Daraus geht nun hervor: 1) Daß es auch auf großen leuchtenden Körpern keine flüssigen Gase geben kann, indem zwar vielleicht durch die große Schwere ein genügender Druck bewirkt wird, aber andererseits die hohe Temperatur jede Verdichtung unmöglich macht. 2) Daß es weder leuchtende noch dunkele Weltkörper geben kann, die blos aus Gasen in demselben Zustande, wie unsere irdischen Gase, bestehen, indem auch bei den dunklen Körpern, in Folge der Abwesenheit jeglichen Druckes, eine Verflüssigung nicht eintreten kann, Gasarten aber in dem gewöhnlichen, irdischen Zustande sich fortwährend auszudehnen streben. Aus demselben Grunde behält auch das, was S. 83 über die Mondatmosphäre gesagt ist, seine volle Richtigkeit, denn auch hier fehlt der nöthige Druck zur Flüssigmachung der Gase.

Zu S. 79. 158. Das Sauerstoffspektrum ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt; man kann daher auch noch nicht sicher behaupten, daß er irgendwo fehlt. Auf der Sonne hat man ihn nur in Verbindung mit Wasserstoff entdeckt, nämlich in den sich deutlich anzeigenden Wasserdampflinien; daraus möchte man aber schließen, daß auf solchen Sternen, wo Wasserstoff und Sauerstoff vertreten sind, sich der letztere doch wenigstens durch Wasserdampf verrathen müßte.

Zu S. 171. Daß auf der Sonne fortwährend mit großer Schnelligkeit auf- und abstürzende Bewegungen der Gasmassen stattfinden, ist durch die neuesten Beobachtungen vollständig bestätigt. Die Chromosphäre der Sonne ist keine gleichmäßig auf der Photosphäre aufgelagerte Gasschicht, sondern zeigt vielmehr einen ganzen Wald von in die Höhe steigenden Strahlen von verschiedener Dicke und Höhe. Die Strahlen sind fortwährender, oft plötzlicher Veränderung unterworfen. Dadurch wird unsere Annahme von dem Licht- und Wärmeprozeß immer mehr bestätigt.

Zu S. 203. 206. Die Flecken und Protuberanzen der Sonne erscheinen durch die neuesten Beobachtungen immer mehr als anormale Wirkungen des gewöhnlichen, Licht und Wärme erzeugenden Prozesses. Offenbar summiren sich jene aufsteigenden Strahlen an einzelnen Orten, während an anderen die Zwischenräume sich vereinigen. Der dadurch entstehende Temperaturunterschied veranlaßt Verdichtungen in der Atmosphäre und ein Hervorbrechen der im Sonnenkörper eingeschlossenen Gasmassen, wodurch die Protuberanzen entstehen, die nach den neuesten Beobachtungen oft etwas später als die Flecken auftreten.

Zu S. 242 f. Der angegebene Erfolg der Zersprengungen gilt, streng genommen, nur dann, wenn die Zersprengung entweder genau im Aphel resp. Perihel erfolgte oder wenn sie sofort nach dem Passiren dieser Punkte eintrat; fand die Zersprengung vor dem Eintritte in das Aphel, also bei der Entfernung von der Sonne (bei dem Perihel umgekehrt) statt, so wird die Wirkung in Bezug auf die große Axe die gleiche, in Bezug auf die Excentricität für jedes Stück die umgekehrte gewesen sein.

Zu S. 273. Wenn die expansionslosen Gase in expansible umgewandelt wurden, so konnten die unter der Oberfläche der Erde eingeschlossenen Gase ihr Volumen nicht vergrößern, sondern mußten vielmehr, da die Expansionsfähigkeit nur auf Elastizität beruht, von der furchtbaren Last der Erdrinde noch zusammengedrückt werden; sie konnten demnach im expansiblen, elastischen Zustande nicht mehr zur Erhebung von Oberflächentheilen beitragen, als im unelastischen, eher noch weniger. Dagegen konnte diese Umwandelung eine Vermehrung der Quantität jener Gase insofern bewirken, als durch den in Folge der Umwandelung eintretenden Niederschlag des Wasserdampfes die Erdoberfläche mehrere Tausend Fuß mit Wasser bedeckt, und in Folge dessen nach anerkannten geologischen Gesetzen der Punkt der Erdrinde, wo die Gesteine glühen, ohne zu schmelzen, bedeutend höher gelegt wurde; vielleicht wurde sogar der auf S. 272 erörterte Prozeß erst dadurch überhaupt möglich gemacht, und dürfte so die Entstehung der Niveauunterschiede indirekt auf göttliche Thätigkeit zurückzuführen sein. Darnach ist auch die Entwickelung S. 61 f. des zweiten Bandes zu berichtigen.

Zu S. 284 f. Jene aus bloßen Eiweißklumpen bestehenden angeblichen Organismen, welche von den Darwinisten Jahre lang als die niedrigste Stufe von organischen Wesen betrachtet wurden, haben sich schon seit einigen Jahren als reinster Humbug erwiesen.

Zu S. 301. Schon von dem Ethnologen Geiger wurde früher behauptet, daß der Farbensinn sich erst in der geschichtlichen Zeit entwickelt habe. Diese Behauptung ist von einigen Darwinisten, wie Magnus und Gladstone, wieder aufgegriffen und behauptet worden, daß die alten Griechen die blaue Farbe von verwandten Schattirungen nicht hätten unterscheiden können. Dem gegenüber wird von anderen Darwinisten mit Recht hervorgehoben, daß die blauen Edelsteine im ganzen Alterthume in hohem Ansehen gestanden haben, und daß auf den alten Baureſten Assyriens und Aegyptens sich die schönsten farbigen Dekorationen finden. Diese Annahme darf jetzt schon als verworfen betrachtet werden. Die angebliche Vervollkommnung der Schädelbildung der Pariser hat sich als Täuschung herausgestellt, was nicht hindert, daß sie in populären Schriften noch lange als Beweis für Darwin aufgeführt wird. Während man schon eine ganze Anzahl zum Theil noch älterer Schädel (einen pliokänen) von besserer Form gefunden hat, heftet sich die Aufmerksamkeit der Naturforscher noch fortwährend auf den Neanderthalschädel. Dieser, sowie alle irgend eine Aehnlichkeit mit den Affen verrathenden Schädel werden fortwährend hoch gepriesen, während man die von besserer Bildung mit Stillschweigen übergeht. Virchow hat behauptet, daß der Neanderthalschädel eine pathologische Bildung sei; dem gegenüber ist man sofort mit der

Entgegnung bei der Hand, daß man gegenwärtig keine Krankheit kenne, welche eine solche Bildung bewirkt. Als ob nicht die Krankheiten in den verschiedenen Zeiten und Gegenden fortwährend wechselten! Wir halten ihn übrigens für eine monströse Bildung.

Zu S. 333 f. Die Zeichnungen sind in neuerer Zeit vielfach als verfälscht erkannt worden, jedoch gilt dies keineswegs von allen. Denn der Einwand, daß da, wo die darstellende Kunst so weit fortgeschritten war, auch die bildende Kunst vorhanden gewesen sein müsse, erledigt sich dadurch, daß jene ohne Technik von Jedermann geübt werden kann, und z. B. schon von Kindern geübt wird. Man hat überhaupt schon vielfach einseitige Fortschritte entdeckt. Das Urtheil der Archäologen ist auch über die neuesten Funde noch getheilt. Dagegen ist jetzt allgemein anerkannt, daß schon vor der Eiszeit Menschen gelebt haben, nachdem man nicht nur immer mehr Spuren menschlicher Thätigkeit entdeckt hat, sondern sogar von Forsyth nachgewiesen worden ist, daß der bereits 1867 bei Arezzo gefundene Olmoschädel ein pliokäner ist. Spuren menschlicher Thätigkeit aus dem Pliokän von St. Prest in Frankreich sind von Desnoyers, von Delaunay auch aus dem Miokän nachgewiesen worden.

Zu S. 337. Schon im J. 1874 erhielt eine Papuaschule von dem engl. Gouvernement in Melbourne den ersten Preis.

Zu S. 342. Nachdem das Eozoon seit dem Jahre 1876 verschiedene Angriffe zu erdulden hatte, ist es von Karl Möbius 1879 als anorganische Bildung erwiesen und dadurch definitiv aus der Paläontologie verbannt worden. Trotzdem wird es voraussichtlich noch Jahrzehnte in populären Büchern als Beweis für den Darwinismus eine große Rolle spielen, denn wenn Meister, wie Karl Voigt in seiner neuesten Geologie auf einzelnen Gebieten, die Fortschritte von einem ganzen Jahrzehnt ignoriren können, was soll man erst von Anderen erwarten?

Zu S. 350. Das von Prof. Luschka vorgezeigte Gehirn wog nur 500 Gramm, während ein Gorillagehirn über 600 wiegt.

Zu S. 353. Diese Aehnlichkeiten könnten auch sehr gut auf den Einfluß des Klimas, der sich in der Urzeit sowohl an Menschen als an Affen geltend machte, beruhen.

Zu S. 402 unten. Verständlicher ist es zu sagen: als sich die Sonne scheinbar in der Nähe des Herbstnachtgleichenpunktes befand, also im Herbst.

Zu S. 411. Die Porphyre können auch aus solchen Gesteinsmassen entstanden sein, welche gleich ursprünglich geschmolzen waren und die größeren Krystalle von anderen, von ihnen durchbrochenen lockeren Gesteinsschichten aufnahmen.

Zu S. 425. Es finden sich verschiedene Geschiebe und Brocken älterer Gesteine in jüngeren Ablagerungen, die aber z. Th. auf die beschriebene Weise fest geworden sein können, z. Th. auch von solchen Ablagerungen herrühren mögen, die schon vor dem Eintritte der Katastrophe entstanden sind und deren Möglichkeit wir ja S. 424 zugegeben haben.

Zu S. 430. Daß der seit dem Zurückweichen der Gletscher verflossene Zeitraum nicht groß ist, wird bewiesen durch die unverwitterte Fläche der Gletscherschliffe. Die Höhlenbewohner werden neuestens z. Th. in die Zeit von 3000 vor Christi gesetzt. Rollet hat nachgewiesen, daß ein altbulgarisches Gedicht bis in diese Zeit hineinreicht, ja z. Th. sollen die Slaven noch zu der Römerzeit in Höhlen gelebt haben.

Zu S. 439. Nach den Resultaten der neuesten Forschungen wird die Ansicht Dr. Hoffmanns immer mehr bestätigt, daß die Bronzezeit später als die Eisenzeit begonnen hat, also innerhalb der letzteren verläuft. Nach Virchow ist die Bronze der nördlichen Gegenden überhaupt kein einheimisches Produkt, sondern aus Italien eingeführt, was durch Entdeckung einer großen Bronzegießerei in Bologna aus der Römerzeit, mit Gefäßen derselben Form, wie man sie im Norden fand, bestätigt ist. Gegenwärtig neigt sich die überwiegende Mehrzahl der Archäologen der Ansicht zu, daß die alten Völker das Eisen auf eine einfachere Weise ausgeschmolzen und verarbeitet haben. Graf Wurmbrand hat 1877 die einfache Technik der Alten geradezu nachgeahmt und dadurch die Möglichkeit bewiesen. Selbst einzelne Schmelzstätten will man schon aufgefunden haben. Das Nichtvorkommen des Eisens in den ältesten Funden bildet keinen Grund mehr, die Abwesenheit desselben zu leugnen, indem es durch Oxydation viel leichter zerstört wird wie die Bronze. So zerfallen die unermeßlichen Zeiträume der Archäologie.

Zu S. 477. Daß die gesammte geistige Thätigkeit nicht in bloßen, durch die in den Sinnesnerven entstehenden Bewegungen bewirkten Assoziationen besteht, geht am deutlichsten aus der Bedürfnißbewegung hervor. Denn diese, welche nach dem § 22 Auseinandergesetzten eine Bewegung von geringer und geringster Intensität ist, vermag bei ihrer geringen Kraft nicht die Vorstellung der zur Befriedigung des Bedürfnisses nothwendigen Bewegung in dem Grade zu assoziiren, daß die Bewegung dieser Vorstellungsfigur wieder das entsprechende Muskelgefühl assoziiren könnte; das Letztere ist deshalb unmöglich, weil die assoziirte Bewegung jederzeit schwächer sein muß wie die assoziirende; wenn nun die ursprüngliche Bewegung schon gering ist, kann sie keine doppelte und dabei starke Assoziation (wie sie ja ein Willensentschluß erfordert) bewirken.

Zu S. 487. Wenn wir von unbedingt freien Handlungen sprechen, so meinen wir damit nicht eine ohne jedes Motiv stattfindende Handlung, sondern nur eine solche, wo die Willensentscheidung gegen stärkere Einflüsse ankämpft und erfolgt. Da die moralisch gleichgiltigen Thaten, auch wenn sie in geistiger Causalität begründet sind, doch in letzter Linie immer dem Wohlbefinden des Körpers und den Gefühlen desselben (z. B. dem Ehrgefühl) dienen, so können solche, auch wenn sie von der groben Sinnlichkeit weit entfernt sind, doch immer ihren letzten Grund in einer gewissen Richtung der physikalischen Bewegung haben. Darum können ganz freie Handlungen nur auf moralischem Gebiete vorkommen, wo der Wille oft geradezu gegen das Wohlergehen des Leibes ankämpfen muß.

Zu S. 497. Hier ist neben Ehebruch (der allerdings nirgends legalisirt ist, weil sonst die Ehe aufhören würde, legal zu sein) irrthümlich Prostitution genannt. Diese war allerdings unter einigen Völkern, wie bei den Kanaanitern, Phöniziern ꝛc., legalisirt, ja geheiligt und bildete einen Theil des Kultus; ebenso ist sie in Japan legalisirt. Trotz alledem ist und bleibt sie jedenfalls ein von dem angeborenen Schicklichkeitsgefühl verurtheilter Akt, der nur durch eine anerzogene Verdrehung der angebornen Rechtsgrundsätze gebilligt werden kann; sie ist ein unnatürliche Handlung, die nur von der Päderastie übertroffen wird.

Zu S. 498. Unter den „gebildeten" Verbrechern ist noch zu nennen ein Marquis von Trouville, der hintereinander zwei Gattinnen umbrachte und im Sommer 1877 in Bozen gehängt wurde.

Zu S. 503. Gegen die Darwinisten ist hier noch zu bemerken, daß diejenigen Thiere, von denen die Menschen abstammen sollen (Halbaffen), solche s. g. moralische Eigenschaften, wie sie den Hund auszeichnen, gar nicht besitzen; die

„Menschenaffen", welche Brüder der Menschen sein sollen, sind fast unter allen Thieren die unzuverlässigsten.

Zu S. 504. Daß die Unmoralität unter den Gebildeten ebenso groß ist, wie unter den Ungebildeten, geht u. A. daraus hervor, daß die gebildetsten Völker des Alterthums auch die unsittlichsten, und z. B. den unnatürlichen Lastern der Päderastie, Prostitution ꝛc. ergeben waren.

Zu S. 508. Eine interessante Thatsache zur Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher, und der wahren Manie der Aerzte, sie für unzurechnungsfähig zu erklären, mag hier Platz finden. Passamante, der bekanntlich Ende 1878 ein Attentat auf König Humbert von Italien machte, wurde von einigen Aerzten, jedenfalls in direktem Auftrag der liberalen Regierung, so sorgfältig nach etwaigen Symptomen der Geistesstörung beobachtet, daß er im Februar 1879 seinem Vertheidiger aufgab, den Antrag zu stellen, die Untersuchungskommission für wahnsinnig zu erklären. In der That sind alle Diejenigen, welche die Verbrechen auf Unzurechnungsfähigkeit zurückführen möchten, dem Wahnsinn näher, als der ärgste Verbrecher.

Zu S. 530. Daß auch die Thiere mannigfachen Krankheiten unterliegen, kommt jedenfalls nur von späteren Veränderungen her, die in der Lebensweise der Thiere vorgingen. Es ist wohl zu beachten, daß die Thiere einestheils viel gesünder sind, als die Menschen, anderentheils eigentlich innere Krankheiten fast nur bei Hausthieren eintreten, deren Lebensweise ja durch die Züchtung verändert ist. Die urweltlichen Knochen, welche man mit krankhaften Veränderungen behaftet gefunden hat, können um so weniger beweisen, daß von Anfang an unnatürliche Krankheiten existirten, als sie einestheils von Verletzungen herrühren, anderentheils die Erde schon längere Zeit Organismen trug.

Einleitung.

Im ersten Bande haben wir die Grundzüge einer Naturphilosophie entwickelt, welche, obwohl sie auf die empirischen Thatsachen der heutigen Naturforschung gegründet ist, gleichwohl nachweist, daß die Welt nicht aus einem einzigen Prinzip erklärbar ist, sondern daß neben der Materie und der damit verbundenen Naturkraft noch ein anderes Prinzip in der Welt wirksam ist, und daß die Welt diesem Prinzip ihr Dasein und Bestehen verdankt. Wir waren dabei bemüht, diese Naturphilosophie so zu fassen, daß sie unvermengt mit Gegenständen des Glaubens von Allen angenommen werden kann, welche noch nicht jede Religion verleugnen; wir waren jedoch, dem Zwecke dieses Werkes entsprechend, auch darauf bedacht, den Thatsachen des christlichen Glaubens Raum zu lassen; wir fanden auch in der That, daß wir bei diesem Bestreben keine naturwissenschaftliche Thatsache gegen uns hatten, sondern daß dieselben im Gegentheil meist in ungezwungener Weise für unsere Anschauung sprachen. Es ist nun Aufgabe dieses zweiten Bandes, die Uebereinstimmung des christlichen Glaubens, wie er in der heiligen Schrift geoffenbart ist, mit der auf die empirischen Thatsachen gegründeten Weltanschauung jetzt deutlich nachzuweisen, nachdem dieselbe im ersten Bande bei der strengen Auseinanderhaltung beider Gebiete nur angedeutet werden konnte.

Hier haben wir zunächst einem Einwurfe zu begegnen, der uns von gläubiger Seite gemacht werden könnte; man könnte nämlich sagen, daß es schon falsch sei, sich erst eine Weltanschauung zu bilden und dann nachträglich die Uebereinstimmung mit der biblischen Welt-

anschauung zu suchen, während es doch das einzig Richtige sei, die Weltanschauung allein aus der Bibel heraus zu begründen. Dem müssen wir nun Folgendes entgegenhalten. Die Bibel gibt uns allerdings Grundzüge einer Weltanschauung, besonders in Bezug auf das Verhältniß der Welt und alles Geschaffenen zu Gott, aber es sind eben nur Grundzüge und nicht eine ins Detail ausgebildete Weltanschauung. Die sich ihre Weltanschauung nur aus der Bibel bilden und die naturwissenschaftlichen Thatsachen darnach meistern wollen, tragen thatsächlich Eigenes in die Bibel hinein und geben es als biblische Postulate aus. Wir werden solche Hineintragungen vorgefaßter Ansichten selbst dort finden, wo uns der Bibeltext über den wirklichen Vorgang schon allein genügenden Aufschluß gibt. Die Bibel ist weder ein Compendium der Naturwissenschaften, noch überhaupt ein Buch, welches uns über Dinge belehren will, die wir durch eigene Forschung erkennen können; sie ist in erster Linie eine Sammlung des geoffenbarten Gotteswortes; dieses beschäftigt sich aber nur mit solchen Dingen, die unser ewiges Heil wenigstens berühren, nicht aber mit Dingen, die für dasselbe ganz gleichgiltig sind. Aus diesem Grunde handelt die Bibel in erster Linie von dem Verhältniß der Menschen zu Gott, von Seinem geoffenbarten Willen, von Seinem Heilsplane für die Menschheit und von den zu diesem Zwecke getroffenen Veranstaltungen; die Naturverhältnisse berührt sie nur, soweit sie zu diesem Hauptzwecke in Beziehung stehen. Deshalb schildert sie die Schöpfung der unvernünftigen Kreatur so kurz, die der Menschen so ausführlich, die der Engel gar nicht; deshalb übergeht sie auch in der Geschichtserzählung oft wichtige Ereignisse, um sich bei minder auffallenden, aber für die Heilsgeschichte wichtigen Begebenheiten länger aufzuhalten. Die Bibel läßt also nicht nur dem Verstande Raum zur Wirksamkeit, sondern sie weist geradezu darauf hin, ihn zur Erforschung der Natur zu verwenden, indem sie uns solche Männer, wie David und Salomo, vorführt, die auch über die Natur nachgedacht und ihre Geheimnisse zu erforschen gesucht haben. Jesus selbst hatte ein offenes Auge für die Wunder in der Natur, wie alle seine Gleichnisse beweisen. Und wenn wir jetzt ganz andere Hilfsmittel zur Erforschung der Natur haben, als sie den alten Gottesmännern zur Verfügung standen, so sollen wir auch diese, ebenso wie die natürlichen Gaben, zweckmäßig anwenden und das, was uns die Bibel gar nicht oder nicht klar

genug mittheilt, aus den natürlichen Verhältnissen zu erkennen suchen. Daß ein Christ dabei jederzeit von dem ihm in der Bibel Gegebenen ausgehen wird, versteht sich von selbst, und im Laufe unserer Erörterung wird es sich zeigen, daß auch wir dieses schon bei der Aufstellung unserer Naturphilosophie gethan haben.

Von Seite der „exakten" Naturforschung wird uns freilich eingewendet werden, daß wir ja eben nur die Harmonie der Bibel mit unserer Naturphilosophie, nicht aber mit den Thatsachen selbst nachwiesen; wenn man diese gewaltsam umdeute, dann sei allerdings Vieles möglich. Dagegen können wir nur wiederholen, was wir schon im ersten Bande bemerkten, nämlich, daß überhaupt keine empirische Thatsache an sich der Bibel widerspricht, sondern nur die Deutung, die ihnen von Seiten einzelner Naturforscher gegeben wird; darum galt es, im ersten Bande eine möglichst richtige Erklärung der beobachteten Thatsachen zu geben. Die wahren, gewissen Thatsachen der Naturforschung können überhaupt nie dem in der Bibel geoffenbarten göttlichen Worte widersprechen, denn der Gott, der sich im Worte offenbart, muß mit dem Gott, der sich in Seinem Werke offenbart, übereinstimmen.

Wenn wir aber die Harmonie der beobachteten Thatsachen mit dem göttlichen Worte nachweisen wollen, so fragt es sich: auf welche Aussprüche der heiligen Schrift und wie weit hat sich dieser Nachweis zu erstrecken? Wir sind nicht von denen, die aus der heiligen Schrift das Wort Gottes erst herausuchen und in jedem einzelnen Falle entscheiden wollen, was göttlich, und was menschlich darin ist, sondern wir nehmen die Bibel ganz und unzerstückelt als Gottes Wort an (selbstverständlich mit Ausschluß der Apokryphen). Da aber die Bibel kein naturwissenschaftliches Lehrbuch ist, ist es wohl denkbar, daß die vom heiligen Geiste getriebenen Männer Gottes in solchen Fällen, wo der ausgesprochene Zweck vorlag, die Zuhörer über überweltliche Dinge zu unterrichten, und wo sie nur beiläufig die Naturverhältnisse erwähnen, — daß sie in solchen Fällen sich der Ausdrucksweise ihrer Zeitgenossen angeschlossen haben, auch wenn sie unrichtig war, indem sie ja durch diese nur die übersinnlichen Dinge erklären und verständlich machen wollten. Sprechen doch jetzt noch die Astronomen sogar in ihren Lehrbüchern von Auf- und Untergang der Sonne, von einem Stehen der Sonne in den verschiedenen Zeichen der Ekliptik, von Rückläufigkeit der Planeten ꝛc.,

alles Ausdrücke, die nur dem Augenscheine nach, aber nicht der Wirklichkeit nach zu nehmen sind; warum sollte es nun den Verfassern der biblischen Bücher bei solchen Gelegenheiten, wo es sich nicht einmal um Belehrung über naturwissenschaftliche Gegenstände handelt, verboten sein, sich der ebenfalls dem Augenscheine entsprechenden Ausdrücke der damaligen Zeit zu bedienen? Aehnlich verhält es sich mit den poetischen Schilderungen der Schöpfung und anderer Thaten Gottes, wie sie sich z. B. im Buche Hiob und in einigen Psalmen finden. Wenn diese Schriftsteller, ergriffen von der Größe der Werke Gottes, Betrachtungen über die Erschaffung oder das Wesen derselben anstellten, so sind sie nicht deshalb der heiligen Schrift einverleibt und aufbewahrt worden, weil diese Betrachtungen einen maßgebenden Lehrinhalt hätten, sondern wir sollen nur daraus lernen, in welcher Weise und mit welchen Empfindungen wir die Natur betrachten sollen, nämlich: um darin die Größe und Macht Gottes wieder zu erkennen. Ueberdem läßt sich nicht einmal entscheiden, was sich die Schreiber bei ihren Ausdrücken gedacht haben, indem diese ja meist **bildlich** sind. Finden wir in den Propheten bildliche Ausdrücke, wie z. B. Jes. 40, 12, so kommt es gar nicht darauf an, was sie sich dabei gedacht haben, sondern vielmehr, was der Geist Gottes damit sagen wollte, denn die Propheten verstanden selbst nicht Alles, was sie zu sagen hatten 1. Petr. 1, 10; was aber der Geist Gottes damit sagen wollte, haben wir nach dem Zusammenhange und im Vergleiche mit anderen Stellen der heiligen Schrift zu entscheiden. Der Zusammenhang nun weist uns darauf hin, daß es sich nicht um Vermittelung neuer Erkenntnisse über die Thätigkeit Gottes handelt, sondern daß aus einzelnen Beispielen gezeigt werden soll, wie mächtig Gott ist, und daß Er auf gleiche Weise, wie Er in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung Seine Allmacht offenbart und von Nichts an der Ausführung Seines Willens gehindert wird, — daß Er ebenso auch Seine Verheißungen und Drohungen ausführen werde. Die Vergleichung aber mit anderen Bibelstellen, namentlich mit der hier vor Allem maßgebenden Schöpfungsgeschichte, zeigt uns, daß diese Aussprüche, wie ja die poetische und prophetische Sprache überhaupt, Bilder enthalten, daß sie nicht bestimmt sind, ihrem Wortlaute nach als Dogmen aufgefaßt zu werden. Müssen wir die prophetischen Aussprüche, die sich auf die Zukunft beziehen, oft bildlich nehmen, und erkennen wir den richtigen Sinn erst an der

zwar zum Bilde genau passenden, aber doch nicht immer wörtlichen Erfüllung, so müssen wir die Bilder, die sich auf die Vergangenheit beziehen, auch nach der Geschichte erklären. Es ist merkwürdig, daß man alle Stellen der Bibel, die von der Schöpfung handeln, von orthodoxer Seite immer wörtlich anffaßte, während man sich doch schon zur Zeit der Reformation nicht scheute, die Weissagungen von Christi Reich nur zu sehr zu verflüchtigen und aller Realität zu entkleiden. Wir meinen im Gegentheil, daß man die Stellen, die sich auf vergangene Ereignisse beziehen, viel eher nach der ja auch heiligen Geschichte beurtheilen solle, als die Weissagungen auf die Zukunft nach subjektiven, vorgefaßten Meinungen. Wir haben also, kurz gesagt, den Schöpfungsbericht, sowie die sonstige Geschichte, sofern sie von göttlichen Thaten handelt, als Lehrgehalt der Bibel über die göttliche Thätigkeit zu betrachten; alle anderen beiläufigen, besonders offenbar bildlichen Bemerkungen haben wir nach diesen zu erklären, aber nicht umgekehrt. Denn während es sonst im Allgemeinen ganz richtig ist, daß die Glaubenswahrheiten nicht auf einmal vollständig gegeben, sondern vielmehr nach und nach je nach dem eintretenden Bedürfnisse in der Bibel enthüllt werden, so verhält es sich mit dem Artikel von der Schöpfung ganz anders: diese wird als die Grundlage des ganzen Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen vorangestellt und sogleich in allen ihren Theilen entwickelt, so daß wir nicht erst das Material aus der ganzen Bibel zusammentragen müssen; ähnlich verhält es sich überhaupt mit den einzelnen geschichtlichen Akten des göttlichen Wirkens, darum haben wir auch die Berichte darüber als Auslegungsrichtschnur aller späteren Aussprüche zu betrachten. Was aber die allgemeine Thätigkeit Gottes in der Erhaltung und Regierung der Welt betrifft, so haben wir auch hier offenbar poetische und bildliche, oder sonst dunkle Ausdrücke nach den klaren, bestimmten, in der ausdrücklichen Lehrform gegebenen zu erklären, wie es denn auch sonst als Regel gilt, dunkle Stellen der heiligen Schrift nach den klaren, deutlichen zu erklären; wo dagegen hierüber bestimmte Lehraussprüche gegeben sind, haben wir dieselben einfach anzunehmen. — Was endlich die Wunder betrifft, so finden wir hier oft nur den einfachen Thatbestand des Erfolges im Berichte angegeben, nicht aber die wirkende Ursache, die in manchen Fällen wohl eine natürliche gewesen sein kann; es wird zuweilen eine That berichtet, die weder an der betreffenden

Stelle, noch später als ein Wunder ausdrücklich bezeichnet wird, die aber bei der Unkenntniß der etwaigen natürlichen Ursache dem Erfolge nach allerdings als ein Wunder betrachtet werden muß. In solchen Fällen steht es nach unserer Meinung Jedermann frei, den Vorgang als einen wunderbaren oder als einen durch natürliche, wenn auch verborgene Ursachen bewirkten anzusehen. Die Möglichkeit des Irrthums ist auf beiden Seiten vorhanden, jedoch spricht die Wahrscheinlichkeit insofern für eine übernatürliche Ursache, als es nicht Gebrauch der Bibel ist, oft an sich geringfügige Ereignisse, wenn sie durch natürliche Ursachen eingeleitet sind, zu berichten. Anders dagegen verhält es sich mit denjenigen Thatsachen, die entweder von der Schrift selbst als Wunder ausdrücklich bezeichnet werden, oder dem berichteten Vorgange nach von einer natürlichen Ursache nicht bewirkt sein können. Diese haben wir ausdrücklich als Wunder anzuerkennen, d. h. als Ereignisse, die ihren Grund nicht in den natürlichen Kräften haben, sondern durch eine übernatürliche Kraft bewirkt sein müssen. Wenn wir dabei den Vorgang uns verdeutlichen, so geschieht dieses doch so wenig im Interesse einer Abschwächung, daß wir vielmehr als letzte Ursache jedesmal ein die Naturgesetze zeitweilig aufhebendes Wirken Gottes anerkennen, denn nur so wird der göttliche Ursprung der heiligen Schrift gewahrt.

Wir haben schon oben erklärt, daß wir die Bibel in ihrem ganzen Umfange als Gottes Wort betrachten. Diese Ueberzeugung gründet sich zunächst auf die Gewißheit, daß ihre Verfasser nicht bloße religiöse Genies, sondern vom Geiste Gottes erleuchtete Männer waren. Demgemäß können wir auch weder die bildlichen Ausdrücke (wie z. B. Ps. 105), noch die offenbaren Anpassungen an menschliche Meinungen (Jos. 10, 12) als von menschlichem Irrthume herrührend betrachten, sondern wir müssen sie vielmehr ansehen als Herablassung Gottes zu der Schwachheit der Menschen, die die Verhältnisse in der Natur, die eben nur auf natürliche Weise erkannt werden sollten, noch nicht erkannten. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob die Schreiber der heiligen Schriften den eigentlichen Sachverhalt genauer kannten oder nicht, ob sie das, was sie schrieben, recht verstanden, oder ob sie in derselben irrigen Anschauung über die natürlichen Verhältnisse befangen waren wie die Anderen; sobald wir vielmehr erkennen, daß durch die gegebenen Aussprüche keine neuen Belehrungen gegeben werden sollen, sondern daß es nur Bilder

sind zur Verdeutlichung der übersinnlichen Dinge, so steht nichts im Wege, sie als Anpassungen an die vorhandenen Anschauungen zu betrachten, denn solche waren nöthig, wenn der Zweck erreicht werden sollte. Auch wenn die Propheten keineswegs bloße Maschinen in der Hand Gottes waren, wenn ihnen auch eine gewisse Selbstthätigkeit zukam, konnten sie vom Geiste Gottes doch so geleitet werden, daß sie ihre irrigen Ansichten über die Natur nicht in einer Weise aussprachen, welche uns zu der Ansicht verleiten könnte, daß uns hier ein positiver Lehrgehalt gegeben sei, und nicht bloße Gleichnisse. Andererseits konnte der heilige Geist auch dort, wo uns ein positiver Lehrgehalt geboten wird (wie in der Schöpfungsgeschichte), den Schreiber so leiten, daß er diese Lehren zwar in einer Weise niederschrieb, wie sie seinem Verständnisse und dem seiner Zeitgenossen, **für die sie ja zunächst bestimmt waren,** entsprachen, daß aber nichts desto weniger der Geist dieser Darstellung mit dem objektiven, natürlichen Thatbestande nicht im Geringsten in Widerspruch tritt. Für beide Fälle haben wir das Kriterium der Beurtheilung im Schrifttexte selbst; es wird daher in den einzelnen Fällen einer genauen Exegese bedürfen, um festzustellen, welcher Fall hier vorschlägt, und welche Ansicht die richtige ist; dann werden wir finden, daß in der That die Offenbarung Gottes in Seinem Worte mit der Offenbarung in Seinem Werke übereinstimmt.

Wenn wir indessen die Ueberzeugung von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift schon auf die Thatsache gründen, daß ihre Verfasser von Gott besonders erleuchtete Männer von sittlich reinem Charakter und klarem Verstande waren, welche zugleich bereit waren, ihr Leben für die Wahrheit ihres Zeugnisses einzusetzen, so würde uns doch sofort der Grund unter den Füßen weggezogen, wenn von anderer Seite der unbestreitbare Nachweis geführt würde, daß die heiligen Schriften eben nicht von diesen Männern, deren Namen sie an der Stirn tragen, oder nicht von Männern des beschriebenen Charakters verfaßt wären, oder wenn sie späteren Verstümmelungen und Corruptionen ausgesetzt gewesen wären. In der That sind gegen einen großen Theil der heiligen Schriften, namentlich gegen die fünf Bücher Mosis, verschiedene Geschichtsbücher, Lehrbücher, einzelne Propheten, die Evangelien und einige andere neutestamentliche Schriften oder Theile davon solche Angriffe erhoben worden. Diese Angriffe sind aber nur zum kleinsten Theile aus

wissenschaftlicher Gründlichkeit hervorgegangen; sie verdanken vielmehr ihr Entstehen meist dem persönlichen Bedürfnisse, die Autorität der heiligen Schrift zu untergraben, zu verdächtigen, damit man sie um so leichter ganz abschütteln könne. Die in den heiligen Schriften erzählten Wunder bilden nicht nur ein Hinderniß für die Vernunft, sondern sind auch ein Zeugniß für die Wahrheit des Lehrinhalts; weil man nun weder das Eine noch das Andere annehmen will, sucht man allerlei kritische Gründe gegen die Wahrheit ins Feld zu führen. Einzelne Wortführer der Kritik haben sich in dieser Beziehung deutlich genug ausgesprochen. Unsere Aufgabe ist es nun nicht, auf diese Angriffe zu antworten: sie sind von Theologen, die an wissenschaftlicher Tiefe und reichen Kenntnissen den Gegnern wahrlich nicht nachstehen, bereits gründlich widerlegt worden; ja ein großer Theil derjenigen Bücher oder Theile derselben, welche von einigen Kritikern für verfälscht erklärt wurden, sind von anderen als echt anerkannt, und dafür wieder andere von jenen als echt anerkannte verworfen worden. Im Allgemeinen sind die Kritiker jenen Naturphilosophen zu vergleichen, welche die Welt von ihrer Studirstube aus — nicht etwa erforschen, nein — konstruiren wollten; denn die Kritiker der biblischen Bücher springen mit der Geschichte gerade so um, wie die Philosophen in der Blüthezeit der Philosophie es mit den exakten Ergebnissen der Naturforschung thaten. Unter den Werken, welche die Authentie, Integrität und geschichtliche Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift nachweisen, sind die vorzüglichsten: Keil, Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament; Guericke, Neutestamentliche Isagogik; Tischendorf, Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?

Wenn wir nun hier auch darauf verzichten müssen, die göttliche Eingebung der heiligen Schrift auf wissenschaftlichem Wege — nicht zu beweisen, denn das ist unmöglich, sondern nur — wahrscheinlich zu machen, so wollen wir doch nicht unterlassen, auf einen Beweis für die göttliche Eingebung hinzuweisen, der nicht nur sicherer als alle anderen ist, sondern den auch Jeder ohne wissenschaftliche Hilfsmittel selbst anstellen kann; wir meinen nämlich den Beweis aus ihrem Inhalte. Wir wollen noch nicht darauf hinweisen, wie das biblische Sittengesetz (auch das alttestamentliche, jüdische) in keiner Religion und keinem heidnischen Staate seines Gleichen hat, wir wollen auch nicht auf die Wirkungen verweisen, die die Anwendung

des **lauteren** biblischen Inhalts auf das Leben jederzeit gehabt hat, sondern wir wollen nur diejenigen unserer Leser, welche etwa an der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift zweifeln, auf den Weg aufmerksam machen, den Jesus Joh. 7, 17 allen Denen anräth, die an der Wahrheit seines Wortes zweifeln. Der Herr sagt hier nicht, daß es Jemand auf eine lange Probe solle ankommen lassen, ob sich seine Lehre als Wahrheit beweisen werde, sondern er verlangt nur, daß doch Jeder einmal nur den redlichen Willen zeigen solle, seine Sittenlehre zu erfüllen; wenn Jemand das ernstlich versuche, werde er bald eine solche Kraftlosigkeit und ein solches Unvermögen dazu in seinem Herzen wahrnehmen, daß er zu der Ueberzeugung gelangt, daß er gerade so einen Helfer brauche, wie sich Jesus darbietet. Es braucht in der That keiner langen Probe, um zu beweisen, daß der Mensch aus eigener Kraft die Gebote Gottes nicht einmal äußerlich vollkommen erfüllen kann, sondern daß er wirklich einen Erretter braucht, so wie ihn das Alte Testament verheißt und das Neue verkündigt; jeder Mensch, der auf sich selbst achtet, wird das bald genug erkennen. Wer aber zu der Einsicht gekommen ist, dem erschließt sich bald der ganze Heilsplan Gottes, und mit ihm die ganze Bibel als Gottes Wort. Wer sich aber auf diesen Beweis nicht einlassen will, gegen den zeugt wenigstens die ganze Kirchen- und Missionsgeschichte mit ihrem Beweise von der weltüberwindenden Kraft des Evangeliums und von der Strafe des Unglaubens, wie sie sich z. B. in so bezeichnender Weise an dem jüdischen Volke offenbart, an dem sich das Wort Jesu erfüllt: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis des Menschen Sohn wiederkommt, Matth. 24, 34 mit 30; Luc. 21, 32 mit 27.

Mit dem eben erörterten Beweise sind wir zugleich auf dem Boden angelangt, auf dem wir auch gegenüber den Hypothesen der Naturforscher einen festen Stand haben. Wenn wir die Wahrheit des Wortes Gottes am eigenen Herzen erfahren haben, dann macht uns Nichts mehr daran irre, wenn es auch einen noch so großen Schein der Wahrheit hat. Von diesem Grundsatze sind wir bei der Bearbeitung des ersten Bandes ausgegangen; dasselbe soll auch bei diesem Bande stattfinden. Es ist auf dem Gebiete der Glaubenswahrheiten wesentlich derselbe Boden, auf dem wir stehen, wie auf dem Gebiete der rein empirischen Naturwahrheiten, nämlich **der Boden der Erfahrung**; in beiden Gebieten stehen wir demnach

der spekulativen, idealistischen Philosophie gegenüber, denn diese gründet sich nur auf das Denken. Auf dem Gebiete der natürlichen Gegenstände oder der empirischen Thatsachen ist die äußere Erfahrung, die sinnliche Wahrnehmung mit den darauf gegründeten Schlüssen unser Grund; auf dem Gebiete der übernatürlichen Gegenstände oder der Glaubensthatsachen ist die innere Erfahrung unser Grund. Wahre innere und äußere Erfahrung können einander nicht widersprechen, darum bildet auch der wahre Glaube und das wahre Wissen keinen Gegensatz. Die äußere Erfahrung hat sinnenfällige Dinge zu ihren Objekten und wird darum leichter entweder selbst gemacht oder auf Autorität hin angenommen; die innere Erfahrung hat übersinnliche Dinge zu ihren Objekten, sie kann daher nur von Solchen entweder selbst gemacht oder (wiewohl das nicht die rechte Art ist) auch auf Autoritäten hin angenommen werden, die nicht an die Sinnlichkeit gefesselt sind. Die Ergebnisse der äußeren Erfahrung werden darum von der Mehrzahl der Menschen leichter auf Autoriät hin geglaubt, die innere Erfahrung wird zwar auch oft auf Autorität hin geglaubt, gibt aber dann ebenso wenig eine Gewißheit als die äußere Erfahrung, wenn sie nicht selbst gemacht ist, Gewißheit zu bieten. Auf dem Gebiete der äußeren Erfahrung ist es dem Menschen im Allgemeinen leichter, zu einer subjektiven Gewißheit zu gelangen; der Irrthum ist aber damit noch nicht ausgeschlossen, sondern in Folge der Sinnestäuschungen und vielfacher Fehlschlüsse gerade sehr leicht möglich. Auf dem Gebiete der inneren Erfahrung ist eine Gewißheit schwerer zu erlangen, sie ist aber um so sicherer; sofern sie nur auf die innere Erfahrung gegründet ist, ist der Irrthum geradezu ausgeschlossen; sofern sie aber auf Schlüsse gegründet ist, ist der Irrthum auch hier möglich. Die durch die äußere Erfahrung vermittelte Gewißheit pflegt man Wissen zu nennen, die durch die innere Erfahrung vermittelte dagegen nennen wir Glaubensgewißheit. Die Erkenntnisse, welche das Wissen in sich begreift, werden von Menschen entweder ganz oder zum größten Theile auf fremde Autorität hin angenommen; nur der kleinste Theil seines Wissens wird vom einzelnen Menschen selbst erkannt und erforscht. Der Glaube beginnt zwar auch meist mit einem Annehmen auf Autorität hin, allein der rechte Glaube bleibt hierbei nicht stehen, sondern sucht die Bestätigung des Geglaubten in der eigenen Erfahrung; und in der That steht jedem Menschen der Weg offen, durch eigene Er-

fahrung zur Glaubensgewißheit durchzudringen. Wenn diese Glaubensgewißheit auch nur in Beziehung auf die Hauptpunkte durch unmittelbare Erfahrung erlangt werden kann, so ist doch schon dadurch, daß die Hauptpunkte des Glaubens als Wahrheit sich erweisen, auch die Wahrheit der anderen mit gegeben, und es kann nur darauf ankommen, aus der Quelle unserer Glaubenswahrheiten die ganze Wahrheit in ihrem Umfange und ihrer Bedeutung festzustellen. Wir können unsere Leser nur ermuntern, auf dem Gebiete des Glaubens den oben angegebenen Weg der Erfahrung zu verfolgen, wir selbst aber wollen, auf dem Boden der äußeren und inneren Erfahrung stehend, die Uebereinstimmung beider nachweisen. Je mehr wir diese Uebereinstimmung auch in den aus der unmittelbaren Erfahrung gezogenen Schlüssen finden, um so mehr werden wir auch diese als richtig anerkennen müssen.

Die Wichtigkeit einer solchen Uebereinstimmung für den Christen ist offenbar. Wer durch seinen Beruf weder dazu genöthigt ist noch Gelegenheit dazu hat, sich mit den wirklichen oder vermeintlichen Resultaten der durch äußere Erfahrung, durch sinnliche Wahrnehmung nach Wahrheit forschenden Wissenschaft bekannt zu machen, der kann sich für seine Person einfach an das geoffenbarte, durch die innere Erfahrung als Wahrheit erprobte Wort halten, wobei es freilich noch darauf ankommt, ob er, von der äußeren Erfahrung absehend, das wenige hierauf Bezügliche recht versteht. Wer aber durch seinen Beruf oder durch seine Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft, oder durch seinen Wissenstrieb dazu veranlaßt wird, sich auch mit der Naturforschung oder ihren wirklichen Ergebnissen zu beschäftigen, und dabei seinen Christenglauben nicht verleugnen will, dem wird es auch Bedürfniß sein, die Offenbarung Gottes in der Natur und die im Worte in Uebereinstimmung zu wissen. Man kann nicht mit dem Kopfe ein Heide, und mit dem Herzen ein Christ sein, das Christenthum verlangt auch den Kopf; denn wenn der Verstand den Glaubenswahrheiten widerspricht, können sie auch keinen Einfluß auf das Herz haben. Ebenso kann man sich nicht über den ungelösten Zwiespalt in der Weise hinwegsetzen, daß man die Lösung von der Zukunft erwartet und sich inzwischen begnügt, Alles der Bibel scheinbar Widerstreitende als unbewiesen zu betrachten, denn das hieße zuweilen den klarsten Thatsachen ins Gesicht schlagen; in Kleinigkeiten oder minder bewiesenen Behauptungen kann man wohl die

Wahrheit dahingestellt sein lassen, oder die Lösung von der Zukunft erhoffen, bei deutlich erwiesenen Thatsachen von großer Tragweite geht das nicht an. Und wenn man es nicht nur für seine Person vorzieht, sich mit diesem Widerspruche gar nicht zu befassen, sondern es auch den Ungläubigen gegenüber verschmäht, auf dieses Thema einzugehen, so ist das nicht die Weise der Bibel. Da kann uns zwar eine gewisse theologische Schule (insbesondere die Schüler Becks), welche mit der Prätension auftritt, die „biblische Theologie" zu besitzen, sagen: Jesus habe sich Niemandem aufgedrängt, der ihn nicht zum Lehrer haben wollte, und so solle man auch die Menschen, die nicht glauben wollen, nicht mit Verstandesbeweisen zwingen; wer aber glauben wolle, bedürfe solcher Beweise nicht. Allein sehen wir recht zu, so hat sich zwar Jesus Niemandem aufgedrängt, er ist aber ebenso wenig seinen Gegnern aus dem Wege gegangen, wo sie ihm entgegentraten, sondern hat sich herbeigelassen, die Wahrheit zu beweisen, auch da, wo er sah, daß es keinen Nutzen schaffen würde. Dasselbe haben Stephanus und Paulus gethan Apg. 6, 9. 10; 9, 22. Die Verfasser der Psalmen und der alttestamentlichen Weisheitsschriften haben auch über natürliche und übernatürliche Dinge nachgedacht, haben Beweise für das Dasein und die Thätigkeit Gottes aufgestellt. Hebr. 3, 1—4 enthält einen streng logischen Beweis für die Gottheit Christi (nach dem Grundtexte). Ja, Gott selbst appellirt wiederholt an den Verstand der Menschen, indem Er Sich auf Seine Erweisungen gegenüber den stummen Götzen beruft, Jes. 41, 21 ff. 26—29; 42, 9; 43, 8—12; 44, 1—20. 24—26; 45, 18—21; 48, 5. 14—16. Wenn man aber darauf hinweist, daß durch solche Disputationen noch Niemand bekehrt worden sei, so ist dieses erstens nicht einmal zuzugeben, wenngleich offenbar ist, daß der Erfolg gering genug ist; dann aber können wir eben aus den angegebenen Beispielen schließen, daß es unsere Pflicht ist, die Wahrheit durch stichhaltige Beweise zu vertheidigen, wenn dieses bei den Feinden derselben auch keinen Erfolg hat. Die Beweise können doch wenigstens zur Befestigung schwankender Gemüther dienen, oder ein Zeugniß gegen die Feinde der Wahrheit sein. Vergl. Matth. 12, 41 f.; 24, 14.

§ 1.

Von der Existenz Gottes.

Im ersten Bande haben wir bereits an der Hand der wissenschaftlichen Thatsachen nachgewiesen, daß die Welt ohne die Annahme der Existenz eines persönlichen (1. Band, S. 1630), von der Welt wesentlich verschiedenen (transscendenten), aber doch in ihr wohnenden und wirkenden Gottes nicht zu begreifen sei (1. Band, § 34 und 35). Es erübrigt uns hier, die dort in einzelnen Thatsachen gegebenen Beweise, dem Plane des 2. Bandes entsprechend, systematisch zu entwickeln und zugleich das Wesen Gottes näher zu bestimmen. Da wir es nun hier vorzugsweise mit der Thätigkeit Gottes, und nicht mit der Thätigkeit der Naturkräfte zu thun haben, stellen wir diese Beweise billig oben an. Die Bibel selbst beginnt zwar nicht damit, die Existenz Gottes zu beweisen, sondern erzählt uns sogleich von Seinen Werken, und setzt also die Existenz Gottes voraus. Das kommt hauptsächlich daher, daß zu der Zeit, wo die Niederschrift des göttlichen Wortes begann, der Glaube an Gott, Dank der Uroffenbarung Gottes an die Menschheit, noch allgemein, wenngleich zum Theil sehr verderbt war. Später, als sich der Unglaube in seinen Anfängen zeigte (vergl. Ps. 14, 1; 53, 1, wo die Gottesleugner sich noch nicht offen mit ihrer Sprache herauswagten), begannen die prophetischen Männer auch das Dasein Gottes zu beweisen, und jetzt, wo der Unglaube so allgemein ist, ist es eine noch nothwendigere Aufgabe. Wir folgen dabei der gewöhnlichen Eintheilung.

1. Der kosmologische Beweis schließt aus der Existenz der Welt an sich, noch abgesehen von ihren besonderen Zuständen, auf die Existenz eines Weltschöpfers. Dieser Beweis ist der dem einfachen Manne zunächst liegende und schließt für ihn zugleich die

anderen ein. Jeder Mensch erkennt, daß zu einer Wirkung nothwendig eine dieselbe hervorbringende Ursache gehört, und schließt von dem Vorhandensein der Wirkung auf die Existenz der Ursache. Nimmt man immer wieder neue Ursachen an, so muß man doch zuletzt auf eine Ursache kommen, die nicht durch eine andere Ursache bedingt ist, sondern den Grund ihres Daseins in sich selbst hat. Da bei allem irdischen Geschehen die Ursache eher existirt, als die Wirkung, muß auch die letzte Ursache aller Weltdinge vor diesen vorhanden gewesen sein. Da wir uns aber von dem Entstehen eines Dinges aus sich selbst nicht die geringste Vorstellung machen können, müssen wir nothwendig dieser letzten Ursache die ewige Existenz zusprechen; das muß auch jeder Sensualist, der nur das glaubt, was er sieht und mit Händen greifen kann, zugestehen. Aber eben aus diesem Grunde meint der Sensualist und Materialist, daß die Welt selbst von Ewigkeit her existirt habe, oder doch, daß der Stoff von Ewigkeit her vorhanden, und in demselben eine ewige Bewegung sei. Wir haben diese Ansicht im 1. Bande in den §§ 1—4 widerlegt und gezeigt, daß sowohl der Stoff, wie die Kraft, einen Anfang genommen haben muß. Wir geben zu, daß die Nothwendigkeit der Erschaffung des Stoffes nicht Jedem sogleich einleuchtet, wie denn in der That die heidnische Philosophie nie zu dieser Annahme gelangt ist. Selbst die kosmologischen Beweise der Bibel wollen nie die Erschaffung des Stoffes beweisen, ja, mit Ausnahme von Hebr. 11, 2 ist in der Bibel nirgends die Erschaffung des Stoffes behauptet. Aber doch hatten die heidnischen Philosophen schon die Ansicht, daß der Stoff, den der Weltbildner vorgefunden, mehr oder weniger ohne Kräfte existirt habe und erst vom Weltbildner zu dem gemacht worden sei, was er jetzt ist. Allein eine solche Existenz des Stoffes haben wir bereits als unmöglich nachgewiesen (1. Band, S. 27); die Materialisten aber würden mit einem solchen Zugeständnisse auch nicht im Geringsten befriedigt sein. Was aber die biblischen Beweise betrifft, so geht daraus keineswegs hervor, daß die Verfasser der biblischen Bücher die Weltschöpfung aus Nichts leugnen wollten, sondern sie hielten es nur für unmöglich, dieselbe logisch zu beweisen. In der That dürfte es ohne die Resultate der heutigen Naturforschung unmöglich sein, die Erschaffung des Stoffes logisch zu beweisen, und die neuere Philosophie wäre wohl kaum zur Aufstellung dieses Dogmas gelangt, wenn sie es nicht der christlichen Glaubenslehre ent-

nommen hätte. Diese aber hat es nicht allein aus Hebr. 11, 2 geschöpft, sondern überhaupt dem ganzen Geiste der Bibel entsprechend gehalten; denn nicht nur deuten Ausdrücke, wie sie sich Ps. 33, 9; 115, 3; 135, 6; Röm. 4, 17; Offenb. 4, 11 finden, darauf hin, sondern man findet auch nirgends eine Andeutung, daß Gott den Stoff vorgefunden habe. Hebr. 11, 2 finden wir aber deutlich ausgesprochen: „daß das Sichtbare nicht aus Erscheinendem geworden ist"; das bedeutet aber nach biblischem Sprachgebrauche nicht, daß es aus unsichtbarem, nicht erscheinendem Stoffe geworden ist, sondern besonders in Berücksichtigung des Vorhergehenden heißt es nichts Anderes, als daß das Sichtbare unmittelbar von Gott ins Dasein gerufen wurde. Denn im Vorhergehenden sagt der Verfasser: Durch den Glauben merken wir, daß die Welten durch Gottes Wort zugerichtet sind; es handelt sich also hier um Dinge, die nicht durch sinnliche Erfahrung, auch nicht durch Philosophiren, sondern nur durch den Glauben wahrgenommen werden können. Dieser Glaube ist aber kein anderer, als der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes, an die Schöpfungsgeschichte, die es uns allein sagt, daß Gott die Welt durch Sein Wort geschaffen hat. Ohne Glauben an das geoffenbarte Wort können die Menschen zwar erkennen, daß Gott die Welt gebildet hat, sie können aber weder wissen, auf welche Weise dieses geschah, noch können sie wissen, daß auch der Stoff erst von Gott erschaffen wurde. Es fehlt zwar auch hier nicht an Leuten, welche (oft auch aus für die biblische Weltanschauung ziemlich unschuldigen Motiven) übersetzen wollen: „daß das Sichtbare aus Nichterscheinendem geworden ist"; allein wir können es weder sprachlich für richtig halten, noch ist ein naturwissenschaftlicher Grund dazu vorhanden. Denn das „Nichterscheinende" könnte, wenn man es als eine Annäherung an die Auffassung der heutigen Naturforschung betrachten wollte, doch nichts Anderes sein, als Stoff ohne Kraft; daß aber die Annahme eines solchen weder logisch gerechtfertigt ist, noch bei den Materialisten Anerkennung findet, haben wir schon bemerkt.

Es bleibt demnach dabei, daß schon der Stoff an sich nicht von selbst entstehen, oder von Ewigkeit her existiren konnte, sondern daß vielmehr seine Existenz die Annahme eines persönlichen, über dem Stoffe stehenden und ihn beherrschenden Gottes fordert. Denn wenn Gott den Stoff erschaffen hat aus Nichts, dann muß Er ihn

auch vollständig beherrschen können. Aber nicht nur die Existenz des Stoffes an sich, sondern insbesondere seine Ausgestaltung zu den verschiedenartigsten Weltkörpern und Weltdingen erfordert die Annahme eines persönlichen Gottes. So wenig als es einem Menschen einfallen würde, irgend ein Kunstwerk, ein Gebäude, eine Maschine für ein Naturprodukt zu halten, weil sich dasselbe Material auch in der Natur findet, so wenig fällt es dem gesunden Menschenverstande ein, die Welt als das Produkt der in dem Stoffe wirkenden Naturkräfte anzusehen. Wir haben im ersten Bande ausführlich nachgewiesen, daß weder die Weltkörper, noch die Organismen, noch die ersten Thier- und Menschenseelen ohne die Wirksamkeit einer höheren Macht zu Stande kommen konnten, auch wenn man dabei von der Zweckmäßigkeit der Verhältnisse noch absieht. — Gegenüber den von jedem verständigen Menschen, insbesondere aber von den Naturforschern so häufig von der Wirkung auf die Ursache gezogenen Schlüssen ist es nur philosophische Spitzfindigkeit, wenn Kant gegen diesen Beweis einwirft, daß es falsch sei, von den Folgen des höchsten Grundes auf diesen selbst zu schließen, statt von diesem aus auf die Folgen zu gehen, oder auch, daß man vom Endlichen nicht auf das Unendliche schließen dürfe; allerdings dürfen wir die Unvollkommenheiten des Endlichen oder der Wirkung jener höchsten Ursache nicht auf diese selbst übertragen, aber wir müssen die letztere doch wenigstens so denken, daß sie die Wirkungen hervorbringen kann. Der „biblischen Theologie" sei insbesondere noch ins Gedächtniß zurückgerufen, daß auch Hebr. 3, 4 ein Schluß vom Endlichen auf das Unendliche gezogen wird. Ebenso kann man keinem verständigen Menschen zumuthen, eine endlose Reihe von endlichen Ursachen anzunehmen; denn sind die Ursachen endlich, zeitlich, so müssen sie schließlich auf eine ewige zurückgehen. Der kosmologische Beweis kann demnach nicht mit Grund angefochten werden, wenn man nicht in ächt skeptischer Weise alle Wahrheit bezweifeln will. Aus diesem Grunde führt ihn auch die Bibel in einfacher und schlichter Weise, die dem gemeinen Manne besser verständlich ist, als hochklingende philosophische Deduktionen; wir finden ihn Hebr. 3, 4; Jes. 40, 12, 26; Röm. 1, 19, 20, wozu zu vergleichen Ps. 8, 2, 4; 19, 2, 4; Jer. 10, 12; Hiob Kap. 38—41.

2. Der teleologische Beweis folgert aus der Zweckmäßigkeit der Welt, daß diese einen weisen, den Zweck setzenden Urheber haben

müſſe. Wir können hier mehr Gewicht auf dieſen Beweis legen als im erſten Bande, weil wir hier erkennen werden, daß die bei aller ſonſtigen, oft wunderbaren Zweckmäßigkeit der Weltdinge doch vorhandenen einzelnen Ausnahmen ihren Grund in der Sünde haben, was wir im erſten Bande nur andeuten konnten. Wenn wir uns gleichwohl verwahren gegen die übermäßige Ausbeutung dieſes Beweiſes von Seiten mancher Theologen, ſo geſchieht dieſes nur im Intereſſe der Sache ſelbſt, indem durch zu große Naivetät auf dieſer Seite ſchon dem ganzen Beweiſe geſchadet worden iſt. Wir erkennen demnach an, daß vorzüglich im organiſchen Leben Manches ſich findet, was man ohne Annahme von Gegenwirkungen nicht in einen abſoluten Zweck einordnen kann (ſo namentlich Krankheit und Tod, organiſche Mißbildungen, organiſche Artbildungen von ſo eigenthümlichen Formen, daß man ſie unmöglich als das beſondere Ziel einer zweckſetzenden Urſache anſehen kann, wie z. B. das nordamerikaniſche Felſenſchaf); wir erkennen an, daß alle ſich von Thieren nährenden Organismen unmöglich der urſprünglichen Abſicht einer das Lebendige liebenden und zweckmäßig wirkenden Urſache entſprechen können; wir erkennen an, daß auch die zweckmäßigen Organe mancher Organismen nicht nothwendig von einer ſie ſo ſchaffenden Urſache herſtammen müſſen, ſondern daß, wenn ſonſt die Organismen auf natürlichem Wege hätten entſtehen können, es auch möglich geweſen wäre, durch die vom Darwinismus angegebenen natürlichen Urſachen manche mit zweckmäßigen Organen verſehene Organismen zu erzeugen, und manchen unzweckmäßigen Organismus zum Ausſterben zu bringen; ja wir erkennen ſogar an, daß **einzelne**, für den gegebenen Lebenskreis eines Thieres oder einer Pflanze zweckmäßige Modifikationen (die aber trotzdem noch keine Vervollkommnung des Organismus überhaupt in ſich ſchloſſen) auf dem Wege der zufälligen Variation, der Anpaſſung und des Kampfes um das Daſein entſtanden ſein können, womit jedoch noch nicht geſagt iſt, daß ſie wirklich auf dieſem Wege entſtanden ſind. Wir erinnern hier nur an die zum Graben eingerichteten Vorderfüße des Maulwurfs; an die Springfüße der Känguruhs, der Springhaſen; an die weiße Farbe vieler Bewohner der Polarländer, welche ſie vor Verfolgungen ſchützt; an die flügelloſen Inſekten der Inſeln, welche in Folge deſſen nicht in Gefahr kommen, in das Meer geworfen zu werden; an das Gebiß der fleiſchfreſſen-

den Thiere, welches von Gott doch gewiß nicht so geschaffen wurde. Wir erkennen es aber andererseits an, und machen es als einen Beweis für das Dasein eines zweckmäßig handelnden Gottes geltend, daß, wenn die Welt von selbst entstanden wäre, ohne Mitwirkung eines allweisen Wesens, schon die Grundstoffe nicht so auf einander angelegt sein könnten, daß sich aus einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Elementen die ganze, Millionen der wunderbarsten Erscheinungen darbietende Welt aufbaute, wir erinnern ferner an die wunderbare Mechanik des Himmels, insbesondere unseres Sonnensystems, an die zweckmäßige Einrichtung des Mars, nach welcher wir auf anderen Weltkörpern Aehnliches vermuthen können, an die mannigfaltigen einander ausgleichenden Naturerscheinungen der Erde (die Atmosphäre und das Wasser ist mit solchen Eigenschaften begabt, daß sie zur fortwährenden Ausgleichung der Temperaturgegensätze in den verschiedenen Theilen der Erde beitragen, das Wasser gewährt vermöge seiner Eigenthümlichkeit, daß es bei + 4° C. seine höchste Dichtigkeit hat, die Möglichkeit der Erhaltung organischen Lebens auch bei hohen Kältegraden, und trägt durch dieselbe Eigenschaft überhaupt viel dazu bei, den Winter erträglicher zu machen), an das massenhafte Vorkommen der den Menschen nützlichsten und unschädlichsten Stoffe und Organismen (z. B. das Wasser, die einzige, dem menschlichen Körper gänzlich unschädliche, unorganische Flüssigkeit; das Eisen, das einzige unschädliche Metall, finden sich beide am häufigsten auf der Erde; ferner finden sich in allen Theilen der Erde, mit Ausnahme der Polargegenden, kulturfähige Pflanzen, und die Hausthiere sind fast die einzigen Kosmopoliten unter den Thieren), gegenüber dem seltenen Vorkommen giftiger Pflanzen und Mineralien. Von den zweckmäßigen Organen und Instinkten der verschiedenen Thierarten wollen wir nicht reden, da sie uns zu weit führen würden, dagegen wollen wir noch die besondere Zweckmäßigkeit des menschlichen Leibes erwähnen, welche es dem Menschen ermöglicht, trotz seiner natürlichen Hilflosigkeit durch Kunst sich nicht nur seine Nahrung und allerlei Genüsse zu verschaffen, sondern auch über die Thiere zu herrschen, und vielfach den Kampf mit den Naturmächten aufzunehmen. Endlich ist noch hervorzuheben, daß die Zweckmäßigkeit der organischen Reiche im Ganzen, gegenüber welcher die einzelnen Ausnahmen verschwindend zu nennen sind, nicht denkbar ist ohne eine ursprünglich vollständig zweckmäßige Ordnung der

Dinge. Denn wenn die verschiedenen Organismen durch das blinde Spiel der Naturkräfte erzeugt worden wären (was ja auch aus anderen Gründen unmöglich ist, wie wir im ersten Bande ausführlich nachgewiesen haben), so hätten sich ja von Anfang an gleichviel zweckmäßige und unzweckmäßige Varietäten gebildet; da aber auch die unzweckmäßigen eine Zeit lang bestehen, und auch immer wieder neue unzweckmäßige Modifikationen erzeugt werden, welche nur durch Ueberwältigung von Seiten der zweckmäßigen Varietäten verdrängt werden können, so müßten zu jeder gegebenen Zeit eine viel bedeutendere Zahl unzweckmäßiger Organismen sich finden, als dieses thatsächlich der Fall ist. Wir können demnach schließen, daß die Welt ursprünglich von einer zweckmäßig wirkenden und darum persönlichen, weisen Ursache vollständig zweckmäßig eingerichtet wurde, und daß die jetzt zum Theil vorhandene Unzweckmäßigkeit auf Rechnung der ziel- und planlos wirkenden Naturkräfte kommt. Die zweckmäßige Einrichtung der Weltdinge dürfen wir aber nicht blos als eine Eigenthümlichkeit der irdischen Zustände betrachten, sondern wir müssen vielmehr schließen, daß auf jedem der vielen Millionen von Weltkörpern eben so große Zweckmäßigkeit herrscht, wie auf der Erde. Eine solche umfassende, zweckmäßige Ordung setzt aber nicht blos einen weisen, sondern einen allweisen Urheber voraus, darum leistet uns die Zweckmäßigkeit der Welt noch besondere Dienste zur Erforschung des göttlichen Wesens.

Das zweckmäßige Geschehen in der Welt drängt sich jedem Menschen auf, selbst dem, der es gern leugnen möchte. So kommt es dann, daß auch Materialisten vom Zwecke sprechen müssen, obgleich es bei ihnen keinen geben soll; wenn sie dabei sich gleichwohl hüten, von einer zwecksetzenden Ursache zu reden, so entschlüpfen ihnen doch zuweilen Worte, die es verrathen, daß sie sich vom Gedanken einer den Naturverlauf bestimmenden, den Zweck setzenden Macht nicht ganz loszumachen vermögen. So sagt z. B. Büchner an einem Orte: „daß das Handeln der Natur ein nach einem bestimmten, ihr einmal vorgeschriebenen Formalismus vor sich gehendes ist.“ Hier haben wir eine einfache Umschreibung der die Naturvorgänge beherrschenden Zweckidee! Weil denn die Zweckmäßigkeit in der Natur sich jedem Menschen aufdrängt, so führt auch die Bibel öfter dieselbe als einen Beweis der Weisheit Gottes mehr oder weniger deutlich an. Am deutlichsten findet sich dieser Beweis Jes. 45, 18, wo

es wörtlich heißt: „So spricht der Herr, der den Himmel schafft, — Er ist Gott, — der die Erde bildet und sie bereitet, — Er hat sie auch festgestellt, — nicht zur Einöde hat Er sie geschaffen, sondern zum Wohnen eingerichtet: „„Ich bin der Herr und ist keiner mehr.““ Ferner finden wir diesen Beweis Spr. 20, 12; Jes. 40, 26; Apg. 14, 17; 17, 24 ff.; Röm. 1, 19 f.

3. Der moralische Beweis. Wenn wir im ersten Bande § 29 erkannten, daß die Idee des Rechts und Unrechts dem Menschen angeboren sei, so folgt daraus, daß diese Idee, die eben als Erkenntnißinhalt Eigenthum des Geistes ist, ebenso wie der im Menschen fungirende, die Idee zur Anwendung bringende Richter (das Gewissen, wovon später mehr) einen Urheber haben muß, in dem beide am ersten und vollkommensten verwirklicht sind und zum Ausdrucke kommen. Weist schon die Erschaffung der Menschenseele an sich auf einen denkenden, wollenden und wirkenden Gott, so noch mehr die Thatsache, daß dieser Menschenseele ein Sittengesetz eingepflanzt ist, nach welchem das Gewissen den Menschen richtet. Als Urheber dieses Gesetzes ist Gott nicht nur der Weise, sondern auch der Gerechte; denn wenn Er dieses nicht selbst im vollkommensten Maße wäre, hätte er dem Menschen nicht nur nicht das Verlangen nach einer Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen eingepflanzt, sondern ihm nicht einmal ein Gesetz gegeben, welches von dem Menschen Gerechtigkeit verlangt, und einen Richter, welcher ihn jetzt schon innerlich bestraft. Er hat aber nicht nur das Verlangen nach einer volleren Vergeltung, als sie das strafende oder belobende Gewissen bietet, dem Menschen eingepflanzt, sondern auch die Ueberzeugung von dem Eintritte einer solchen im Leben des Einzelnen wie der Völker macht sich fast allgemein geltend. In der That ist die Welt so organisirt, daß jede Treue gegen die Stimme des Gewissens, sei es im Verhalten gegen sich selbst oder gegen die Mitmenschen, in der Regel schon im diesseitigen Weltleben ihre Belohnung, jede Untreue ihre Bestrafung findet. Enthaltsamkeit, Fleiß, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, gerechtes und liebevolles Verhalten gegen die Mitmenschen finden in der Regel schon hier auf Erden ihren Lohn in der eigenen Gesundheit und dem Wohlergehen und in der Achtung und Liebe der Menschen, ebenso wie der Mangel dieser Eigenschaften seine Strafe in dem Ruin des eigenen Körpers oder doch der äußeren Wohlfahrt, und in der Verurtheilung und Verabscheuung von Seiten aller guten Menschen findet.

Wenn aber auch im Leben der Einzelnen die Gerechtigkeit nicht immer belohnt und die Ungerechtigkeit nicht immer bestraft wird, so kann das Denjenigen, der von dem ihm eingepflanzten Sittengesetz ein lebendiges Bewußtsein sich bewahrt, nicht an der Ueberzeugung von einer gerechten Vergeltung irre machen, sondern muß ihm nur die Nothwendigkeit einer Unsterblichkeit und einer jenseitigen Vergeltung nahelegen. Denn wenn das Leben der Einzelnen wohl Gelegenheit zu manchem Zweifel darbieten könnte, so zeigt dagegen die Geschichte der Völker um so deutlicher das Walten der göttlichen Gerechtigkeit. Wir können aus der Geschichte lernen, wie Völker mit höherer sittlicher Kraft oder doch größerer Treue gegen das verliehene sittliche Kapital andere in Unsittlichkeit versunkene Völker überwältigten und unterdrückten, bis auch sie ihr sittliches Kapital vergeudet hatten und wieder durch andere, vielleicht durch die vorher von ihnen unterdrückten Völker, welche unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse sich von Neuem sittlich emporgearbeitet hatten, abgelöst wurden. Wer die Geschichte mit verständigem Sinne und sittlicher Urtheilskraft betrachtet, wird diese Thatsache bestätigt finden; nur gilt es eben, wie schon bemerkt, nicht nur den absoluten sittlichen Gehalt allein zum Maßstab zu gebrauchen, sondern auch die Treue gegen die verschiedene Erkenntniß des Sittlichen zu beachten. Denn obwohl jedem Menschen durch die angeborene Idee sein Verhalten gegen die Nebenmenschen deutlich vorgezeichnet ist, so ist doch einestheils das Verhalten gegen sich selbst dem Menschen nicht so deutlich erkennbar, andererseits wird die angeborne sittliche Erkenntniß durch die von nationalen Gewohnheiten und Erbfehlern vielfach abhängige Erziehung oft entstellt und getrübt, anstatt geweckt und erleuchtet. Der Mensch ist eben auch hier von seiner Umgebung und den natürlichen Verhältnissen zwar beeinflußt, aber nicht gebunden; er kann sich von den Vorurtheilen und Sünden seiner Zeit und seines Volkes allmälig losmachen, ja ein ganzes Volk kann sich allmälig heraufarbeiten, während ein anderes bei besserer Erkenntniß immer tiefer sinkt. So kann es dann geschehen, daß moralisch tiefer stehende Völker, welche aber doch unter ungünstigeren Verhältnissen eine größere Treue gegen die Bezeugungen ihres Gewissens bewahrten, andere Völker überwältigen. Indessen ist wohl kaum ein Fall bekannt, wo dieses auf dem Gebiete der natürlichen Religion, d. h. bei der Wirksamkeit bloßer Gewissensbezeugungen stattgefunden hat; diese Fälle beschränken sich vielmehr

auf solche Völker, die mehr oder minder im Lichte der göttlichen Offenbarung leben, und es wird daher vorzüglich bei diesen nicht blos der absolute sittliche Gehalt, sondern auch die Treue oder Untreue gegen die übernatürlichen Bezeugungen als der Maßstab der göttlichen Gerechtigkeit betrachtet werden müssen, nach welchem die Völker gerichtet werden. Darum mußten z. B. die Juden durch Völker gestraft werden, die nicht besser waren als sie, und die verdorbene christliche Kirche muß durch die Welt oder auch durch ungläubige, heidnische oder muhamedanische Völker gezüchtigt werden. „Welchem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert.“*) Alles dieses ist ein Beweis von dem Walten eines gerechten Gottes, und darum auch ein Beweis von dem Dasein eines über der Materie stehenden Gottes; denn weder Stoff noch Naturkraft wissen Etwas von Recht und Gerechtigkeit, ebenso wenig aber auch von Freiheit. Diese können nur ein freies, persönliches, gerechtes Wesen zum Urheber haben. Die heilige Schrift führt diesen Beweis besonders 5 M. 32, 8. 9; Jes. 44, 7; Apg. 17, 26; Röm. 2, 14—16.

Dem gläubigen Christen zeigt sich das Walten Gottes in der Geschichte auch insbesondere darin, daß Er Seinen Heilsplan zum Besten der Menschheit trotz aller Hindernisse zu verwirklichen wußte; daß Er dieses Heil zu einer Zeit offenbarte, wo Alles die schnelle Verbreitung und den endlichen Sieg desselben begünstigte; daß Er auch später das lautere Evangelium wieder auf den Leuchter stellte, nachdem menschliche Versuche vergeblich gewesen waren. Zur Zeit der Entstehung der christlichen Kirche waren es vorzüglich vier Dinge, welche die schnelle Ausbreitung desselben begünstigten: Die Weltherrschaft der Römer, die große Verbreitung der griechischen Sprache, die durch das Judenthum aller Orten angeregte Sehnsucht nach Erlösung aus der sittlichen Verworfenheit des Heidenthums und insbesondere des damaligen Kulturlebens, die Privilegien der Juden, welche im Anfang auch den Christen zu Gute kamen. Dies Alles bewirkt, daß sich das Christenthum in kurzer Zeit so ausbreitete, daß schon die ersten Verfolgungen unmöglich über sämmtliche Christen ausgedehnt werden konnten; während dagegen das Zeugniß des Christenwandels dem Christenthum immer neue Schaaren in die

*) Ebenso wie im Leben der Einzelnen und der Völker, zeigt sich das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auch der ganzen Menschheit gegenüber, wovon wir im § 7 einen Beweis beibringen werden.

Arme führte. Ebenso war zur Zeit der Reformation das neu erwachte wissenschaftliche Streben, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die damalige sittliche Verworfenheit des Papstthums und seiner Helfershelfer (Ablaßkram!), die Schwäche des deutschen Kaiserthums gegenüber den Reichsfürsten, ihrer Ausbreitung ganz besonders günstig.

4. Als einen vierten Beweis für das Dasein Gottes führen wir hier noch an den der persönlichen Erfahrung. Es trifft dieser Beweis zum Theile mit dem oben für die Inspiration der heiligen Schrift angegebenen zusammen, doch geht er noch darüber hinaus. Wir denken hier namentlich an die Gebetserhörungen, die jeder gläubige Beter in so ausreichendem Maße erfährt, daß sie allein hinreichend wären, seinen Glauben über alle Zweifel zu befestigen. Wir hören freilich schon manche unserer Leser dagegen Einsprache erheben, indem sie vielleicht zu klagen haben, daß die meisten ihrer Gebete unerhört geblieben sind, und die wenigen, die sie als erhört bezeichnen können, ihnen nicht die geringste Garantie dafür bieten, daß hier nicht zufällig der Erfolg dem Gebete entsprach. Allein es kommt eben darauf an, wie und um was wir beten. Was das Letztere betrifft, so haben wir allerdings Beispiele in der heiligen Schrift, welche uns zeigen, daß auch ein gläubiges Gebet nicht immer erhört wird, wenn es sich nämlich um äußere Vortheile, um Bewahrung vor äußerem Uebel handelt, und dieses den über unsere Begriffe gehenden Absichten Gottes mit uns nicht entspricht. Gott sieht eben tiefer als wir, und kann uns darum Manches nicht geben, was zwar zu unserem momentanen irdischen Wohlergehen dienen würde, was uns aber entweder für unser späteres irdisches, oder besonders für unser geistliches Wohl nicht förderlich wäre. Doch steht die Sache auch hier nicht so schlimm, daß man nicht auch um mehr oder weniger nothwendige zeitliche Güter mit Freudigkeit bitten dürfte; denn die Fälle, wo keine Erhörung erfolgt, sind immerhin selten und nur den besonderen Umständen des Menschen entsprechend; so wurde z. B. das Gebet Pauli nicht erhört, weil ihm sein Leiden als Verwahrung gegen Hochmuth dienen sollte 2. Kor. 12, 7—9. Auf der anderen Seite haben wir dafür wieder Beispiele, daß Gott auf ein gläubiges Gebet nicht nur das Nothwendige, sondern aus das nur Wünschenswerthe, aber nicht geradezu Unentbehrliche gewährt (1. Kön. 3, 11—13; Joh. 2), und die heutigen Christen werden dieselbe Erfahrung um so mehr machen, je mehr

einestheils ihr Verhalten (Joh. 9, 31) und ihr Stand so beschaffen sind, daß sie eine solche Wohlthat ohne Gefahr des Uebermuths ertragen können, und anderntheils, je ernster und gläubiger sie darum bitten Luc. 11, 5—10; 18, 1—7; Marc. 11, 24; Jak. 1, 6, da wird man auch erfahren, daß es nicht Zufall ist, wenn man auf sein Gebet das Erbetene wirklich bekommt, sondern daß vielmehr das Wort des Herrn seine volle Wahrheit hat, wenn unser Begehren nur nicht überhaupt oder unter den gegebenen Umständen ein thörichtes ist Jer. 45, 4. 5. Ganz besonders aber ist die Erhörung des Gebets in geistlichen Dingen gewiß, und gerade darauf möchten wir an dieser Stelle am meisten hinweisen als einen Weg zur Erlangung der Glaubensgewißheit, nicht nur, daß ein Gott ist, sondern auch daß Sein Wort Wahrheit ist. Wer es probirt, wird es erfahren, insbesondere auch, wenn es sich um die höchste Gabe handelt, die uns zu aller Wahrheit verhilft Luc. 11, 13. Von den zahlreichen Stellen der heiligen Schrift, an welchen auf diesen Beweis hingewiesen wird, wollen wir nur einige anführen, wie Ps. 68, 21. 115; Jes. 49, 23; Matth. 6, 8.

Wir gedenken hier noch zweier Beweise, die wir nicht für beweisend halten. Der erste ist der sogen. ontologische Beweis, der aus dem (gedachten) Wesen Gottes auch Seine Existenz folgert; von Anselm schon in einer Form aufgestellt, welche eine Mischung von Erfahrungsbeweis mit philosophischer Spekulation ist, wurde er später rein philosophisch ausgebildet, und in dieser Form mit Recht ein Spott der Materialisten. Der andere ist der historische Beweis, der aus der Allgemeinheit des Glaubens an Gott die angeborene Idee folgert. Es ist jedoch noch keineswegs erwiesen, daß dieser Glaube wirklich ausnahmslos bei allen Völkern vorkommt, viel weniger, daß er angeboren ist; denn wenn er angeboren wäre, müßte er auch einen bestimmten, gleichmäßigen Inhalt haben, wie die angeborene Idee des Rechts und Unrechts. Dies können wir aber nicht annehmen, denn durch die Erziehung könnte die angeborene Idee doch nicht mitunter in ihr Gegentheil verkehrt werden; man denke nur an den gerechten und heiligen Gott Israels, und an die Götter der Griechen und semitischen Völkerschaften, die in der Ausübung der Laster ihren Anbetern weit überlegen waren. Dagegen wird allerdings jeder Mensch, der sich selbst, die Natur und Geschichte der Völker aufmerksam betrachtet, zu der Erkenntniß eines welterschaffenden und

weltregierenden Gottes gelangen; ja schon das bloße Achten auf die Stimme des Gewissens *kann* einen Menschen zur Erkenntniß eines gerechten Urhebers bringen Röm. 2, 14—16.

§ 2.

Von dem Wesen Gottes.

Nachdem wir die Existenz Gottes bewiesen haben, gehen wir dazu über, das *Wesen Gottes*, so *viel als möglich*, zu bestimmen. Die Philosophie hat sich ganz besonders darin gefallen, durch Spekulation, die sich von aller Erfahrung loslöste, das Wesen Gottes zu ergründen, und ist dabei meist entweder auf einen bewußtlosen, in der Welt aufgehenden Gott (Pantheismus), oder auf einen zwar bewußten, aber sehr unbestimmten, ganz außerhalb der Welt befindlichen und ihr unthätig gegenüber stehenden Gott (Deismus) gekommen. Beide Anschauungen sind vom Materialismus so ziemlich beseitigt worden. Insbesondere hat die neuere Naturforschung durch die immer wahrscheinlicher werdende Annahme von Stoffatomen den Grundgedanken des Pantheismus und die wissenschaftliche Grundlage desselben, nämlich die Einheit des Stoffprinzips zerstört, während er bei dem gemeinen Manne, der seinen gesunden Menschenverstand nicht durch philosophische Spekulationen verdreht, noch nie Anklang gefunden hat. Für *uns* sind beide Anschauungen schon durch die Ausführung des ersten Bandes beseitigt, indem wir dort nachgewiesen haben, daß der Urheber aller Dinge ein der Welt *zwar gegenüberstehendes* und von ihr *wesentlich verschiedenes* (§ 1), aber doch wahrscheinlich *in ihr wohnendes* (§ 35), gewiß aber *in ihr wirkendes* und sie *unumschränkt beherrschendes* (§ 3, 9, 35) und darum auch *selbstbewußtes, persönliches Wesen* ist. Wir kennen dasselbe zwar nicht näher, doch können wir aus Seinen Wirkungen auf Seine Eigenschaften schließen. Aus diesen geht aber hervor, daß Gott der höchste und vollkommenste Geist ist. Geist nennen wir ein selbstbewußtes Wesen, welches körperlos, aber mit gewissen Kräften begabt ist. Die niedrigste Stufe der Geister nimmt der Menschengeist ein, weil er zwar auch nicht aus einem körperbildenden (d. h. wägbaren), sondern aus unwägbarem Stoff gebildet ist, aber doch so angelegt ist, daß er zu seiner vollen Thätigkeit, wenigstens für jetzt, eines Körpers bedarf. Gott ist der höchste Geist,

der die Welt beherrscht, darum kann er nicht denselben Stoff zu Seiner Substanz haben. Er muß zwar eine Substanz haben, aber diese kann nicht materiellen Ursprungs sein. Wir erkannten schon in § 1 des ersten Bandes, daß Kraft und Stoff nicht untrennbar ist, nicht eines ohne das andere undenkbar ist. Wenn wir nun § 28 schon dem Menschengeiste eine Substanz von unwägbarem Stoffe zuschrieben, so ist klar, daß wir Gott als den höchsten, freien, nicht an den Stoff gebundenen, sondern ihn beherrschenden, weil ihn erst erschaffen habenden Wesen keine materielle, sondern eine immaterielle Substanz zuschreiben müssen, obgleich wir uns von derselben keinen Begriff bilden können. Es ist und bleibt ja einmal in der Natur schon Vieles räthselhaft, wie viel mehr im Ursprunge der Natur, in Gott. Es kann sich hier nur darum handeln, das Unbegreifliche und Unvorstellbare möglichst zu vermindern, ganz beseitigen können wir es nicht. Wollen wir indessen Gott durchaus eine materielle Substanz zuschreiben, so folgt doch aus dem angegebenen Verhältnisse zwischen Gott und Welt, bezüglich Weltmaterie, mit Nothwendigkeit, daß diese Materie von der Weltmaterie wesentlich verschieden sein muß. In derselben Weise haben wir auch die biblischen Beschreibungen von der göttlichen Erscheinung in Feuer-Lichtsgestalt ꝛc. zu fassen. Gehen wir nun etwas näher auf die Eigenschaften Gottes ein, in die wir das Wesen Gottes zerlegen, obgleich es an sich einfach ist und die bei den Menschen oft in Widerstreit stehenden Eigenschaften vermöge seiner Vollkommenheit zu einer vollständigen Einigkeit und Einheit vereinigt.

Die Philosophie stellt gewöhnlich die Aseität Gottes oben an, und folgert daraus die Ewigkeit Gottes. Wir dagegen beginnen mit der Ewigkeit Gottes, weil wir diese aus Seinen Werken zuerst schließen müssen. So erkannten wir schon in § 3 des ersten Bandes, daß nicht blos die Weltdinge als solche (was ja von den Wenigsten bezweifelt wird), sondern auch der Stoff, aus dem sie bestehen, einen Anfang genommen haben; wir schlossen daraus, daß der Stoff eines vor ihm vorhandenen Urhebers bedurfte, dem wir eben darum, um die Reihe der Ursachen nicht nutzlos zu verlängern, nothwendig die Ewigkeit zuschreiben müssen. Diese selbst müssen wir, unserem Denken entsprechend, als die anfangs- und endlose Zeitdauer, und demnach die Ewigkeit Gottes als das anfangs- und endlose Sein definiren, nicht aber dürfen wir sie als das zeitlose Sein bestimmen,

denn damit gerathen wir sogleich in einen unlösbaren Konflikt mit der Naturwissenschaft. Wir können uns von dem zeitlosen Sein nicht die geringste Vorstellung bilden, darum müssen wir schon aus diesem Grunde diese Definition verwerfen. Die Ewigkeit Gottes wird in der heiligen Schrift auch so definirt, z. B. Ps. 90, 2; 102, 25—28; Jes. 44, 6; 48, 12; 1. Tim. 1, 17; 6, 16; Offb. 1, 17; 2, 8; 10, 6. Aus der Ewigkeit Gottes folgt nun nothwendig auch Seine Aseität, das „von sich selbst Sein". Denn wenn Gott von Ewigkeit her existirt, kann Ihm auch kein anderes Wesen das Leben gegeben haben, sondern Er muß es von Sich Selbst haben. Die h. Schrift bezeugt dasselbe Joh. 5, 26; ebenso in dem Namen Jehova, der Mose auf seine Frage (2. M. 3, 13 f.) gegeben wird, und der eben darum das Wesen Gottes ausdrückt; der Herr selbst deutet ihn Offb. 1, 8: Ich bin der, „der da ist, und der da war, und der da kommt" (d. h. fortdauernd sein wird). Der Herr stellt sich also hier als der absolut Seiende, und daher von Sich Selbst Seiende dar. Die Ewigkeit Gottes fordert ferner mit Nothwendigkeit die Unveränderlichkeit; denn Alles, was der Veränderung unterworfen ist, ist nicht geschützt vor Zerstörung, muß zwar nicht nothwendig vergehen, kann aber doch vergehen. Die h. Schrift bezeugt diese Eigenschaft Ps. 102, 28; Jak. 1, 17; Mal. 3, 6 (wo es nach dem Grundtexte wörtlich heißt: „Denn ich bin der Herr, ich ändere mich nicht"). Die der Unveränderlichkeit Gottes scheinbar widersprechenden Thatsachen werden wir später erörtern.

Aus der Thatsache, daß Gott den Stoff nicht nur zur Welt ausgebildet hat, wie ein Mensch aus einem gewissen Stoffe verschiedene Gegenstände formt, sondern daß Er ihn auch erschaffen hat, — aus dieser Thatsache folgt mit Nothwendigkeit, daß Er ihn auch unumschränkt beherrscht. Schon der menschliche Künstler beherrscht in der Regel seine Kunstwerke vollständig; wenn dieses nicht der Fall ist, so ist die Konstruktion mangelhaft, und diese ist deswegen mangelhaft, weil der Künstler nicht genügende Einsicht in die Kräfte seines Stoffes besitzt. Da nun aber Gott den Stoff selbst erschaffen hat, so kennt Er auch die ihm anerschaffenen Eigenschaften vollständig. Weil Er ihn erschaffen hat, könnte Er ihn auch zerstören oder umwandeln, könnte ihm andere Eigenschaften geben, als er jetzt hat; doch thut Er dieses nicht, weil Er schon von Anfang an den Stoff so erschaffen hat, daß Er ihn zu Allem verwenden, und Alles das daraus bilden kann, was Ihm beliebt, so daß Ihn Niemand daran hindern

kann und Er auch keines Werkzeuges bedarf. Weil Er nun die Eigenschaften des Stoffes genau kennt, kann Er auch alle daraus gebildeten Gegenstände so einrichten, daß Er sie vollständig beherrscht. Dies ist die Allmacht Gottes. Die Philosophie definirt die Allmacht Gottes zwar in noch umfassenderer Weise; da wir aber nicht wissen können, ob diese Definition richtig ist, und die Philosophie sich schließlich doch genöthigt sieht, auch der Allmacht Gottes gewisse Schranken zu ziehen, so bleiben wir lieber bei dem, was wir ohne philosophische Spekulation aus den Verhältnissen der Natur und aus der h. Schrift folgern können. Die Schranken der göttlichen Allmacht sind theils durch das göttliche Wesen selbst gegeben, — Gott kann z. B. nichts Böses thun — theils sind es selbstgesetzte Schranken: Gott kann die Geschöpfe, die Er mit freiem Willen begabte, nicht unbedingt zu Etwas zwingen, Er kann wohl auf sie einwirken, aber bestimmen kann Er sie nicht. Die h. Schrift bezeugt die Allmacht Gottes besonders in folgenden Stellen: Ps. 33, 9; 135, 6; Jes. 40, 26b; 43, 13b; Jer. 32, 17 ꝛc. — Mit der Allmacht Gottes ist nothwendig verbunden Seine Allgegenwart und Allwissenheit; denn wenn Er nicht Alles weiß, was in der Welt vorgeht, und nicht überall mit Seiner Macht gegenwärtig ist, um das, was Er will, bewirken und das, was Er nicht will, verhindern zu können, dann ist Er auch nicht allmächtig. Die Allgegenwart Gottes dürfen wir uns indessen nicht als eine unendliche Erstreckung Seiner Substanz im Weltraume denken, denn sonst kämen wir auf einen pantheistischen Gott; sie ist keine substantielle, sondern eine dynamische, wie wir sie im ersten Bande S. 545 f. in anschaulicher Weise zu erklären suchten. Daß Gott nicht substantiell allgegenwärtig ist, folgt mit Nothwendigkeit aus Seiner Persönlichkeit; denn eine Person ist nur an Einem, und zwar beschränktem Orte gegenwärtig, kann aber je nach dem Vermögen weithin wirken. Wollte man aber Gottes Persönlichkeit und substantielle Allgegenwart vereinigen, dann bliebe etwa noch der Weg übrig, Gott zwar eine unendliche Erstreckung im Raume, jedoch mit eine lokalen Konzentration der Kraft und des Bewußtseins zuzuschreiben. Dann bedürfte es aber ebenso einer Leitung der Kraft von dem göttlichen Zentrum aus, wie bei unserer Auseinandersetzung Band 1, S. 545 f. Wir wollen nicht leugnen, daß man sich vielleicht auch auf diese Weise die Allgegenwart Gottes denken könne; es soll ja überhaupt die Auseinander-

setzung in § 35 des ersten Bandes, sowohl hinsichtlich der Allwissenheit als der Allgegenwart Gottes, kein eigentlicher Lehrsatz sein, sondern nur eine möglichst anschauliche Erklärung geben; indessen muß man immer die angegebenen Beschränkungen festhalten, sonst verliert man die Persönlichkeit Gottes und verfällt dem Pantheismus; nur unlogisches Denken kann Persönlichkeit mit unendlicher Ausdehnung der Substanz ohne örtliche, dynamische und geistige Konzentration verbinden wollen. Die Bibel verlangt auch mindestens das Letztere. Denn obgleich es nach Ps. 139; Jer. 23, 23 f.; Apg. 17, 28 scheinen könnte, als lehrte die Bibel nicht nur eine substantielle Allgegenwart Gottes, sondern schlösse auch eine lokale Konzentration der Kraft und des Bewußtseins aus, so ergibt sich doch bei genauer Untersuchung, daß dies nicht der Fall ist. Den Ps. 139 könnte man, wenn nicht V. 3 und 5 wären, ohne die geringste Schwierigkeit von der dynamischen Allgegenwart verstehen. V. 3 ist aber die Uebersetzung Luthers anerkanntermaßen unrichtig; es heißt wörtlich: „Mein Gehen und mein Liegen untersuchst Du, mit allen meinen Wegen bist Du vertraut." V. 5 dagegen, welcher nach der Uebersetzung Luthers eher gegen den freien Willen spricht, kann bei der verschiedenartigen Bedeutung des betreffenden hebräischen Verbums, und nach der Uebersetzung eines berühmten Theologen allerdings zu der Meinung einer substantiellen Allgegenwart Gottes führen; doch wird auch hier durch eine richtige Uebersetzung dieser Sinn ausgeschlossen. Obwohl das Verbum „zur" die Bedeutung „bilden" hat, ist doch schon die Uebersetzung „schaffen" dem Wortsinne nicht ganz entsprechend, und die übrigen Ausdrücke legen eine örtliche Beziehung viel näher als eine zeitliche; die Uebersetzung Luthers wird also jedensfalls zu tilgen sein, obgleich sie auch alte Autoritäten für sich hat. Wenn nun aber Stier übersetzt: „Vorwärts und rückwärts umlagerst Du mich", so ist dieses wieder nicht ganz entsprechend; denn wörtlich heißt es: „Vorwärts und rückwärts bedrängst Du mich", d. h. wohl: „setzest Du mir Schranken." Es ist demnach auch hier nur von einer dynamischen Gegenwart Gottes die Rede. Auch die Uebersetzungen Delitzschs und Hupfelds lassen eine blos dynamische Gegenwart zu. Jer. 23, 24 ist ebenso leicht als dynamische Allgegenwart Gottes zu fassen. Nur Apg. 17, 28 scheint in der That die substantielle Gegenwart Gottes unbedingt zu fordern. Wenn dies nun auch der Fall wäre, so wäre damit doch keine Konzentration ausgeschlossen

(welche, wie wir sehen werden, durch andere Stellen der h. Schrift ausdrücklich gefordert wird). Indessen scheint uns eine vergleichende Exegese für das Gegentheil zu sprechen. Denn wenn wir V. 29 damit vergleichen und die Worte in ihrem Vollsein nehmen wollen, kommen wir damit vollständig in den Pantheismus hinein. Nun bedeutet aber die betreffende griechische Präposition nicht gerade nur das Verweilen in Etwas, sondern außer einer großen Zahl anderer Bedeutungen wird sie im klassischen Griechisch sehr häufig im Sinne von an, bei, in der Nähe gebraucht; auch im Neuen Testamente findet sie sich in dieser Bedeutung, z. B. Hebr. 1, 3; 8, 1 („an der Rechten"). Diese Auffassung stimmt sehr gut mit V. 27, weniger dagegen mit dem Citat V. 28b. Indessen dient jene Präpositon auch noch an sehr vielen Stellen des Neuen Testaments zur Bezeichnung des Mittels und Werkzeugs, durch welches etwas geschieht; wir können also auch übersetzen: „durch Ihn (d. h. durch Seine uns innewohnende Kraft) leben wir, bewegen uns und existiren". Wenn Gottes Kraft (d. h. hier die Gott ihr Dasein verdankende Naturkraft) in uns wirkt, dann ist Er uns gewiß nahe (dynamisch), aber nicht nur das, sondern weil wir etwas von Gottes Wesen besitzen, ist auch jener Ausspruch V. 28b in gewissem Sinne wahr. Paulus will also die Athener anweisen, Gott aus der eigenen menschlichen Natur erkennen zu lernen. Wir wollen nun nicht leugnen, daß beide angegebene Uebersetzungen nicht gerade dem ersten Eindrucke entsprechen, den man von dieser Stelle bekommt, allein ganz unwahrscheinlich kann man unsere Auffassung nicht nennen, wenn man die zahllosen Stellen vergleicht, wo von einem Wohnen Gottes im Himmel, Sitzen auf einem Throne, auf Cherubim, von einem Herabschauen, vor Ihn Kommen, Herab- und Herauffahren die Rede ist, wenn wir ferner bedenken, daß Er Boten zur Ausrichtung Seiner Befehle entsendet, Berichte empfängt ꝛc. Alles dieses ist mit einer gleichmäßigen, substantiellen Gegenwart schlechterdings unvereinbar, spricht aber auch eher für eine lokale Beschränkung überhaupt, als für bloße Konzentration. Ganz gegen letztere sprechen die göttlichen Erscheinungen 2. Mose 24, 9 ff.; 33, 20 f. („es ist Raum bei mir"); Jes. 6, 1; Hes. 1, 26; Dan. 7, 13; Offb. 4, 2. In allen diesen Stellen wird Gott eine bestimmte Gestalt zugeschrieben, und daß dieses nicht bloße Konzentration Seiner Substanz ist, geht daraus hervor, daß diese Gestalt in Hes. 1, 26; Dan. 7, 13 ausdrücklich mit

der Menschengestalt verglichen, und die Engel als neben Ihm stehend dargestellt werden; wir haben also hier nicht die geringste Andeutung, daß die Gestalt Gottes, wie sie hier beschrieben ist, anders zu verstehen sei, als die Gestalt der Engel und Menschen; Hes. 1, 27 spricht nach dem Grundtexte sogar für eine dynamische Konzentration innerhalb der beschriebenen Gestalt, es kann darum nicht schon die Gestalt eine Konzentration der Substanz, der Kraft und des Bewußtseins Gottes sein. Wir müssen demnach auf unserem einmal eingenommenen Standpunkte beharren, welcher der Naturwissenschaft und Bibel in gleicher Weise entspricht. Denn auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft muß man Alles anschaulich erklären; wenn man aber die substantielle Allgegenwart Gottes neben dem wägbaren und unwägbaren Stoffe behaupten wollte, dürfte man Laplace nichts entgegnen können, der bei der Durchforschung des Weltraumes keinen Gott darin gefunden hat.

Aehnlich wie mit der Allgegenwart Gottes, verhält es sich mit Seiner Allwissenheit. Auch hier können wir wenigstens die Vorstellungen einer gewissen Philosophie nicht acceptiren, welche behauptet, daß das Vorauswissen völlig freier Handlungen der Menschen auf Seiten Gottes nicht nur möglich, sondern auch für uns denkbar und erklärlich sei. Daß Gott nicht nur die gesetzmäßigen Naturvorgänge auf das Genaueste vorausweiß, sondern auch die Thaten vernünftiger, frei handelnder Geschöpfe, soweit diese letzteren zwar von physikalischer Bestimmbarkeit unabhängig, jedoch dem Gesetze der geistigen Kausalität unterworfen sind, haben wir schon im ersten Bande S. 536 bemerkt; ob aber Gott die ganz freien Handlungen vorausweiß, das ist eine Frage, die sich nicht so leicht entscheiden läßt. Wir haben am angegebenen Orte dieses Vorauswissen verneint, weil wir es für absolut unmöglich erklären müssen, dieses Vorauswissen uns vorzustellen; wir haben uns jedoch auch schon dahin ausgesprochen, daß solche Handlungen, obwohl möglich, doch nur selten vorkommen, indem die meisten Handlungen der Menschen von einer geistigen Kausalität bestimmt werden. Damit haben wir aber auch die Einwürfe beseitigt, welche man vom biblischen Standpunkte aus mit Recht gegen unsere Anschauung erheben könnte; denn ein Vorherwissen solcher Handlungen wird in der Bibel nirgends ausdrücklich ausgesprochen. Man könnte allerdings dagegen geltend machen, daß wir damit ja auch die Möglichkeit der Weissagung leugneten;

das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Weissagungen können sich nämlich sehr gut auf Handlungen beziehen, die nach der geistigen Bestimmbarkeit des Menschen mit einer gewissen Nothwendigkeit erfolgen; daß trotzdem wenigstens die sündlichen Handlungen von einem einzelnen Menschen auch unterlassen werden könnten, gemäß der ihm innewohnenden moralischen Freiheit, ist ganz sicher, aber eben so sicher, daß die große Mehrzahl der Menschen sich nur selten zu einem wahrhaft freien, d. h. auch von geistiger Kausalität unabhängigen moralischen Handeln erhebt, sondern sich meist von dieser bestimmen läßt. So werden sich dann immer in der gegebenen Zeit bei einem gewissen moralischen, von Gott vorausgesehenen Gesammtzustande Menschen finden, welche nicht nur unter gewissen Umständen auch die vorausgesagten sündlichen Handlungen wirklich ausführen, sondern deren Vergangenheit auch der Art ist, daß sie Gott dem Gericht der Verstockung anheimfallen lassen muß, so daß sie Knechte der Sünde sind, und die Sünde thun müssen. Ein Beispiel davon haben wir an dem jüdischen Volke, insbesondere an ihren Obersten, und an Judas. Das Weitere werden wir bei der Begründung der Weissagung erörtern. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß wir, trotzdem nach dem Gesagten die Bibel das Vorauswissen aller Handlungen von Seiten Gottes nicht fordert, es doch Jedem freistellen, sich sein eigenes Urtheil darüber zu bilden; wir haben selbst darüber keine Gewißheit, doch steht so viel fest, daß wir eine Rechtfertigung desselben vor unserem Denken, wenn es sonst logisch ist, stets vergeblich suchen werden, indem wir jederzeit, wenn wir diese Anforderung als Bedingung stellen, entweder das Vorherwissen, oder die wirkliche Freiheit des Handelns leugnen müssen. Die Stellen, wo von einem Berichten der Engel an Gott die Rede ist, legen es uns übrigens auch nahe, daß Gott nicht Alles vorausweiß, denn dann bedürfte es keiner Berichte. Eine solche Auffassung ist freilich einer gewissen theistischen Philosophie ein Aergerniß, da sie mit ihrem Gottesbegriffe nicht übereinstimmt; allein, wenn wir wirklich die Freiheit des Menschen retten, und nicht für seine sündlichen Handlungen entweder den unglücklichen Zufall oder Gott selbst, der ihm gewisse Anlagen gegeben oder nicht gegeben, verantwortlich machen wollen, dann müssen wir entweder auf eine anschauliche, mit den logischen Gesetzen vereinbarte Erklärung verzichten, oder Gott das Vorauswissen absprechen. Auch die Anschauung der Philosophie, daß Gott

Alles durch „Ideen“ erkenne, ist gegenüber freien Handlungen unhaltbar; denn diese können nicht durch Ideen erkannt werden, sondern nur vermittelst einer wirklichen Nachricht davon, geschehe sie nun durch Naturkräfte, oder durch lebendige Wesen (Engel). Das Bedürfniß einer solchen Nachricht ist übrigens keine Herabsetzung der göttlichen Würde und Vollkommenheit, ebensowenig wie der Mangel des Vorauswissens. Denn beides hat ja seinen Grund in der Möglichkeit der freien Handlungen geschaffener Wesen, und diese selbst beruht wieder auf göttlicher Selbstbeschränkung. Die Beschränkung, daß Gott überhaupt Seinen Geschöpfen die Freiheit des Handelns läßt, ist ungleich größer, als die damit (vielleicht) verbundene, daß Er die freien Handlungen nicht vorausweiß und zur Erlangung ihrer Kenntniß einer gewissen Vermittelung bedarf. Da aber Alles dies auf Selbstbeschränkung beruht, thut es der göttlichen Würde nicht den geringsten Eintrag. — Hier ist nun auch der Ort, um die in § 35 des ersten Bandes auseinandergesetzte Art und Weise des göttlichen Erkennens der kosmischen Vorgänge, insbesondere der freien Handlungen der Geschöpfe mit ihren Folgen, und ebenso auch die Art und Weise Seiner dynamischen Allgegenwart im Verhältniß zur h. Schrift zu erörtern. Es scheint, als ob die Macht Gottes dadurch beeinträchtigt würde, wenn man annimmt, daß zu einem unmittelbaren göttlichen Wirkungsakte eine Zeit, sei es auch eine noch so geringe, erfordert würde; es scheint namentlich, als ob Aussprüche, wie Matth. 10, 29 ff., nicht ihre volle Richtigkeit behalten könnten, wenn man annimmt, daß bis zur Wahrnehmung einer freien That oder Absicht von Seiten Gottes, und dem etwaigen göttlichen Verhinderungsakte einige Sekunden verfließen müßten. Allein wir haben schon dort angedeutet, wie es auch in der Natur der Dinge liegt, daß diese Auseinandersetzung nur eine Hypothese sein soll, um den Vorgang bei der göttlichen Weltregierung anschaulich zu erklären; wir sind zu einer solchen Erklärung auch vollkommen berechtigt, denn der Mensch ist nach dem Bilde Gottes geschaffen und bedarf solcher Mittel, um eine von ihm vorher nicht gekannte Handlung zu erfahren, beziehentlich, seine Wirksamkeit in die Ferne geltend zu machen (man denke nur an die Telegraphen). Wir stellten aber im ersten Bande die Weltregierung Gottes auf eine solche Weise dar, daß sie auch jeder Materialist als möglich anerkennen muß. Auf speziell biblischem Standpunkte haben wir nun auch keine Ursache,

eine solche Vermittelung zu verneinen; es tritt nur hier noch die Vermittelung durch Engel hinzu. Durch diese ist es dann möglich, was durch physikalische Mittel nicht möglich ist, nämlich eine Geltendmachung des göttlichen Willens zu jeder Zeit und an allen Orten. Eine solche geschöpfliche Vermittelung ist nicht nur nicht der Bibel entgegen, sondern wird von ihr ausdrücklich gelehrt.

Mit der Allwissenheit Gottes steht in engem Zusammenhange die Allweisheit Gottes. Weil Er alle Wirkungen Seiner Mittel genau voraussehen kann, wählt er zu Seinen Zwecken immer die besten Mittel; aber auch Seine Zwecke sind Seiner Vollkommenheit entsprechend, sind immer die besten. Schon die Betrachtung der Natur eröffnet uns einen Einblick in die Weisheit Gottes, die zunächst aus der Zweckmäßigkeit derselben erkannt wird; noch mehr aber die Heilsgeschichte der Menschheit und jedes Einzelnen. Manches freilich, was uns jetzt in unserer voreiligen Weise sehr unweise dünkt, wird uns erst bei größerer Erfahrung aufgeschlossen, ja Manches wird uns erst in der Ewigkeit offenbar werden, namentlich was die Erlebnisse des Einzelnen betrifft; doch wird trotzdem jeder Verständige schon aus dem ihm Enthüllten schließen, daß Gott allweise ist. Die h. Schrift bezeugt es uns Ps. 40, 6; 92, 6; 147, 5; Jes. 55, 8 f.; Röm. 11, 33 ff.; Kol. 2, 3.

Die moralischen Eigenschaften Gottes lassen sich unter Seiner Gerechtigkeit und Liebe zusammenfassen. Beide mit ihren Modifikationen in Heiligkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Geduld, Langmuth, Güte, Barmherzigkeit und Gnade zeigen sich in der Welt- und Heilsgeschichte, wie wir schon unter dem moralischen Beweise des Daseins Gottes zum Theil erörtert haben. In der Weltordnung, und demnach auch in der Weltgeschichte tritt die Gerechtigkeit Gottes besonders hervor; in der Heilsordnung und Heilsgeschichte tritt die Liebe Gottes besonders hervor; doch ist nirgends eine Eigenschaft ausschließlich vertreten, sondern Gerechtigkeit und Liebe bedingen und beschränken einander; bei Gott ist jederzeit eine Einheit der Eigenschaften, die bei den Menschen mehr oder weniger getrennt vorkommen. Durch die Gerechtigkeit Gottes ist zugleich eine zukünftige Vergeltung bedingt, weil, wie wir schon oben erkannten, im Leben des Einzelnen nicht die volle Vergeltung eintritt. Die Stellen der h. Schrift, welche die moralischen Eigenschaften Gottes bezeugen, sind zahllos.

Die eben erörterten Eigenschaften stellen Gott also unvergleichlich höher, als alle Geschöpfe. Trotzdem können uns die Philosophen vorwerfen, daß wir nicht alle Eigenschaften Gottes in unendlichem Maße gefaßt haben. Wir wollen dieses zugeben, aber doch sind es nur solche Einschränkungen, die wir theils wegen der göttlichen Persönlichkeit, theils wegen der Freiheit des Menschen machen mußten; will man diese nicht aufgeben, so muß man sich auch diese Beschränkungen gefallen lassen. Wir könnten indessen auch den wirklichen Sachverhalt noch dahingestellt sein lassen und blos annehmen, daß wir uns nur die Sache nicht anders denken und vorstellen könnten; doch ist mit einer solchen Unentschiedenheit der Philosophie noch weniger gedient, da sie viel lieber Dogmen aufstellt, wenn sie sich auch in nächster Zeit als falsch erweisen müssen. In dieser Sache werden wir aber nie andere Aufklärung bekommen, wir werden die Persönlichkeit Gottes und die Freiheit des Menschen nie ohne eine gewisse Beschränkung, resp. Selbstbeschränkung Gottes denken können; denn die, welche die gewöhnliche philosophische Definition der göttlichen Absolutheit mit der Persönlichkeit Gottes und der Freiheit der Menschen, überhaupt der vernünftigen Geschöpfe, vereinigen zu können meinen, irren sehr, und thatsächlich geben sie dann gewöhnlich Letztere mehr oder weniger Preis. Wenn wir aber Gott die Persönlichkeit absprechen, sprechen wir Ihm nicht nur die größte Vollkommenheit ab, sondern Er hört überhaupt auf, eine wirkliche Existenz zu haben, Er wird zur leeren Idee. Wohin sich aber die Philosophie mit ihrer Idee schon verirrt hat, brauchen wir nicht lange zu erörtern; der Materialismus hat diesem Truggebilde der Hauptsache nach ein Ende bereitet. Behalten wir darum lieber unsern etwas beschränkteren Gott, damit wir ihn um so sicherer als wirklich existirende Person, und nicht als bloße Idee haben. Die Beschränkungen sind theils durch die Fassung der an sich gewiß unendlichen Fülle in eine Persönlichkeit gegeben, theils ist es bloße Selbstbeschränkung Gottes; beides kann man nicht als Unvollkommenheit ansehen. Die Vollkommenheit Gottes ist vielmehr absolut.

Wenn wir nun Gott in Seinem Wesen und Seinen Eigenschaften betrachtet und einen unendlichen Abstand zwischen Ihm und der Welt, beziehentlich den Weltwesen gefunden haben, so fragt es sich, ob das unendliche und allervollkommenste Wesen den endlichen, unvollkommenen

Geschöpfen sich auch offenbaren könne? Zunächst steht fest, daß eine Person nicht in sich abgeschlossen zu existiren vermag, sondern sich gleichartigen oder ungleichartigen Wesen gern offenbart, bezüglich mit ihnen verkehrt; es zeigt sich darin die Liebe einer Person zu anderen Wesen. Da wir nun Gott als das vollkommenste Wesen auch mit der größten Liebe begabt denken, muß Er auch das Bedürfniß nach Mittheilung haben, und es fragt sich nur, ob sich dieses Bedürfniß bis auf die endlichen Geschöpfe erstreckt, oder auf andere Weise seine Befriedigung findet. Wir wissen nun allerdings (aber freilich nur durch Offenbarung), daß Gott ein dreipersönliches Wesen ist und darum nicht über Sich hinaus zu gehen braucht, um Sich als Person zu offenbaren, sondern schon Gegenstände Seiner Liebe in Sich selbst hat. Wenn wir aber überhaupt zugeben, daß Gott die Welt erschaffen hat, wenn wir Ihn demnach zum Zwecke der Schöpfung aus Sich Selbst heraus und mit endlichen Wesen in Verbindung treten denken, so können wir auch die Möglichkeit nicht leugnen, daß der Unendliche auch nach der Schöpfung mit Seinen endlichen Geschöpfen verkehren, Sich ihnen offenbaren und auf sie wirken könne; ebenso müssen wir aber auch die Absicht Gottes annehmen, Sich zu offenbaren, wo es nothwendig ist. Da wir nun bereits im ersten Bande S. 547 angedeutet haben, daß allerdings die Nothwendigkeit einer göttlichen Mittheilung, sei es durch Wort oder durch That, vorhanden ist, so ist in der That kein Einspruch gegen eine solche Offenbarung Gottes nach der Schöpfung zu erheben. Die Frage der Offenbarung Gottes fällt demnach mit der Frage nach dem göttlichen Wirken überhaupt zusammen; gibt es einen persönlichen Gott, welcher die Welt erschaffen hat, so muß dieser auch ferner in und auf die Welt wirken, Sich ihr offenbaren können durch Wort oder That. Wer das Gegentheil behauptet, widerspricht sich selbst und hat überhaupt kein Recht, von einem Gotte zu sprechen; denn wir erkennen Gott ja nur aus Seinem Wirken, sei es nun ein gegenwärtiges oder ein vergangenes. Die Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung werden wir später genauer erörtern; hier bemerken wir nur noch, daß wir eben auf Grund der Möglichkeit der Offenbarung jedenfalls dann keinen Grund haben, die Berichte der Bibel hierüber zu bezweifeln, wenn sich die Berichte derselben über das Wirken Gottes als Wahrheit beweisen.

Wir haben, ehe wir die Erörterung über das Weſen Gottes abſchließen, hier noch die bibliſche Trinitätslehre zu beſprechen. Aus der Beobachtung der Natur ergibt ſie ſich nicht, doch können wir ſie ſo, wie ſie geoffenbart iſt, vor unſerer Vernunft vollkommen rechtfertigen. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß Gott als perſönliches, liebevolles Weſen nothwendig Objekte Seiner Liebe und Mittheilung haben muß. Wir können dieſes Bedürfniß nicht blos als ein Bedürfniß der endlichen Perſonen betrachten, weil es aus der Liebe entſpringt, Gott aber dieſe im höchſten Grade beſitzt. Gott bedurfte alſo, um vollkommen glückſelig zu ſein, wenigſtens Ein Objekt Seiner Liebe. Dieſes Objekt mußte aber aus doppeltem Grunde gleichen Weſens mit Ihm ſein. Einmal exiſtirt außer Gott nichts Anderes von Ewigkeit her; ſollte Er nun von Ewigkeit her glücklich ſein, ſo mußte Er auch ein ewiges Objekt Seiner Liebe haben. Aber auch in anderer Hinſicht mußte dieſes Objekt Seiner Liebe gleichen Weſens ſein. Iſt nämlich ſchon die menſchliche Liebe, wenn ſie rechter Art iſt, immer einem gleichartigen Weſen zugewandt, ſo dürfen wir das bei Gott, dem unendlich Vollkommenen, dem alles Andere in unendlichem Abſtande gegenüber ſteht, um ſo mehr erwarten. Darum iſt es natürlich, daß gerade zur Vollkommenheit Gottes mindeſtens eine Zweizahl von Perſonen gehört. Warum aber drei Perſonen in Gott vorhanden ſind, darüber wollen wir uns in keine Spekulation einlaſſen; es iſt genug, wenn wir überhaupt die Mehrzahl der Perſonen begreifen können: ob es dann zwei oder drei ſind, kommt der Vernunft nicht darauf an. Dagegen verlangt die Vernunft allerdings Rechenſchaft darüber, wie man die Dreizahl der Perſonen mit der Einheit und Einzigkeit Gottes vereinigen könne. Wir meinen, daß dieſes nicht ſo ſchwer ſei, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Zunächſt ſteht feſt, daß wir nach bibliſchen Grundſätzen mit den drei Perſonen wirklich Ernſt machen müſſen. Es gibt ein Ich, Du und Er in der Gottheit, das geht deutlich aus verſchiedenen Schriftſtellen hervor. Denken wir uns nun drei Körper aus Einem Stoffe, ſo können wir ſie uns ſehr wohl in gleicher Geſtalt, Größe, Farbe und Schwere denken; wenn wir ſie auch wirklich nicht von einander unterſcheiden könnten, ſo müßten wir ſie doch als drei Körper bezeichnen, weil ſie ſich noch durch ihren Ort unterſcheiden. Denken wir uns einmal drei Menſchen von gleicher Geſtalt, Größe, Farbe und Schwere, ſo werden ſich dieſe nicht nur durch den Ort, ſondern

jedenfalls auch noch durch den Charakter unterscheiden, ganz abgesehen davon, daß bei einem organischen Wesen schon jene äußere Uebereinstimmung unmöglich ist. Wäre es aber möglich, daß drei Menschen von gleicher Gestalt, Größe ꝛc. auch ganz dieselbe geistige Beschaffenheit, dieselben Kenntnisse, Fähigkeiten und denselben Sinn und Willen hätten, und sie sich nur in Folge des gleichen Willens und der gleichen Absichten in die Arbeit theilten, so müßten wir gestehen, daß diese drei Personen, obgleich wir sie deutlich unterschieden, doch einander so nahe verwandt wären, wie sonst kein Mensch auf Erden, daß also ihre Verwandtschaft enger sei, nicht nur als die der Art, sondern auch als die Blutsverwandtschaft. Bezeichnen wir sonst schon die Aehnlichkeit einer Person mit einer andern oft uneigentlich mit den Worten: „Er hat ganz dasselbe Wesen wie jener", so würden wir hier schon mit ungleich größerem Rechte sagen können: Diese drei Personen haben Ein Wesen. Eine solche Gleichheit zwischen drei Menschen ist nun aber nicht nur der Erfahrung nach nicht vorhanden, sondern sie ist auch bei den überaus komplizirten Verhältnissen des menschlichen Organismus ganz undenkbar. Aber selbst dann, wenn die organischen Verhältnisse dies gestatteten, könnten doch drei Menschen einander schon deswegen nicht vollkommen gleich sein, weil der Mensch unvollkommen ist; trügen nun auch mehrere Menschen genau dieselben Unvollkommenheiten, und auch in gleichem Grade an sich, so könnte doch nie eine vollkommene Uebereinstimmung des Willens erzielt werden, weil der Mensch eben vermöge seiner Unvollkommenheit egoistisch ist und seinen Nächsten nie in gleichem Grade liebt, wie sich selbst; denn wenn es auch zuweilen vorkommt, daß ein Freund für den anderen, ein Kind für seine Eltern ꝛc. sein Leben einsetzt, so hebt dieses zu anderen Zeiten Meinungsverschiedenheiten, ja Selbstsucht nicht auf. Bei Gott aber ist das anders. Hier sind drei Personen, die nicht nur einen gleich hohen Grad von Vollkommenheiten haben, sondern die alle drei gleicherweise den höchsten Grad von Vollkommenheit haben; darum sagen wir auch mit Recht, daß sie nicht nur gleicher Art, sondern gleichen Wesens sind. Gott der Vater liebt den Sohn, wie Sich selbst, und dieser den Vater wie Sich selbst, ebenso der heilige Geist. Wenn der Vater eine Absicht hat, so ist sie bei der vorhandenen Selbstbeschränkung Gottes die beste, und wenn Er Mittel zur Ausführung derselben wählt, so sind es solche, die unter der gleichen Selbstbeschränkung am sichersten und schnellsten

zum Ziele führen; dieses Alles geht aus Seiner Allwissenheit und Allweisheit hervor. Nun hat aber der Sohn und der heilige Geist eben dieselben Eigenschaften in demselben höchsten Grade, wie der Vater; folglich haben sie auch dieselben Absichten und wählen dieselben Mittel; deshalb kann nie ein Meinungsunterschied zwischen ihnen entstehen, da nothwendig ihre Absichten und Entschlüsse übereinstimmen. Unter diesen Umständen finden wir alle weiteren Spekulationen über das Verhältniß der drei Personen zu einander überflüssig; namentlich können wir nicht begreifen, wie man immer glaubte, Gott dem Vater eine höhere Gottheit zusprechen zu müssen, um nur nicht drei Götter zu haben; denn in diesem Fall hätten wir gerade drei, nämlich einen Obergott und zwei Untergötter. Es bedarf im Rathe der Gottheit so wenig eines Präsidenten, der so zu sagen durch Stichentscheid, oder durch seine oberste Autorität im Falle getheilter Meinung die Einheit und Einigkeit nach außen zu wahren hätte, daß dadurch vielmehr gerade die wirkliche, innere Einheit Gottes zerstört würde. Im Uebrigen können wir uns für unsere Anschauung nur auf die Bibel berufen, die ausdrücklich drei Personen statuirt, von denen jede ihr eigenes Werk treibt, ihren eigenen Platz einnimmt, ihren eigenen Willen hat, und doch wieder vermöge des gemeinsamen Wesens mit den anderen in Allem übereinstimmt; vergl. Joh. 17, 24 mit Joh. 5, 30; 11, 42. Gott der Vater bleibt nach der zwischen den drei Personen herrschenden Willensübereinstimmung im Himmel, offenbart sich der Welt nicht; der Sohn dagegen vollführt des Vaters Schöpfungs- und Heilsabsichten unter Mitwirkung des heiligen Geistes. Der Sohn offenbart sich nicht nur den Menschen, sondern steigt zuletzt selbst herab aus dem Himmel und wird Mensch, Alles in Uebereinstimmung mit Seinem Vater. Er läßt sogar Sein Leben nach des Vaters Rathschlusse, aber doch auch freiwillig, ohne Zwang. Nach Vollendung Seines Werkes steigt Er wieder hinauf zum Vater und setzt Sich, wohin? Zur Rechten des Vaters. Der heilige Geist geht aus in die Welt, um den Heilsrathschluß Gottes durchzuführen. Also überall Unterschied des Orts und der Thätigkeit. Ebenso übergibt der Vater dem Sohne nach Vollendung Seines Versöhnungswerkes auf Erden die Ruder der Weltregierung bis zur Vollendung der Heilsabsichten Gottes mit der Menschheit; der Vater ist aber dabei so wenig auf die Seite geschoben, daß die Apostel vielmehr fortwährend zu ihm beten: ein

Beweis der steten, nothwendigen Willensübereinstimmung zwischen den drei Personen. Nach allem diesem scheint es uns für die Vernunft gar nicht so schwierig, an einen dreieinigen Gott zu glauben, wenn man nur nicht die menschlichen Unvollkommenheiten auf Gott überträgt. Die Schwierigkeit, drei Personen mit Einem Wesen zu denken, liegt immer darin, daß wir sogleich an Unterschiede der Eigenschaften, an Meinungsverschiedenheiten und dergleichen denken; sobald wir uns aber das Wesen Gottes recht vergegenwärtigen, müssen wir sagen, daß drei Personen, jede mit höchster Vollkommenheit begabt, nicht drei Götter genannt werden können, sondern durchaus nur Ein Gott. Die heilige Schrift stellt den Sohn nicht im Geringsten tiefer als den Vater, weder Seiner Würde, noch viel weniger Seinen Eigenschaften nach; denn alle Aussprüche, welche ein Geringersein des Sohnes andeuten könnten, sind von Ihm selbst während Seines Wandels auf Erden gesprochen, wo Er allerdings sich erniedrigt hatte Phil. 2, 6 ff. Nach Vollendung Seines Laufes kam Er wieder zu Seiner früheren Herrlichkeit Joh. 17, 5. Die göttlichen Eigenschaften und Werke werden dem Sohne ebenso zugeschrieben, wie dem Vater Dan. 7, 14; Micha 5, 1; Matth. 8, 26; 9, 4; Joh. 1, 1 ff. 10; 2, 24 f.; 5, 21; 21, 17; Röm. 9, 5 („Gott über Alles"); 1. Kor. 8, 6; Kol. 1, 16 f.; 2, 9; Hebr. 1, 3. 10; 3, 12; Offenb. 1, 8; 3, 1. 7; 5, 7; 21, 6 vergl. mit 1, 8. Daß im Neuen Testamente Gott der Vater durch Vorsetzung des bestimmten Artikels ausgezeichnet werde, ist zwar eine alte Ansicht, ist aber weder vollkommen richtig, noch hat es eine Bedeutung für die Würde des Vaters. Es hätte diese Ansicht noch Sinn, wenn der Vater *nur* als „*der* Gott" bezeichnet würde; da aber fast ebenso oft auch „Gott" ohne Artikel steht, kann damit unmöglich Gott dem Vater eine besondere Würde beigelegt werden. Eher kann man sagen, daß *in der Regel* da, wo es zweifelhaft sein könnte, wer gemeint ist, Gott der Vater zum *Unterschied* den Artikel hat; dafür hat dann an anderen Stellen der Sohn auch den Artikel, und es bedurfte aller (nicht Auslegungs-, sondern) Einlegungskunst, um den Artikel dem Sohne abzusprechen. In einem gewissen Sinne gestehen ja auch wir dem Vater eine Priorität zu, insofern er nämlich Vater ist; da nun aber schon ein menschlicher Vater seinem verständigen Sohne die Freiheit des Handelns gewährt, müssen wir dies vom himmlischen Vater doch gewiß auch schließen. Wäre nun der

Sohn in irgend einer Weise geringer als der Vater, so müßten bei seiner Freiheit des Handelns fortwährend Meinungsverschiedenheiten entstehen; eine Gewalt des Vaters über den Sohn würde aber sofort das wahre Sohnesverhältniß aufheben. Darum ist es nicht anders denkbar, als daß der Sohn völlig gleichen Wesens mit dem Vater ist, daß zwar der Sohn den Vater als solchen ehrt, daß aber nie und nimmer eine wirkliche Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Sohn entstehen, daher auch nie irgend eine Ausübung der väterlichen Autorität und eine Beugung des Sohnes unter dieselbe nothwendig werden kann. Das Letztere fand nur bei der Menschheit des Sohnes statt. Ueber das Hervorgehen des Sohnes aus dem Vater und des heiligen Geistes aus beiden wollen wir uns in keine Erörterung einlassen, denn einestheils berichtet uns die Schrift nichts Näheres darüber, und anderentheils kann die Spekulation nie gewisse, sichere Wahrheit, wohl aber krassen Irrthum zu Tage fördern. Wir beschränken uns auf das Gebiet der Erfahrung.

§ 3.

Die Schöpfungsthätigkeit Gottes im Allgemeinen.

Nachdem wir das Wesen und die Eigenschaften Gottes besprochen haben, bleibt uns übrig, das Wirken Gottes in der Geschichte des Weltalls, der Erde und der Menschheit zu erörtern, und dabei den Nachweis der Uebereinstimmung zwischen Bibel und Naturwissenschaft zu führen. Dieses ist ja der Hauptzweck unseres Werkes, und es muß sich daran die Richtigkeit unserer Anschauungen erproben. Ehe wir auf die einzelnen Thatsachen des göttlichen Wirkens eingehen, bemerken wir nur noch, daß wir in Bezug auf das Wirken Gottes uns eben so wenig der philosophischen Ansicht davon anschließen können, wie in Bezug auf das Wesen Gottes. Sowohl die Natur als die Bibel zeigen uns vielfach einen anderen Gott, als ihn die philosophische Spekulation im Studirzimmer ausgedacht hat. Die theistische Philosophie mag sich ihren Gott erhabener vorstellen als denjenigen, den der einfache Menschenverstand aus Natur und Bibel herausfindet, — wie weit sie ein Recht dazu hat, das sehen wir an der Thatsache, daß die Zahl wirklicher Theisten unter den Philosophen klein genug ist; die große Mehrzahl ist konsequenter Weise entweder zum Pantheismus oder zum Deismus fortgeschritten. Es

steht nach der Bibel fest, daß Denken und Thun Gottes nicht identisch ist; wäre dieses der Fall, so müßte Er in der That Alles auf einmal thun, so wie es die theistische Philosophie verlangt. Wir sehen aber, daß dieses nicht der Fall ist, daß Sein Wirken in der Natur eine gewisse Reihen- und Stufenfolge zeigt; daraus geht auch hervor, daß Gott zwar nicht eine Entwickelung hat, auch keine Geschichte Seinem innergöttlichen Wesen nach, aber doch eine Geschichte in Seinem Verhältnisse zur Welt. Weiter wollen wir uns mit diesen „Abgründen der Philosophie" nicht befassen, sondern vielmehr übergehen zu den einzelnen Arten und Akten des göttlichen Wirkens, und zwar zunächst zur Schöpfungsthätigkeit Gottes.

Wir haben bereits im vorigen Paragraphen bemerkt, daß Gott vermöge Seiner Liebe das Bedürfniß hat, Sich anderen Personen mitzutheilen, sowie daß dieses Bedürfniß die Dreipersönlichkeit Gottes bedingt. Diese Liebe brauchte zunächst ein Objekt gleichen Wesens, aber als höchstes und vollkommenstes Wesen, das Sich durch Nichts beeinträchtigt weiß, konnte Er Seine Liebe auch anderen, ungleichartigen Wesen zuwenden, und da sich solche außer Ihm und unabhängig von Ihm nicht fanden, solche erschaffen. Weil Er nun das höchste und vollkommenste Wesen ist, kann Er zwar Seinen Geschöpfen eine verschiedene Vollkommenheit geben, aber nie die gleiche, wie Er sie Selbst hat; denn da sie ihrer Natur nach einen Anfang nehmen, also endlich sind, können sie die Vollkommenheit auch nur in endlichem Maße an sich tragen. Liegt es doch auch bei endlichen Wesen in der Natur der Sache begründet, daß ihre Werke geringer sind als sie selbst, wie viel mehr bei dem allein Vollkommenen, Unendlichen! Bisher wenigstens ist es allgemein angenommen worden, daß das Werk jederzeit geringer sein muß, als der Meister, und wir haben auch sonst keine Aussicht auf eine andere Belehrung, wenn es nicht den Materialisten noch gelingt, Menschen in Fabriken herzustellen! Das göttliche Schöpfungswerk kann darum im Ganzen wie im Einzelnen nur einen beschränkten Grad von Vollkommenheit haben; damit wollen wir indessen nicht sagen, daß die jetzigen Unvollkommenheiten der Natur vom göttlichen Wirken herstammen, sondern wir werden vielmehr erkennen, daß die meisten Unvollkommenheiten eine außergöttliche, ja widergöttliche Ursache haben. Das göttliche Wirken in der Schöpfung selbst haben wir bereits im ersten Bande nachgewiesen, und wir wollen nun sogleich dazu schreiten, die Ueber-

einstimmung dessen, was wir darüber aus der Natur erkennen, mit dem, was die Bibel lehrt, nachzuweisen.

Bei der biblischen Schöpfungsurkunde erhebt sich zunächst die Frage, ob wir hier eine wirkliche, chronologische Geschichte der Schöpfung vor uns haben, oder blos eine aus der Betrachtung der Natur dem Verfasser sich ergebende ideale Anschauung über den Verlauf derselben. Es kann kein Zweifel sein, daß der Verfasser uns kein Lehrgedicht geben, sondern vielmehr wirkliche Geschichte erzählen will; denn er erzählt ganz wie ein Geschichtsschreiber, und läßt nicht das Mindeste verrathen, daß er etwas Anderes beabsichtigt. Ist er nun aber bei seiner Geschichtsschreibung überhaupt vom Geiste Gottes geleitet worden, so kann ihn dieser auch hier nicht im Stiche gelassen haben, so daß er wissentlich oder unwissentlich nur die Anschauungen seiner Zeit und seines Volkes mitgetheilt hätte. Ferner entsteht die Frage: Steht der Verfasser mit seinem Berichte auf geozentrischem oder kosmischem Standpunkte, d. h. betrachtet er die Erde als die eigentliche Welt, und die anderen Himmelskörper als bloße Trabanten, und hält er demgemäß die Erschaffung der Erde mit ihrem Inhalt für die Hauptsache, die Erschaffung der anderen Himmelskörper für Nebensache? Oder hält er die Erde nur für das, was sie wirklich ist, nämlich für ein Stäubchen im ganzen Weltall? Wir glauben wohl kaum zu irren, wenn wir annehmen, daß Moses und die Ueberlieferer, oder doch wenigstens derjenige, welcher den Bericht *zuerst* überlieferte (nämlich Adam), obwohl sie dem Augenscheine nach die Erde für das Zentrum der Welt hielten, sich doch die Sterne nicht blos als ihre Anhängsel dachten, sondern sie ihr mit einer gewissen Selbständigkeit gegenüberstellten; dieses müssen wir schon daraus schließen, daß der Himmel, an dem nach der allgemeinen alten Anschauung die Sterne befestigt waren, in der Schrift der Erde aller Orten gegenübergestellt wird, während die Voranstellung des Himmels meist darauf beruht, daß er als der Wohnsitz Gottes gedacht wird. Wir können uns auch in der That nichts Anderes denken, als daß die erste Offenbarung Gottes an Adam, der Unterricht in der Geschichte der Schöpfung so gehalten war, daß er, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, doch von diesem verstanden werden konnte, ohne daß Gott nothwendig gehabt hätte, dem Adam erst förmlich Astronomie zu lehren. *So mußte auch der Schöpfungsbericht Moses so gehalten sein, daß er von dem Geschlechte, an das er zunächst gerichtet*

war, verstanden werden konnte, ohne dabei Falsches zu berichten. Wir dürfen also in der biblischen Schöpfungsgeschichte eine wahrheitsgetreue Schilderung des Vorganges erwarten, die in ihrem nächstliegenden Sinne allerdings so gehalten ist, wie sich die Vorgänge einem auf der Erde stehenden Beobachter darstellen konnten (also wesentlich geozentrisch); jedoch wird eben darum, weil diese Schilderung wahrheitsgetreu ist, sich uns, die den kosmischen Standpunkt als richtig erkannt haben, der Schöpfungsbericht als die Geschichte eines kosmischen Vorganges enthüllen. Der Schöpfungsbericht hat also einen nächstliegenden Sinn, der wesentlich geozentrisch ist, weil er nur so von den Zeitgenossen verstanden werden konnte; er hat aber auch einen sich deutlich andeutenden tieferen Sinn, bestimmt, auch dem Verständnisse der späteren Geschlechter zu genügen, und darum durchaus kosmisch. Endlich haben wir noch die Frage zu beantworten, ob wir in Gen. 1 und 2 zwei verschiedene, einander widersprechende Schöpfungsberichte finden oder nicht. Daß zwei Darstellungen neben einander hergehen, ist offenbar, daß aber beide vom Verfasser der Genesis als gleichberechtigte Schöpfungsgeschichten neben einander gestellt seien, ist falsch. Kap. 2 will, das wird jeder Unbefangene zugestehen, keinen vollständigen Schöpfungsbericht geben, sondern nur einzelne Episoden herausheben und ausführlicher behandeln; es sollen uns, mit einem Worte, in Kap. 2 Nachträge gegeben werden über einzelne wichtige Punkte, die im 1. Kapitel nicht besprochen werden konnten, ohne die gleichmäßige Erzählung zu stören. Wenn freilich Moses den zweiten Bericht vorangestellt hätte, dann hätten wir es unzweifelhaft so aufzufassen, wie dieses von gewissen Kritikern geschehen ist, nämlich als Zusammenstellung zweier, aus verschiedener Quelle geflossener Schöpfungsberichte; so aber steht der vollständige Bericht voran und die Nachträge folgen; es ist darum nur nachzuweisen, daß beide Berichte einander nicht widersprechen. Dieser Nachweis wird sich bei weiterer Erörterung ergeben, sowie auch, daß der zweite Bericht erst mit 2, 5 beginnt.

Der erste Bericht Kap. 1, 1—2. 4 beginnt mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Soll dieses nun Ueberschrift sein, oder beginnt damit schon die Darstellung? Wenn es bloße Ueberschrift sein sollte, dann müßte es heißen: „Dieses ist die Geschichte (der Schöpfung) des Himmels und der Erde" (vergl. 5, 1; 6, 9; 10, 1; 11, 10. 27; 25, 12. 19; 36, 1 u. a.), oder V. 2 müßte

fortfahren: „Die Erschaffung geschah aber also“ (vergl. Matth. 1, 18). Beides ist nicht der Fall, folglich ist V. 1 nicht Ueberschrift, sondern Bericht; will man durchaus eine Ueberschrift haben, so kann man V. 1 als Ueberschrift und Beginn des Berichtes fassen, so wie wir jetzt noch zuweilen mit der Ueberschrift zugleich den Satz beginnen; dann haben wir in V. 2 ff. einen Fortschritt des Berichtes. Der Verfasser will also sagen: Vor dem Sechstagewerke wurde Himmel und Erde geschaffen, in dem Sechstagewerke wurde Erde und Himmel ausgebildet, gemacht vergl. 2, 4. Der nächstliegende Gedanke könnte nun der sein, daß Gott vor dem Sechstagewerke den Stoff erschaffen, in demselben aber zu den vorhandenen Weltkörpern und Weltdingen umgebildet habe. Allein V. 1 sagt uns eben nichts vom Stoffe, sondern spricht offenbar von einem bis zu einem gewissen Grade fertigen Himmel und Erde; wie wir aus V. 2 ersehen, wo die Erde schon als Weltkörper erscheint. Zwar ist zweifellos die Erschaffung des Stoffes in dem Berichte V. 1 mit eingeschlossen, da uns ja nicht berichtet wird, daß Gott aus einem schon vorhandenen Stoffe Himmel und Erde gebildet habe (daß Hebr. 11, 1 die Erschaffung des Stoffes ausdrücklich gelehrt wird, haben wir schon in § 1 erwähnt); aber es wird auch zugleich gesagt, daß Gott diesen Stoff vor dem Sechstagewerke zu Weltkörpern umgebildet habe. Wenn wir hier für die Voranstellung des Himmels denselben Grund annehmen wollten, den wir später durchgängig annehmen müssen, nämlich, daß der Himmel im allgemeinsten Sinne als Gottes Wohnsitz betrachtet wurde, so müßten wir doch erwarten, daß Gott zuerst Seinen Wohnsitz zubereitet habe, und von da aus nach der Peripherie des Weltalls vorgedrungen sei, vergl. S. 539 des ersten Bandes; wir müßten also, wenn im Sechstagewerke irgendwie eine weitere Ausbildung des ganzen Weltalls berichtet würde, erwarten, dort zuerst von der Ausbildung des „Himmels“ oder eines Theils desselben zu hören. Ebenso müßte, nach der Gleichstellung von Himmel und Erde (auch nach der geozentrischen Anschauung) zu urtheilen, dem „Machen“ des Himmels doch die gleiche Anzahl Tagewerke zugetheilt sein, wie dem der Erde. Statt dessen sehen wir, daß V. 2 ff. sich ausschließlich mit der Erde beschäftigen, und daß für den „Himmel“ (welchen?) nur zwei Tagewerke reservirt sind; könnte uns schon dieses darauf führen, daß in dem Schöpfungsberichte das Wort „Himmel“ in verschiedener Bedeutung gebraucht wird, so werden wir noch mehr

darauf geführt, wenn wir sehen, daß 2, 4 Himmel und Erde zweimal, und zwar das letzte Mal in umgekehrter Ordnung genannt werden. Suchen wir nun den Begriff des Himmels und der Erde, wie wir sie in 1, 1 finden, zu erfassen, so scheint es uns das Richtigste zu sein, daß hier die Erde mit dem zu ihr Gehörigen (der Atmosphäre) dem Außerirdischen entgegengesetzt ist. Es wird uns dann gesagt, daß Gott vor dem Sechstagewerke sowohl die Erde als das Außerirdische „geschaffen", also die Weltkörper gebildet habe, denn die Erde erscheint V. 2 als Weltkörper bereits fertig gebildet, nur nicht in der gegenwärtigen Ordnung und nicht mit Organismen belebt. Ueber das „Machen" des V. 1 genannten Himmels läßt uns dann der weitere Schöpfungsbericht im Unklaren, wir ersehen nur aus 2, 1. 2. 4 (wie wir später genauer erörtern werden), daß mit dem „Machen der Erde und des Himmels" im Sechstagewerke das ganze Schöpfungswerk Gottes zum Abschluß gekommen ist. Wenn aber mit dem Sechstagewerke die Schöpfungsthätigkeit Gottes zum Abschluß gekommen ist, so müssen wir annehmen, daß das Machen, Bilden des Himmels, so weit uns nicht im Sechstagewerke davon erzählt wird, vorher stattgefunden hat. Unsere Ansicht geht nun dahin, daß die Ausbildung des V. 1 genannten Himmels, also des außerirdischen Weltalls, vor dem Sechstagewerke stattgefunden hat, und nur unser Sonnensystem in dem Sechstagewerke ausgebildet wurde, wobei uns indessen der biblische Bericht von dem, was auf den anderen Körpern unseres Sonnensystems geschah, nur den auf der Erde wahrnehmbaren Erfolg erzählt. Nach dem, was wir in § 6 des ersten Bandes über die Entstehung der Weltkörper gesagt haben, umfaßt also V. 1 einen Zeitraum von vielleicht Millionen von Jahren, innerhalb dessen Gott nach und nach sämmtliche Weltkörper schuf und mit Ausnahme unseres Sonnensystems auch ganz ausbildete und mit Geschöpfen versah. Die Erschaffung der Weltkörper haben wir uns in der Weise zu denken, wie dort auseinandergesetzt ist; die Erschaffung der Weltkörper unseres Sonnensystems aber bildete einen der letzten Akte Gottes bei der Entstehung der Weltkörper (vergl. S. 66 ff. des ersten Bandes). Wir finden keinen Grund, hier lange Zeiträume zu verwerfen, weil uns V. 1 durchaus kein Zeitmaß an die Hand gibt. Unsere Sonne ist also mit den ihr zugehörigen Planeten und Kometen fast zuletzt oder

ganz zuletzt erschaffen worden, und es sind dann nach S. 260 f. noch einige Tausende von Jahren verflossen, ehe die Erde soweit abgekühlt war, daß sie Organismen tragen konnte; es sind darum überhaupt wohl mindestens 3000 Jahre seit der Gründung der Erde bis zum Beginn des Sechstagewerkes verflossen.

Was geschah nun vor dieser Zeit? War die Sonne mit allen Planeten eine Wüste, ohne irgend welche Bewohner? Von der Sonne wenigstens denken wir das nicht, die Planeten aber hatten vielleicht nach S. 73 ihre Bildung später begonnen, als die Sonne; besonders gilt dies von den kleinen. Wir bemerken, daß in der Sonnenatmosphäre der Eisendampf von allen Metalldämpfen am stärksten vertreten ist, daß aber die Bestandtheile unserer Atmosphäre fast gar nicht darin vorkommen. Wir können demnach annehmen, daß der Sonnenkörper der Hauptsache nach aus zwar spezifisch leichteren, aber schwerer schmelzbaren und flüchtigen Stoffen besteht, als dieses das Eisen ist, weil dieses noch nicht zum Niederschlag gelangt ist. Der Erdkörper dagegen besteht (wie man theils aus seiner spezifischen Schwere und der von Mädler berechneten Zunahme seiner Dichtigkeit nach dem Centrum hin [S. 70 des ersten Bandes], theils aus der Thatsache, daß die tieferen Gesteine basischer sind als die oberen, schließt) in seinem Innern aus Stoffen, welche ungefähr das spezifische Gewicht des Eisens haben (S. 78 des ersten Bandes), also vielleicht aus Eisen, welches ja auch an der Oberfläche das häufigste der schweren Metalle ist. Der Asteroidenplanet bestand, wie wir aus den Trümmern (den Meteorsteinen) sehen, im Innern auch aus Eisen. Daraus möchten wir schließen, daß die Bildung der kleinen Planeten, insbesondere auch der Erde, zu einer Zeit stattfand, wo der Sonnenkörper fast fertig gebildet war, wo er dann hauptsächlich nur noch seine Atmosphäre empfing. Denn daß das Eisen blos deswegen so stark in der Atmosphäre der Sonne vertreten wäre, weil es etwa auch die Oberfläche derselben bedeckte, kann man nach der erwähnten Rechnung Mädlers nicht annehmen. Da wir uns hier im zweiten Bande nicht mehr auf rein naturwissenschaftlichem Boden bewegen, können wir mit unseren Annahmen auch etwas freier sein, und sie mehr auf biblische Gründe stützen, als auf naturwissenschaftliche, wobei sie nur an Wahrscheinlichkeit gewinnen werden, wenn sie den naturwissenschaftlichen Thatsachen nicht nur nicht widersprechen (was ja überhaupt Bedingung ist), sondern sie eher noch erklären. Es sei

daher erlaubt, hier in der Kürze unsere Ansicht von dem, was sich mit unserem Sonnensystem vor dem Sechstagewerke zutrug, zu entwickeln.

Wir nehmen an (und werden es später biblisch rechtfertigen), daß die Stellung der Planeten zur Sonne ursprünglich eine andere gewesen ist. Entweder sind alle Planeten bedeutend weiter von der Sonne entfernt gewesen, oder blos die näheren, kleineren; beide Ansichten vereinigen sich sehr gut mit unserer Auffassung des Schöpfungsberichtes. Wenn wir indessen die Abstände der äußeren Planeten von einander und von der Sonne betrachten, so will es uns scheinen, daß diese so ziemlich ihre ursprüngliche Stellung behalten haben, daß dagegen die Bildung der vier kleinen Planeten und des ursprünglichen Asteroidenplaneten (deren Anfang und Fortgang ja nach S. 65, § 84 des ersten Bandes auch unter göttlicher Leitung stattfinden mußte) außerhalb der Neptunsbahn stattfand, von wo sie dann erst später in ihre jetzige Stellung versetzt wurden. Wir erhielten dadurch mit einem Schlage eine größere Uebereinstimmung der (ursprünglichen) Verhältnisse der Körper unseres Sonnensystems. Die ursprünglich sonnennahen Planeten wären der Sonne dem spec. Gewicht und der Größe nach, vielleicht auch dem Stoffe nach, viel ähnlicher, die entfernteren unähnlicher. Auch passen die Entfernungen der Planeten besser zusammen; denn während jetzt z. B. der Abstand der Erde von der Venus nur fünf Millionen Meilen beträgt, der Abstand des Mars von den Asteroiden etwa dreißig Millionen Meilen, so beträgt der kleinste Abstand innerhalb der vier sonnenfernen Planeten, nämlich der des Jupiter vom Saturn, mindestens 90 Millionen Meilen, der größte dagegen, nämlich der des Neptun vom Uranus, ungefähr 250 Millionen Meilen. Dann ist es auch leichter erklärbar, daß den kleinen Planeten bei späterer Bildung nicht der Weltdampf gänzlich entzogen wurde, sondern immer noch zugänglich war, indem sie die Stoffe, die außerhalb der Neptunsbahn sich noch im Weltraume befanden, und ihnen vermöge der Gravitation zuströmten, sammelten. — Die Sonne und die jetzigen äußeren Planeten waren damals noch in glühendem Zustande und konnten darum keine Wesen tragen, welche unseren Organismen vergleichbar waren. Dagegen konnten sie, wie die Sonne jedenfalls jetzt noch und überhaupt alle Fixsterne, von Geistern bewohnt sein, wie wir dieses bereits im ersten Bande S. 174 f. angedeutet haben. In der That scheint es uns

der Bibel ganz entsprechend, wenn wir annehmen, daß diese Millionen Fixsterne nicht etwa blos den Zweck haben, andere Körper zu beleuchten; denn wenigstens bei unserem Sonnensysteme würde der Zweck zum Mittel in einem argen Mißverhältnisse stehen, indem die Oberfläche der Sonne viel mehr Raum zum Wohnen darbietet, als alle Planeten unseres Sonnensystems zusammengenommen, wobei noch zu berücksichtigen wäre, daß die Beleuchtung gerade für die größten Planeten geringfügig genug ist. Es scheint uns vielmehr der göttlichen Weisheit zu entsprechen, daß jeder Weltkörper seinen Zweck zunächst für sich selbst hat, und nicht blos anderen zum Dienste bestimmt ist; wenigstens wird man dieses Letztere nicht von dem Hauptkörper eines Systems behaupten können. Wir werden demnach wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß jeder leuchtende Körper die Wohnstätte vieler Millionen von Engeln ist (vergl. Dan. 7, 10), denn in der h. Schrift wird ja das Licht und der Glanz jederzeit als Ausdruck der göttlichen Herrlichkeit betrachtet; wenn nun die Engel unter allen Geschöpfen Gott am nächsten stehen, werden sie auch mit Theil haben an dieser göttlichen Herrlichkeit; wohnt Er in einem Lichte, da Niemand zukommen kann (also nicht in einem kreatürlichen, physikalischen allein), so wohnen die Engel doch gewiß im physikalischen Lichte. Die Engel aber müssen wir uns nach dem, was wir S. 174 f. des ersten Bandes über die Bewohner der Fixsterne und § 28 über das Wesen der Seele erörtert haben, keineswegs als Wesen denken, welche für unser Denken und geistiges Anschauen unerreichbar sind, als Gespenster, deren Wesen wir nicht fassen können; sondern vielmehr als Naturwesen, ähnlich den Menschenseelen, deren Natur wir zwar nicht empirisch ergründen, aber doch in faßlicher Weise uns vorstellen können. Denken wir sie uns als Wesen aus Weltäther gebildet, mit gewissen Werkzeugen und Kräften begabt, insbesondere mit der Fähigkeit, Wärme in mechanische Kraft umzuwandeln, so haben wir damit zugleich die Bedingungen ihrer Existenz. Sie werden demnach vorzugsweise auf solchen Weltkörpern sich physisch am glücklichsten befinden, wo eine hohe Temperatur herrscht, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie nicht auch eine Zeit lang, vielleicht auch dauernd an anderen Orten sich aufhalten können. Freiwillige Bewegung wird man ihnen nicht nur nicht absprechen können, sondern vielmehr im höchsten Grade zusprechen müssen, weil sie vermöge ihrer ätherischen Natur keinen Widerstand von Seiten der

Körper erfahren; haben sie auch in der Regel eine Unterlage, einen Boden, auf dem sie sich bewegen und ruhen können (aber wohl nicht als Bedürfniß, sondern vielmehr wegen der Wärme), so geht doch aus ihrer ätherischen Natur hervor, daß sie der Schwerkraft nicht unterworfen sind und daher auch mit Leichtigkeit von einem Weltkörper auf den anderen gelangen können, sofern sie nur das zur Bewegung nothwendige, aber jedenfalls geringfügige Kraftquantum zur Verfügung haben. Nach dem, was wir § 31 des ersten Bandes über die Dauer der menschlichen Seele gesagt haben, kann man den Engeln zwar nicht die absolute Fortdauer als inhärirende Eigenschaft, wohl aber als unter gewissen Umständen stattfindende Möglichkeit zuschreiben. Die absolute Fortdauer kommt nur Gott zu: das ist sowohl Ergebniß naturwissenschaftlicher Prüfung, als Lehre der h. Schrift 1. Tim. 6, 16. — Alle diese Annahmen von der Existenz und dem Wesen der Engel dürften ebenso natürlich sein, wie die Annahme des Weltäthers und der Stoffatome, weshalb wir auch keinen Grund sehen, warum ein Naturforscher nicht beistimmen könnte. Freilich wird es darauf ankommen, wie ein Jeder sich zu Gott und zur Bibel stellt, indem unsere Annahmen ja doch zum Theil von der Zweckmäßigkeit im göttlichen Handeln, zum Theil von ausdrücklichen Aussagen der Bibel ausgehen. Wem es lieber ist, die Unzweckmäßigkeit der Welt, und den menschlichen Ursprung der Bibel zu glauben, um nur ja an keinen Gott glauben zu müssen, der wird auch unsere Erklärung von dem Wesen und Wohnsitze der Engel verwerfen, weil es ihm gleichgiltig ist, ob die Fixsterne nutzlose Feuermassen sind, oder ob sie vernünftigen Wesen zum Wohnsitze dienen. — Was nun den Zeitpunkt der Erschaffung der Engel betrifft, so können sie nach verschiedenen Aeußerungen der Bibel nur vor dem Sechstagewerke, aber nicht innerhalb dieses Zeitraumes erschaffen worden sein. Denn Gen. 2, 1 werden sie, wie wir später beweisen werden, neben den Bewohnern der Erde als Bewohner des Himmels genannt, und ihre Erschaffung mit in die Zeit der mit dem Sechstagewerke abgeschlossenen Schöpfungsperiode gesetzt; da uns nun aber in dem Schöpfungsberichte über das Sechstagewerk nicht nur nichts von ihrer Erschaffung erwähnt wird, sondern dieselben auch nach Hiob 38, 7 bereits existirten, als Gott die Erde gründete, so müssen sie vor dem Beginne des Sechstagewerkes erschaffen worden sein, und zwar ist es wahrscheinlich, daß sie nicht gleichzeitig er-

schaffen worden sind, sondern successive, wenn ihr Wohnort bereitet war. Wenn sie nun bei der Gründung der Erde nicht nur schon existirten, sondern auch Alle Gott deshalb lobten, so mußten sie auch die ihnen, ebenso wie später den Menschen nothwendige Freiheitsprobe bereits bestanden und sich im Gehorsam gegen Gott bewährt haben; denn sonst konnten sie an einer göttlichen That, die nicht direkt zu ihrem Wohlergehen diente, keinen solchen Wohlgefallen finden. Da aber nicht alle Engel diese Probe bestanden haben, sondern vielmehr ein Engelfürst mit seinem Anhange gefallen ist nach 2. Petr. 2, 4; Judä V. 6, so muß auch dieser Fall noch in der Zeit vor der Gründung der Erde stattgefunden haben. Nach Allem, was uns in der h. Schrift über den Satan und seine Macht auf Erden mitgetheilt wird, ist es wahrscheinlich, daß der Satan und seine Anhänger entweder vor der Gründung der Erde die Sonne als ihr Fürstenthum und ihre Behausung inne hatten, oder (was uns wahrscheinlicher dünkt) daß sie vor der Gründung der Erde die ihnen von Gott angewiesene Wohnstätte verließen und die ihnen reizender scheinende Sonne mit ihren bis dahin fertigen Planeten okkupirten. Daran kann uns der Umstand nicht irre machen, daß auf der Sonne und den Planeten noch fortwährender Stoffniederschlag stattfinden mußte; denn ihrer Natur nach waren sie einmal nicht von der vollständigen Vollendung der Sonnenoberfläche abhängig, und dann war der Stoffniederschlag jedenfalls nur sehr geringfügig und hörte vielleicht ganz auf, noch ehe die Erde fertig gebildet war; denn wir finden, wie bemerkt, die Stoffe, welche die Oberfläche der Erde und ihre Atmosphäre bilden, entweder gar nicht oder doch nur in sehr geringer Quantität auf der Sonne. — Wenn jene Engel nun vor der Gründung der Erde und der anderen kleinen Planeten gefallen sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß Gott zum Ersatze für diese gefallenen Geister eine neue Art von freien Wesen schaffen wollte, und zu deren Wohnstätte entweder sämmtliche Planeten, oder blos die neu zu bildenden kleinen Planeten ausersah. Die gefallenen Engel aber sollten von ihrer angemaßten Wohnstätte für immer vertrieben, und ihnen ein Wohnort angewiesen werden, wo sie (im Vergleiche mit ihrem bisherigen Wohnorte) in Finsterniß und Tod ihre Zeit zubringen sollten. Manche haben an die äußeren Planeten als ihren gegenwärtigen Wohnort gedacht, und auch wir wollen und können dieses ja keineswegs gänzlich abweisen; doch scheint

es uns nach den Aussagen der Schrift richtiger, ihre Macht nicht mehr über das ganze Planetensystem auszudehnen, sondern nur auf die Erde zu beschränken; dann können sie aber auch nicht auf den äußeren Planeten wohnen, sondern wir werden ihre Wohnstätte vielleicht auf unserem Monde zu suchen haben, der unter Voraussetzung der oben beschriebenen Natur der Geister ganz für ein Gefängniß jener Engel paßt. Wir nehmen demnach an, daß dem Satan und seinen Engeln der Mond als eigentlicher Wohnsitz eingeräumt wurde, den er nur dann verlassen konnte, wenn es ihm Gott zuließ; nach dem Falle der Menschen aber hat er auch auf der Erde und über dieselbe ein gewisses Recht bekommen, welches ihm erst bei der zukünftigen, vollständigen Unterwerfung genommen werden wird, während ihm sein Recht über die Menschen bereits durch unseren Herrn Jesus Christus genommen ist. Daß der Satan von Gott nicht vertilgt wurde, sondern sein Widerstand geduldet wird, ist ein Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit, welche auch dem nach göttlicher Einsicht unrettbar Bösen das einmal Verliehene nicht ohne Weiteres nimmt, sondern ihm Zeit läßt, das Böse vollends auszugestalten, und so den Beweis der Unverbesserlichkeit zu führen. Freilich sind es Geheimnisse, die wir hier auf Erden nie ergründen werden; daß aber dieses Verfahren aus der göttlichen Gerechtigkeit, und nicht aus Mangel an Kraft hervorgeht, das können wir schon nach dem Verhalten Gottes gegen die gefallenen Menschen schließen. Denn daß Gott diesen ohne Weiteres hätte tödten, und so wenigstens die Vermehrung gottfeindlicher Individuen hätte hindern können, ist offenbar. Da Er es aber für gut fand, die gefallenen Engel nicht zu vernichten, so beschloß Er neue Geschöpfe an ihre Statt zu schaffen, welche zwar ebenso wie diese die Freiheitsprobe erst bestehen mußten, von denen sich aber hoffen ließ, daß sie dieselbe ebenso bestehen würden, wie die überaus große Mehrheit der Engel sie wirklich bestanden hat. Zum Wohnsitze dieser neuen Geschöpfe wurden die Planeten (wenigstens die gegenwärtig inneren, kleineren Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars und der ehemalige Asteroidenplanet) ausersehen. Für die vernünftigen Geschöpfe der Erde, die bei ihrer Freiheitsprobe nicht blos aus eigenem Antriebe fallen, sondern auch noch durch Satan verführt werden konnten, — für sie faßte Gott schon damals, noch ehe Er die Bildung der Erde begann, den Entschluß, sie auch dann, wenn sie wirklich fallen sollten, durch Dahingabe

Seines Sohnes zu erretten, weil sie eben Verführte waren. Auf diese Weise dürften Stellen wie Eph. 1, 4; 1. Petr. 1, 20, welche uns sagen, daß Gott schon vor Grundlegung der „Welt" Seinen Heilsplan gefaßt habe, zu erklären sein. Denn „Welt" wird in der Bibel in verschiedener Bedeutung gebraucht, sowohl für die ganze Schöpfung als für die Erde allein, als auch in anderer Bedeutung; für Erde steht Welt in Matth. 4, 8; 13, 38; 16, 26; Marc. 16, 15; Joh. 6, 14; 16, 28; 1. Tim. 6, 7; 2. Petr. 3, 6. Daß Gott Seinen Heilsplan von Ewigkeit her gefaßt habe, ist aus Stellen wie 1. Kor. 2, 7; Eph. 3, 11 nicht erwiesen; denn dort heißt es wörtlich: „vor den Aeonen"; die Aeonen stehen aber nicht immer im prägnanten Sinne der Ewigkeit, sondern auch im Sinne der ursprünglichen Bedeutung von Zeiträumen, Weltzeiten. Ebenso beweist 2. Thess. 2, 13 keinen anderen Zeitpunkt für den Heilsrathschluß Gottes; denn „von Anfang" bedeutet nach Micha 5, 1 (wo Ewigkeit als eine Steigerung erscheint) und nach Joh. 8, 44 (wo es heißt: „Menschenmörder von Anfang") „von Anfang der Menschheit". — Gehen wir wieder zurück zu der Vertreibung des Satans von der Sonne, so können wir nach dem, was uns in der Offenb. Johannis über die endliche Besiegung des Teufels geweissagt wird, schließen, daß schon seine Vertreibung von der Sonne nicht mit einem Schlage geschehen ist, sondern eine gewisse Zeit in Anspruch genommen hat; dieses gibt uns eine Erklärung über den Zweck der Abkühlungszeit der Sonne, wie wir sie S. 197 ff. des ersten Bandes erörtert haben. Nachdem nicht nur diese völlig beendigt war, sondern auch die neugebildeten Planeten ihre Masse gesammelt hatten, war die Zeit gekommen, um das Sonnensystem nach dem neuen göttlichen Plane zur Wohnstätte neuer Wesen einzurichten; damit beginnt das Sechstagewerk, dessen Verlauf uns in der Bibel ausführlich erzählt wird, und das wir nun näher besprechen wollen.

§ 4.

Die schöpferische Thätigkeit Gottes im Sechstagewerke.

Wenn wir nun an die Erörterung des Sechstagewerkes gehen wollen, müssen wir zunächst entscheiden, ob dieses eine Kosmogonie oder eine Geogonie sein soll. Nach unserem schon eingenommenen

Standpunkte kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Sechstagewerk eigentlich keines von beiden ist, indem es weder das ganze Weltall, noch die Erde allein umfaßt. Wenn wir aber nach der Bedeutung des Berichtes fragen, so geht aus dem Inhalte desselben hervor, daß wir hier der Hauptsache nach nur eine Geogonie vor uns haben, indem der Verfasser von den außerirdischen Vorgängen nur den irdischen Erfolg berichtet. Der Bericht, Kap. 1, 3—31, stellt uns also das Sechstagewerk in der Weise dar, wie es ein auf der Erde stehender Augenzeuge gethan haben würde. Daß thatsächlich kein menschlicher Augenzeuge dabei gegenwärtig war, darf uns an dieser Auffassung nicht irre machen, denn der erste Mensch, von dem ohne Zweifel die Geschichte der Schöpfung auf die Nachkommen überliefert worden ist, konnte sie nur durch göttliche Offenbarung erhalten, und Gott konnte, wenn Er den Menschen nicht gleich Astronomie lehren wollte, die Schöpfungsgeschichte nur so mittheilen, wie sie ein auf der Erde stehender Beobachter erzählt hätte. Daß die Ueberlieferung vielleicht später eine Form angenommen hat, wie sie den in geozentrischen Anschauungen befangenen Menschen besser verständlich war, darf uns an der Wahrheit der ganzen Erzählung nicht irre machen; denn Moses durfte, vom Geiste Gottes geleitet, auch dann, wenn er selbst von der Schöpfungsgeschichte eine falsche Auffassung hatte und auch zunächst für das Verständniß seiner Zeitgenossen schrieb, doch niemals etwas Unwahres berichten; wir berufen uns in Bezug darauf auf unsere Auseinandersetzungen in der Einleitung und in § 3.

Eine weitere Frage, die wir beantworten müssen, ehe wir auf die einzelnen Tagewerke näher eingehen, ist die, ob die hier genannten Tage von derselben Länge waren, wie unsere gegenwärtigen, oder ob sie längere Perioden waren. Wir haben uns bereits in der Einleitung zum ersten Bande dahin ausgesprochen, daß wir nicht mit Denjenigen gehen können, die die Schöpfungstage zu ungeheuren Zeiträumen machen, weil wir damit dem Geiste der ganzen Bibel entgegentreten würden. Indessen können wir diese Tage auch nicht für 24stündige Zeiträume halten, und zwar allerdings zunächst aus naturwissenschaftlichen Gründen, dann aber auch aus solchen, die im Texte selbst liegen. Kann man auch nicht bestimmt behaupten, daß „Jom“ in der Bibel (ausgenommen in Weissagungen) in der Bedeutung „Zeitperiode“ vorkäme (Ps. 118, 24; Pred. 7, 15; 2. Kön. 19, 3-

kann man den Tag allenfalls für eine längere Zeitperiode halten), so zeigt doch schon 2, 4, daß gerade in der Sprache der Schöpfungsgeschichte längere als 24stündige Zeiträume damit bezeichnet sind, denn dort heißt es wörtlich: „Am Tage, da Jehova Gott machte Erde und Himmel"; nun sind aber nach der vorangegangenen Erzählung sechs Tage dazu nothwendig gewesen, und nicht blos ein Tag, folglich ist wenigstens dort das Wort Jom für einen längeren Zeitabschnitt gebraucht, und wir könnten schon aus diesem Grunde das Gleiche für die Schöpfungstage überhaupt schließen. Dann dürfen wir nicht vergessen, daß wir hier Werktage des Gottes vor uns haben, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag Ps. 90, 4 (wobei noch zu bemerken, daß es gerade der Verfasser der Schöpfungsgeschichte war, der diesen Ausspruch that), und nicht Werktage eines Menschen. Auch innerhalb des Schöpfungsberichtes selbst finden wir Spuren, daß nicht gewöhnliche Tage gemeint sein können. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß unsere Tages- und Zeitordnung nach V. 14—18 ja erst am vierten Schöpfungstage hergestellt worden sei, daß demnach die drei ersten Tage nicht 24stündige gewesen sein könnten, und daß man daraus wieder wegen der Gleichheit für die letzten Tage das Nämliche schließen müsse, — eine Argumentation, die Diejenigen, welche den biblischen Schöpfungsbericht allein aus der Bibel zu erklären vorgeben, wohl gelten lassen müssen, — wir wollen uns nicht darauf berufen, weil nach unserer Meinung allerdings schon mit dem ersten Schöpfungsakte Gottes ein 24stündiger Wechsel von Tag und Nacht eintrat. Wir machen nur zunächst darauf aufmerksam, daß V. 5 von einer Nacht die Rede ist, ehe doch der Tag vollendet war; ebenso, daß die Schöpfungstage nicht durch Nächte von einander getrennt zu sein scheinen, sondern der Erzähler diese Frage offen läßt; ebenso ganz besonders, daß Kap. 2, 2 der Abschluß des göttlichen Werkes nicht mit dem Abend des 6. Tages, sondern mit dem Morgen des 7. Tages gesetzt wird; endlich scheint überhaupt der Ausdruck: „Und es ward Abend und es ward Morgen: ein Tag" ꝛc. darauf hinzuweisen, daß wir hier andere Tage vor uns haben; denn die Hebräer zählten nach 3. Mose 23, 32 ihre Tage von Abend zu Abend und nicht von Morgen zu Morgen. Man macht zwar gegen Letzteres mit einem gewissen Rechte geltend, daß die Schöpfungstage schon aus dem Grunde nicht so hätten gezählt werden können, weil dann der erste Tag keine den anderen

Nächten gleiche Nacht gehabt hätte; indessen muß man doch sagen, daß, wenn nach Kap. 2, 2 die Ruhe des Herrn ausdrücklich erst mit dem Anbruche des 7. Tages begonnen hat, Moses, oder vielmehr der Herr selbst, die Sabbathsfeier auch erst auf den Sonnenaufgang des 7. Tages festgesetzt hätte, wenn jene Tage 24stündige Zeitabschnitte gewesen wären. So aber, da der Sabbath ohnedem nur eine unvollkommene Nachbildung des göttlichen Ruhetages war, konnte man sehr wohl bei dem Gebrauche der orientalischen Völker verbleiben und den Tag mit dem Abende des vorhergegangenen Tages beginnen lassen. Endlich sprechen auch noch die Sabbathsjahre dafür, daß die hebräische Woche nur eine unvollkommene Nachbildung, ein Miniaturbild der Schöpfungswoche war. Alle diese Umstände hätten schon längst alle gründlichen Exegeten darauf aufmerksam machen sollen, daß vielleicht schon Moses selbst die Schöpfungstage anders verstanden hat, während heute noch die Mehrzahl der Theologen, und oft auch diejenigen, welche selbst längere Schöpfungstage annehmen, doch wenigstens Moses oder (sofern man Moses überhaupt vom Geiste Gottes geleitet sich denkt) dem Schöpfungsberichte überhaupt die Annahme 24stündiger Schöpfungstage aufbürdet. Uns wenigstens ist es zweifellos, daß, wie auch immer Mose sich die Sache gedacht haben mag, doch der heilige Geist sein Werkzeug so geleitet hat, daß wir schon aus dem Berichte an sich auf längere Zeitperioden schließen können; daß vielleicht sämmtliche jüdische Schriftgelehrte und die meisten Theologen der alten Zeit es anders aufgefaßt haben, darf uns gar nicht hindern, denn wir haben uns an den Schrifttext selbst zu halten, aber nicht an menschliche Meinungen, die mit der Zeit wechseln. Wir nehmen also längere Schöpfungsperioden an, die ihre Begrenzung auf eine sogleich zu erörternde Weise fanden. Die Länge derselben kann etwas verschieden gewesen sein, doch dürfen wir jedenfalls den Unterschied nicht zu groß setzen, sonst würde die Harmonie zerstört. Nach S. 432 des ersten Bandes schlagen wir die Zeit vor Beginn des Baumwachsthumes (Schluß des 3. Schöpfungstages) bis zur Sündfluth auf etwa 3000 Jahre an; vielleicht ist er auch noch etwas länger. Da nun das Menschengeschlecht nach der biblischen Zeitrechnung circa 1600—1700 Jahre existirt hatte, als die Sündfluth hereinbrach, so können wir den Zeitraum eines Schöpfungstages mit dazu gehöriger „Nacht" (diesen Namen hier im uneigentlichen Sinne gebraucht) auf circa 500 Jahre

anschlagen. Dieser Zeitraum genügt vollständig zur Erklärung der geologischen Thatsachen, es ist jedoch dabei selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß er nicht auch etwas länger gewesen ist; wir wissen eben darüber nichts Näheres.

Beginnen wir nun mit der eigentlichen Erläuterung des Sechstagewerkes. Der Schöpfungsbericht verläßt den in V. 1 genannten Himmel, und wendet sich in V. 2 ausschließlich der Erde zu. Es wird von ihr ausgesagt, daß sie ungeordnet (nicht verwüstet, wie die Anhänger der Restitutionshypothese meinen, wofür es in der hebräischen Sprache wahrlich nicht an Ausdrücken fehlte) und finster war, und daß der Geist Gottes „brütend" über den Wassern war: ein deutlicher Beweis, daß Gott auch die Naturkräfte in Anspruch nimmt für die Ausgestaltung der Schöpfung; jede göttliche That war, wie wir weiterhin sehen werden, zugleich der Anstoß zu einer Bewegung der Naturkräfte. Jeder göttliche Schöpfungsakt wird durch ein göttliches Sprechen eingeleitet, worauf nach dem Berichte entweder der Erfolg ohne Weiteres eintritt, oder auch noch ein göttliches „Machen" berichtet wird. Wir geben zu, daß der erstere Vorgang zu der Annahme berechtigen könnte, daß der Erfolg augenblicklich eingetreten und vollendet worden sei; allein wenn dieses auch bei dem ersten Tagewerke als nicht unmöglich bezeichnet werden muß, so ist dieses doch bei der Sammlung des Wassers, V. 9, unbedingt auszuschließen; denn wenn diese augenblicklich geschehen wäre, so hätte das Wasser die Berge weggefegt von der Oberfläche der Erde. Man ist wohl hauptsächlich durch Ps. 33, 9 auf einen solchen Gedanken geführt worden; dort ergibt aber die Vergleichung mit V. 11, daß man übersetzen muß: „So er gebietet, so bestehet es" (d. h. erhält es Dauer, bleibt stehen), denn V. 11 heißt es wörtlich: „Des Herrn Rath stehet ewiglich", und so noch an vielen anderen Stellen der heiligen Schrift. Wir haben uns also zu denken, daß dem göttlichen Befehle zwar der Erfolg nicht fehlte, daß er aber nicht augenblicklich vollendet wurde, sondern nur allmälig eintrat, sich nach und nach vollzog. Warum hätte Sich sonst Gott auch für die Erschaffung des Lichtes einen ganzen, wenn auch nur 24stündigen Tag Zeit genommen, während ungleich schwierigere Werke (z. B. die Entstehung der ersten Organismen in der zweiten Hälfte des dritten Tages) in kürzerer Zeit stattfanden? Das „Sprechen" Gottes ist keine Erregung der Luft zu Schallschwingungen, denn da Er Geist ist, haben

wir an ein dem unsrigen ähnliches Sprechen zunächst nicht zu denken; es soll damit vielmehr ein Kraftakt Gottes bezeichnet werden, sei es nun eine unmittelbare Wirkung, oder sei diese in ähnlicher Weise, wie die Akte der Weltregierung (S. 545 f. des ersten Bandes), vermittelt; eine Schallerregung ist dabei keineswegs ausgeschlossen, aber nicht das Wesentliche, vergl. 2. Mose 19, 16 ff.; Joh. 12, 29. Fand diese göttliche Wirkung in ähnlicher, vermittelter Weise, wie bei der göttlichen Weltregierung statt, so wird sie hier, weil entweder auf Hervorbringung von etwas ganz Neuem, oder doch auf neue Disposition der Naturkräfte gerichtet, jedenfalls viel intensiver und dem Zwecke entsprechend modifizirt gewesen sein. Dem Sprechen folgte da, wo es galt, neue Wesen zu schaffen, die nicht von der körperlichen Materie getragen werden, ein Schaffen, V. 21; da, wo es galt, diese Wesen zu relativ höheren hinaufzubilden, ein Machen, Bilden, V. 25; da, wo es galt, nicht nur ein neues, nicht von der irdischen Materie getragenes und qualitativ höheres Wesen, sondern vielmehr ein dem göttlichen Bilde ähnliches Wesen zu schaffen, da folgt dem Sprechen das Schaffen 1, 27, das Bilden und Hauchen des göttlichen Lebensodems 2, 7.

Da die göttliche Schöpfungsthätigkeit sich während dieser Zeit über das ganze Sonnensystem erstreckte, Gott aber, nachdem Er auf dem einen Weltkörper Sein Werk zu einem relativen Abschlusse gebracht hatte, Sich anderen Weltkörpern zuwandte und inzwischen die Naturkräfte wirken ließ, so entstanden für jeden Weltkörper gewisse Perioden der göttlichen Schöpfung, die durch Perioden der ruhigen Naturentwickelung unterbrochen wurden. Für die Erde entstanden sechs solcher Perioden: **das sind die sechs Schöpfungstage**, welche sich übrigens dadurch von einander unterscheiden, daß das erste und vierte Tagewerk sich nicht blos auf die Erde, sondern auf das ganze Sonnensystem, oder doch auf mehrere Planeten erstreckte.

Das erste Tagewerk bezeichnet den Anfang der Schöpfungsthätigkeit Gottes in dieser Zeit, d. h. derjenigen Thätigkeit, welche sich zwar nicht durchgängig durch die Art und Weise ihres Geschehens, wohl aber durchgängig durch den beabsichtigten Zweck von der regierenden Thätigkeit Gottes unterschied. Gott schuf am ersten Tage das Licht, d. h. Er verwandelte die bis dahin expansionslosen photogenischen Gase der Sonne in expansible, und leitete dadurch den chemischen Prozeß auf dem Sonnenkörper ein, der nun unaufhörlich

fortdauern kann. Dadurch wurde die Sonne allmälig glühend und leuchtend, bis sie zu demjenigen Hitzgrade gelangte, den sie jetzt noch hat. Da die Erde in jener Zeit noch sehr weit von der Sonne entfernt war (nämlich mindestens vierzigmal weiter als jetzt), so konnte das Licht in jener Anfangszeit des göttlichen Wirkens auf ihr noch bei weitem nicht in solcher Intensität leuchten, als jetzt; die Erde empfing vielmehr höchstens den tausendsechshundertsten Theil des jetzigen Sonnenlichtes. Ebenso konnte das Licht noch nicht so konzentrirt sein, sondern mußte vielmehr eine undeutliche Tageshelle, wie jetzt noch an bewölkten Tagen, geben; denn die Erde war damals von einer sehr dichten, wenn auch nicht in unserem jetzigen Sinne, wolkigen Atmosphäre umgeben, die sich erst vom zweiten Schöpfungstage an allmälig als tropfbar-flüssiges Wasser theilweise niederschlug. Aus beiden Ursachen erklärt es sich, daß am ersten Schöpfungstage noch nicht von Lichtträgern die Rede ist, obgleich dieselben ohne Zweifel schon damals existirten. Nachdem der beabsichtigte Erfolg eingetreten war, heißt es: „Gott sah, daß es gut war." Damit soll nicht gesagt werden, daß Gott nicht den Erfolg Seines Wirkens genau voraus gewußt habe (vergl. Apg. 15, 18), sondern es wird damit eine göttliche Einsetzung zum Zwecke des fortwährenden, ungestörten Bestehens ausgesprochen. Speziell beim ersten Tagewerke scheint es zwar gerade, als hätte es auf Seiten Gottes erst der Erfahrung bedurft, und als sei erst darauf die feste Einsetzung erfolgt, weil es V. 4 heißt: „Da schied Gott das Licht" ꝛc.; allein dieser Ausdruck ist mehr Erklärung als Uebersetzung. Die hebräische Sprache hat allerdings die Konjunktionen nicht so ausgebildet wie wir, und fügt oft sogar Folgesätze und Absichtssätze nur durch „und" an; aber obgleich wir grammatisch hier gar nicht gezwungen sind, zu übersetzen: „Und es schied Gott" ꝛc., so sind wir doch noch viel weniger gezwungen, „Da schied Gott" zu übersetzen; die Uebersetzung mit dem einfach kopulativen „und" ist vielmehr als die nächstliegende jedenfalls vorzuziehen. Da nun bei den anderen Schöpfungstagen nicht einer auf die göttliche Gutheißung gegründeten That Erwähnung geschieht, so haben wir hier das Nachfolgende ohne Zweifel als nähere Erläuterung der göttlichen Gutheißung aufzufassen. Die Wirkung des Lichtes wäre ja Gott nach dem in § 3 Erörterten auch dann schon bekannt gewesen, wenn er nicht ohnedem bei Allem, was Er thut, den Erfolg vorhersehen könnte.

Die direkte Thätigkeit Gottes an diesem ersten Schöpfungstage bezog sich allerdings nur auf die Sonne, der Erfolg aber kam allen Planeten, folglich auch der Erde gut, daher dieses erste Wirken Gottes vom irdischen Standpunkte aus mit Recht als ein erstes Tagewerk bezeichnet wird. Nach einer Periode göttlichen Wirkens, die für die Erde wenigstens keinen sichtbaren Erfolg hatte (daher man sie im Verhältnisse zur ersten als Nacht bezeichnen kann), und die sich wahrscheinlich auf andere Planeten bezog, folgte das zweite Tagewerk.

Wir haben S. 273 des ersten Bandes die Frage offen gelassen, ob die Gase der Erdatmosphäre bei der Bildung des Sonnensystemes auch in den expansionslosen Zustand übergingen, weil wir naturwissenschaftlich nicht zu beweisende Annahmen nicht in die Naturphilosophie aufnehmen wollten. Auf biblischem Standpunkte können wir sie um so mehr behaupten, als ja, wie dort erwähnt, das analoge Verhältniß bei dem Zentralkörper dafür spricht. Wir finden nun den Erfolg des zweiten Tagewerkes darin, daß Gott die die Atmosphäre der Erde bildenden Gasarten aus dem expansionslosen Zustande, in dem sie sich vorher befanden, in den expansiblen Zustand versetzte. In Folge dessen entstand ein starker Niederschlag des in der Atmosphäre befindlichen Wasserdampfes, weil dieser jetzt durch die Schwerkraft der Erde angezogen und verdichtet wurde. Die Erde wurde vielleicht erst jetzt mit Wasserfluthen bedeckt; auf jeden Fall aber wurde durch diesen Vorgang erst die Möglichkeit der Wolkenbildung gegeben, und die Atmosphäre der Erde bildete das scheinbare, blaue Himmelsgewölbe, dessen sich noch jetzt jeder Mensch freut. Unter der Rakia V. 6 ff. ist also der Luft- und Wolkenhimmel zu verstehen, aber nicht die Sterne, wie Manche wollen; denn nicht nur steht von diesen kein Wort da, sondern sowohl die Etymologie als der Gebrauch jenes Wortes lassen die Beziehung auf den Sternenhimmel gar nicht zu; die Sterne waren vielmehr schon längst vorhanden. Die biblischen Ausdrücke kommen bei unserer Anschauung von dem Wesen des zweiten Tagewerkes zu ihrem vollen Rechte. Der Ausdruck „schied" hat seine volle Bedeutung, denn es fand in der That eine Scheidung des atmosphärischen Wassers von dem auf der Erde befindlichen Wasser statt, besonders wenn vorher alles Wasser in der Atmosphäre war; der Ausdruck „Tiefe" V. 2 steht der letzteren Annahme nicht entgegen, denn dasselbe Wort wird anderwärts auch

von Abgründen der Erde gebraucht, z. B. Pſ. 71, 20. Nun wiſſen wir allerdings nicht, ob es Abgründe auf der Erde gab vor der Herſtellung der ſpäteren Niveauunterſchiede, allein dieſer Ausdruck kann ſehr wohl auch blos zur Bezeichnung des Schauerlichen dienen, was bei dem ungeordneten, unbelebten und finſtern Zuſtande der Erde vorhanden war; der Ausdruck „ſchweben über den Waſſern“ kommt bei der eben entwickelten Anſchauung zu ſeinem vollen Rechte, denn der Geiſt Gottes konnte ja auch über der Atmoſphäre, die eben das Waſſer enthielt, ſeine Kraft entfalten, nur darf man ſich dieſen Vorgang überhaupt nicht lokal, ſondern nur dynamiſch vorſtellen, denn als ein örtliches Schweben des Geiſtes Gottes könnte man es ſich nur denken, wenn die Erde eine ebene Fläche und keine Kugel wäre. Die Umwandelung der Gaſe erſtreckte ſich in dieſer Zeitperiode indeſſen nicht auf die nach S. 256 f. in der Erde entwickelten, ſondern nur auf die atmoſphäriſchen. Es ſollte eben nach Gottes Willen das Waſſer durch ſeine löſende Kraft erſt den Boden zum Pflanzenwachsthume bereiten, ehe die Niveauunterſchiede gebildet, Land und Meer getrennt wurden, darum folgte auf jene Umwandelung der atmoſphäriſchen Gaſe erſt wieder eine Periode der Ruhe, wo Gott auf anderen Weltkörpern wirkte, und auf der Erde die Naturkräfte wirken ließ. Nachdem dieſes geſchehen war, folgte die erſte Hälfte des dritten Tagewerkes, nämlich die Scheidung von Waſſer und Land. Die Niveauunterſchiede wurden nach S. 272 ff. hauptſächlich durch die unterirdiſchen Gasanſammlungen hervorgerufen; dieſe waren indeß, ſo lange die Gaſe noch nicht expanſibel waren, nicht kräftig genug, um ſo bedeutende Erhebungen zu veranlaſſen, wie ſie nachher eintraten, als die Gaſe in den expanſibeln Zuſtand umgewandelt wurden. Nachdem nun das Waſſer in die Geſteine eingedrungen war, und dadurch die ſpätere theilweiſe Zerſetzung derſelben eingeleitet und zum Theil ſchon bewirkt hatte (vergl. S. 271 des erſten Bandes), wandelte Gott die in der Erde angeſammelten Gasmaſſen in expanſible um; in Folge der Expanſion vereinigten ſich kleinere Anhäufungen zu größeren, welche letztere die Erdrinde auftrieben, während an der Stelle jener früheren eine Einſenkung erfolgte. Auf dieſe Weiſe erfolgte die Bildung der Niveauunterſchiede auf der Erdoberfläche in Folge der beſchriebenen göttlichen Thätigkeit; das Waſſer floß langſam ab, und es entſtand die mannigfaltige Landausgeſtaltung, wie wir ſie S. 273. 387 f. des erſten Bandes beſchrieben haben.

Auch hier wird uns nur der sichtbare Erfolg erzählt. Ehe wir nun zur zweiten Hälfte des dritten Tagewerkes übergehen, müssen wir noch einmal auf die zwei ersten zurückblicken. Die göttliche Thätigkeit während des ersten und zweiten Tagewerkes dauerte vielleicht nur kurze Zeit, während die dadurch eingeleiteten natürlichen Entwickelungen längere Zeit in Anspruch nahmen. Die göttliche Thätigkeit in der ersten Hälfte des zweiten Tagewerkes ging dagegen viel langsamer von Statten, und war weniger intensiv, weil ein langsames Abfließen des Wassers unbedingt erforderlich war, wenn nicht der Erdschlamm, der den Boden für das Pflanzenwachsthum bilden sollte, mit hinweggeschwemmt werden sollte. Bei allen bisherigen Tagewerken dürfte indessen die göttliche Thätigkeit extensiv und intensiv geringer gewesen sein als bei den nachfolgenden, namentlich bei der Erschaffung der Organismen. Daraus sehen wir, daß wirklich diese Schöpfungsperioden nicht von gleicher Dauer und Bedeutung waren. Das zweite Tagewerk und die erste Hälfte des dritten gehören aber ihrem Wesen nach so nothwendig zusammen, daß sie eine ideale Erzählung ohne Weiteres zusammengestellt, und nicht eine Vereinigung zweier so grundverschiedener Werke im dritten Tagewerke hergestellt hätte. Die beiden Thaten Gottes sind übrigens auch dem Erfolge nach verwandt; denn es wurde dadurch Klima, Bodenbeschaffenheit, Vertheilung von Wasser und Land ꝛc., mit einem Worte, die ganze tellurische Physik und Chemie geordnet. Von dieser Thatsache aus fällt nun auch ein überraschendes Licht auf eine Eigenthümlichkeit des Schöpfungsberichtes, die schon manchem Exegeten das Leben sauer gemacht hat, nämlich auf den Umstand, daß das zweite Tagewerk keine Gutheißung, das dritte aber deren zwei enthält; nach der gegebenen Erklärung des zweiten Tagewerkes und der ersten Hälfte des dritten ist es nämlich sehr klar, daß mit der Gutheißung oder Segnung der letzteren auch die des ersteren erfolgte. Denn einmal fand bei beiden dieselbe göttliche Wirkungsweise statt, es war im Grunde genommen dasselbe Werk, nur zeitlich von einander getrennt; und dann gehörte auch der Erfolg beider, obgleich zunächst verschieden, doch wieder zusammen, indem die dadurch geordneten topographischen und atmosphärischen Verhältnisse so in einander übergreifen und gemeinsam das Klima, die Witterungsverhältnisse und Fruchtbarkeit des Bodens bestimmen, daß sie beide ein Ziel, nämlich die Zubereitung der Erde für das Pflanzenwachsthum

verfolgen, daß man sie füglich als nothwendig zusammengehörig, als ein Ganzes betrachten kann.*) Bei der ersten Hälfte des zweiten Tagewerkes leuchtet so recht die Unmöglichkeit ein, für die Schöpfungstage nur eine 24stündige, und, wenn man die Nachtzeit abrechnet, für die Zeit des göttlichen Wirkens an jedem Tage nur 12stündige Zeiträume anzunehmen; denn von allen Theologen, die solche Tage annehmen, wird dann nach dem Wortlaute des Berichtes auch mit Recht betont, daß Gott nur am Tage, nicht in der Nacht gewirkt habe. Wenn man nun für die erste Hälte des zweiten Tagewerkes einen Zeitraum von sechs Stunden annimmt, so muß man in diesen Zeitraum sowohl die göttliche Wirksamkeit der Hervorbringung der Niveauunterschiede, als auch den gänzlichen Abfluß des Wassers einzwängen. Wenn man nun auch die göttliche Wirksamkeit auf einen

*) Die wiederholten Aenderungen der Expansion der Luftarten, wie sie für die photogenischen Gase der Sonne und sämmtliche Gase der Erde von uns angenommen werden, sind freilich aus rein naturwissenschaftlichen Gründen nicht unbedingt nothwendig, sondern von uns zum Theil wegen der Harmonie mit dem biblischen Berichte angenommen worden. Man könnte z. B. annehmen, daß bei der Bildung der Weltkörper nur eine theilweise Umwandelung der ursprünglich expansiblen Gase in expansionslose stattgefunden habe, so daß etwa die nicht photogenischen Gase der Nebelflecken und Fixsterne in den expansionslosen Zustand umgewandelt wurden, die photogenischen aber, sowie sämmtliche auf nicht leuchtenden Körpern vorhandenen, oder doch wenigstens die auf den Planeten unseres Sonnensystemes befindlichen, in dem ursprünglichen, expansibeln Zustande verblieben. Dann hätten die Planeten ihre Atmosphäre, und die leuchtenden Körper ihre Photosphäre sogleich in dem jetzigen Zustande zu der Zeit erhalten, als die leuchtenden Körper Masse genug hatten, und die Planeten so weit abgekühlt waren, daß sie die betreffenden Gase anziehen und festhalten konnten. Dieser Vorgang erscheint einfacher, natürlicher und darum dem anderen vorzuziehen. Dann hätte eine Periode der Abkühlung der Sonne, und später eine neue Einrichtung der Photosphäre nicht stattgefunden, und ebenso wenig wüßten wir mit dem zweiten Tagewerke etwas anzufangen. Indessen wissen wir ja nicht, ob nicht die erste Umwandelung der Gase durch natürliche Prozesse bewirkt wurde, und darum unbedingt eine zweite durch göttliche Wirksamkeit erforderlich war. Dann aber haben wir allerdings in den Protuberanzen der Sonne auch einen naturwissenschaftlichen Grund für die Annahme einer Abkühlungszeit der Sonne, wie wir im ersten Bande S. 197 ff. bewiesen haben. Bei alledem wird es immerhin auf die Stellung des Menschen zur Bibel überhaupt ankommen, ob er einen Weg suchen will, die Schwierigkeiten zu überwinden, oder ob er vielmehr solche sucht, wo sich thatsächlich nicht einmal welche finden. Demjenigen, der das Erstere vorzieht, empfehlen wir unsere Annahmen als ein Auskunftsmittel, das vielleicht später noch durch ein besseres ersetzt werden kann.

ganz kleinen Zeitraum einschränken wollte (was man allerdings nicht für unmöglich erklären kann), so würden doch sechs Stunden für den Abfluß des Wassers aus der Mitte der Kontinente bis in das Meer nimmermehr genügen; denn wenn ein so rasend schneller Abfluß stattgefunden hätte, würde das Wasser die meisten Berge weggefegt und die Thäler ausgefüllt haben, das Land selbst aber wäre für die meisten Pflanzen noch viel zu morastig gewesen. Nun berichtet uns aber 2, 5. 6, daß das Land vor der Pflanzenschöpfung eines anfeuchtenden Nebels bedurft habe, also ganz trocken gewesen sei: will man nun auch, wie dies Manche thun, hier eine zweite, von 1, 11 f. verschiedene Pflanzenschöpfung annehmen, so kann selbst nach drei Tagen die Erde von einer so lange dauernden Durchweichung noch nicht so trocken gewesen sein, daß es zum Pflanzenwachsthum eines Regens bedurft hätte. Wer aber für dieses Alles die göttliche Allmacht anruft, der treibt ein unwürdiges Spiel sowohl mit der Vernunft als mit dem göttlichen Worte; denn die Bibel weiß von solchem gewaltthätigen, ja zum Theil unnützen Eingreifen Gottes in die Natur Nichts; und wenn man der Vernunft zumuthet, zu glauben, daß Gott durch einen unmittelbaren Akt das Wasser gesammelt, durch einen dergleichen die Erde völlig getrocknet habe, um sodann wieder regnen zu lassen, dann muthet man ihr Aberglauben zu, Gott aber macht man zu einem zweckwidrig handelnden Wesen. Es heißt nicht: „Die Wasser sollen gesammelt werden", sondern: „sollen sich sammeln", denn nikwah hat überall reflexive, nicht passive Bedeutung.

Mit der zweiten Hälfte des dritten Tagewerkes beginnt eine von der bisherigen verschiedene Thätigkeit Gottes, nämlich die Erzeugung der ersten Organismen. Nach V. 11 f. haben wir zunächst an Pflanzen zu denken, doch können wir im Vergleich mit V. 20 schließen, daß zu gleicher Zeit auch diejenigen Wesen geschaffen wurden, welche für unsere jetzige Erkenntniß eine Mittelstellung zwischen Pflanzen und Thieren einnehmen, sowie auch die festsitzenden Thiere, soweit solche nicht auf späterer Rückbildung beruhen, vergl. S. 312 des ersten Bandes. Die Art und Weise der göttlichen Wirksamkeit bei der Erschaffung der Pflanzenarten mag die gewesen sein, daß Er zuerst organische Stoffe ohne organische Form entstehen ließ (so wie sie jetzt zum Theil auch die Chemiker künstlich herstellen können), dann aus diesen die niedrigsten

Organismen bildete, welche Er nach und nach in der Weise bis zu den höchsten Pflanzen vervollkommnete, wie wir dies S. 347 des ersten Bandes beschrieben haben; doch wird die Thätigkeit Gottes hierbei extensiv und intensiv viel geringer gewesen sein, als bei der nachmaligen Erschaffung der Thiere, wie denn auch die Bibel den Zeitraum für die Erschaffung der Pflanzen viel kleiner angibt, als den für die Thiere. Bedenken wir nämlich, daß Pflanzen und Thiere sich aus gleich niedrig stehenden Organismen entwickeln mußten, so ist klar, daß zur Ausbildung der mannigfaltigen Pflanzenarten eine viel geringere Vervollkommnung nöthig war, als für die der Thiere; überdem bedurfte es bei der Erschaffung der Thierarten nicht blos einer Vervollkommnung des Organismus, sondern auch der Erschaffung der Seele. Der biblische Schöpfungsbericht, welcher für die Pflanzenschöpfung nur eine halbe Schöpfungsperiode, für die Thierschöpfung dagegen zwei Schöpfungsperioden annimmt, findet daher seine Bestätigung nicht nur in der Morphologie, sondern auch besonders in der Geologie. Denn obwohl die versteinerten Pflanzen bis zu den höchst entwickelten ansteigen, ist doch das Mißverhältniß der Artenzahl der versteinerten zu den lebenden, besonders unter den vollkommneren, so groß, daß man es nur erklären kann, wenn man überhaupt die Anzahl der ursprünglich geschaffenen Pflanzenarten bedeutend kleiner annimmt, als die der Thierarten. Da nämlich Gott nicht die gleichwerthigen Variationen erschuf, sondern stets nur solche, die eine höhere Stufe einnahmen, als ihre Eltern, so mußte sich bei der längeren Stufenleiter und den mannigfaltigen Vervollkommnungen der Thierschöpfung eine bedeutend größere Zahl der ursprünglich erschaffenen Arten ergeben, als bei den Pflanzen; die Ausbildung gleichwerthiger Modifikationen der Haupttypen blieb hier wie dort der natürlichen Variation überlassen; diese war aber vor der Sündfluth wegen der sich gleichbleibenden Verhältnisse sehr gering. Jede der Pflanzenarten wurde ohne Zweifel gleich in zahlreichen Exemplaren erschaffen; wie wir dies bereits S. 354 des ersten Bandes ausführten. Daß sie aber schon erschaffen wurden, und auch bestehen konnten, als die Erde, wie wir oben schon erörterten, von der Sonne bedeutend entfernter war, als jetzt, darf man nicht für unmöglich halten; denn einmal waren ja die große Mehrzahl der vorsündfluthlichen Pflanzenarten solche, die auch bei geringer Besonnung nicht nur vegetiren (was bei der Wärme und dem reichen Kohlensäure-

gehalt der Luft wohl Niemand bestreiten wird), sondern auch Fortpflanzungszellen und Blüthen entwickeln konnten, wie z. B. unsere Waldpflanzen; anderentheils wurden diejenigen Pflanzen, welche zur Entwickelung der Fortpflanzungsorgane einer stärkeren Besonnung bedurften, zuletzt erschaffen, was wir schon daraus schließen können, daß es eben die vollkommeneren Arten sind, welche nach unserer, § 16 des ersten Bandes, entwickelten Theorie ja zuletzt geschaffen werden mußten; die niederen Pflanzenarten, welche gleichwohl einer stärkeren Besonnung bedürfen, konnten auch zuletzt erschaffen werden, oder sich auf dem Wege natürlicher Variation bilden (die Erde wurde nämlich bald darauf in ihre jetzige Stellung zur Sonne versetzt, siehe unten). Eine gewisse Nothwendigkeit, die Erschaffung der Pflanzen schon jetzt vorzunehmen, lag in dem reichen Kohlensäuregehalt der Atmosphäre. (S. 275 des ersten Bandes.)

Den Erfolg des vierten Tagewerkes finden wir in der Anordnung der Körper unseres Sonnensystems in der Weise, wie wir sie jetzt noch der Hauptsache nach vor uns sehen. Entstanden, nach unseren früheren Erörterungen, die kleinen Planeten außerhalb der Bahn Neptuns, so wurden sie jetzt innerhalb der Jupitersbahn in ihre jetzige Entfernung zur Sonne gesetzt. Die Sonne schien jetzt mit voller Klarheit und Deutlichkeit auf die Erde, während sie vorher, besonders bei der dichten Atmosphäre des ersten Schöpfungstages, und auch nachher noch bei der eben in Folge schwacher Besonnung nun stets trüben Atmosphäre, eine klägliche Rolle spielte. Da die Atmosphäre vorher von der Sonne fast gar nicht erwärmt wurde, mußten die von der Erde aufsteigenden Wasserdämpfe sich selbst bald zu Nebel verdichten, welche zu zerstreuen die Sonne bei ihrer geringen Leuchtkraft Mühe hatte; auf diese Weise ist es erklärbar, daß vor dem vierten Schöpfungstage fast nur eine allgemeine Tageshelle auf der Erde herrschte. Da nun überdem die Sonne vorher lange nicht die Bedeutung, auch lange nicht den scheinbaren Durchmesser hatte, wie später, ist es erklärlich, daß ihrer erst am vierten Schöpfungstage Erwähnung geschieht. Der ganze Vorgang bei der Schöpfung sollte eben nicht detaillirt, sondern summarisch erzählt werden; dies betraf besonders diejenigen Vorgänge, die den Menschen weniger unmittelbar berührten, oder auch seinem Verständnisse damals noch verschlossen waren; für andere Vorgänge haben wir dann detaillirte Berichte in den Nachträgen des zweiten Kapitels.

Mit dem Monde verhält es sich ähnlich wie mit der Sonne. Auch er bestand und leuchtete schon am ersten Schöpfungstage, aber da er auch nur höchstens $^1/_{1600}$ des jetzigen Sonnenlichtes erhielt, mußte sein Glanz auf alle Fälle sehr matt sein, ja, er war vielleicht dem unbewaffneten Auge überhaupt verborgen. Befand er sich aber noch in größerer Entfernung von der Erde wie jetzt, dann mußte er auch einen entsprechend geringeren scheinbaren Durchmesser haben und dem unbewaffneten Auge verborgen bleiben. Nun ist es aber auch möglich, daß der Mond vorher gar nicht einmal Trabant der Erde war, sondern in die Zahl der Hauptplaneten gehörte; seine geringe Größe beweist nichts dagegen, indem der Asteroidenplanet wahrscheinlich eben nicht größer war; überdem steht seine Größe zu der der Erde in einem Verhältnisse, wie es sich bei keinem anderen Planeten findet. Wenn er nun wirklich vor dem vierten Schöpfungstage Hauptplanet war, dann ist es ganz erklärlich, daß er erst jetzt als „das Licht, das die Nacht regierte", bezeichnet wird. Aber auch ohne ein solches Verhältniß war es dem Standpunkte des Berichterstatters, der uns eben die Schöpfungsgeschichte so erzählt, wie sie ein auf der Erde stehender Beobachter erzählen konnte, ganz entsprechend, Sonne und Mond, als die zwei großen Lichter, erst am vierten Schöpfungstage zu erwähnen, weil sie erst jetzt in diejenige Stellung und Bedeutung einrückten, die sie von da an beibehalten haben. Anders verhält es sich mit den Sternen. Da im Hebräischen, ebenso wie in anderen Sprachen, der Artikel da gebraucht wird, wo von bestimmten, etwa schon genannten oder sonst bekannten Gegenständen die Rede ist, so wird man auch hier bei der Stellung des Artikels V. 16 („die Sterne") zunächst an die Sterne im Ganzen zu denken haben. Wenn indessen das Sechstagewerk, so wie wir es auffassen, der Ausbildung unseres Sonnensystems galt, müssen wir zunächst an die Planeten denken, die auch durch die bemerkte Veränderung in der Stellung der Erde zur Sonne eine veränderte Stellung zur Erde erhielten. Den Artikel muß man dann nicht allgemein als den ganzen Gattungsbegriff bezeichnend ansehen, sondern ihm vielmehr demonstrative Bedeutung beilegen, wie er sie ursprünglich hatte und auch in einigen Beispielen der Schriftsprache noch hat; es hieße dann etwa soviel, als: die zur Sonne, oder zum Sonnensysteme gehörigen Sterne. Andererseits ist die erste Annahme bei unserer Erklärung insofern mit eingeschlossen, als die Fixsterne,

bei einer Veränderung der Erdstellung, um vielleicht 800 Millionen Meilen oder mehr eine immerhin (wenn auch nur durch Instrumente) wahrnehmbare Veränderung ihrer (scheinbaren) Stellung erlitten. Diese Erklärung des vierten Tagewerkes mag etwas gezwungen erscheinen; wenn man sich indessen vergegenwärtigt, daß nach V. 1, verglichen mit V. 2, die Himmelskörper als solche schon längst geschaffen sind, sowie daß durch die Bildung der Erde und der kleinen Planeten außerhalb der Neptunsbahn wieder gewisse naturwissenschaftliche Schwierigkeiten gehoben werden, dann wird man sie weder biblisch, noch naturwissenschaftlich ganz ungerechtfertigt finden. Andere, besonders ältere Erklärungen über das Wesen des ersten und vierten Tagewerkes sind auf alle Fälle der Naturwissenschaft noch widersprechender, ohne darum besondere biblische Autorität für sich zu haben. — Am vierten Schöpfungstage wurde also die wundervolle Anordnung unseres Sonnensystems hergestellt, die „prästabilitirte Harmonie" desselben eingerichtet, vermöge deren die Planeten, durch die Naturkräfte bewegt, unverändert ihren Kreislauf vollenden und wiederholen können, so lange es Gott gefällt. Daß man den Bibeltext ohne Schwierigkeit in der angegebenen Weise interpretiren kann, geht deutlich hervor aus V. 14, wo der Zweck desselben bezeichnet ist, nämlich die Regulirung der Tages- und Jahreszeiten (auch hier wird nur dasjenige berichtet, was ein auf der Erde stehender Beobachter hätte wahrnehmen können), die Sterne kommen bei dieser Angabe des Zweckes nicht in Betracht und spielen darum V. 16 auch eine sehr untergeordnete Rolle, während dieses sonst in der h. Schrift nicht der Fall ist; dieser Zweck wurde aber nach unserer Erklärung vollkommen erreicht. Nach dem, was wir oben über die Natur der Pflanzen gesagt haben, können wir übrigens schließen, daß das vierte Tagewerk durch keine lange Ruheperiode vom dritten getrennt war.

Gehen wir nun über zu den zwei letzten Tagewerken, insbesondere zur Erschaffung der Thiere. Man hat schon öfter darüber gelächelt, daß die Bibel die Thierklassen so unsystematisch theile; allein wer das thut, verkennt überhaupt die Stellung der Organismen zu einander. Könnte man die verschiedenen Organismenklassen in eine ununterbrochene Stufenreihe der Vollkommenheit stellen, so daß z. B. die niedrigsten Thiere mit den höchsten Pflanzen in nächster Verwandtschaft ständen, dann wieder die niedrigsten Thiere

mit den Würmern, die höchsten von diesen mit den niedrigsten Weichthieren, die höchsten von diesen mit den niedrigsten Gliederthieren, die höchsten Gliederthiere aber mit den niedrigsten Wirbelthieren ꝛc., dann könnte man auch vom Schöpfer erwarten, daß Er Sein Schöpfungswerk in Bezug auf die Organismen nur durch Querschnitte getheilt hätte. Nun verhält es sich aber nicht so, sondern die niedrigsten Thiere haben mit den niedrigsten Pflanzen die meiste Verwandtschaft, und gleiche Verhältnisse treten innerhalb des Thierkreises auf, so daß z. B. Häckel die Wirbelthiere aus den Würmern abstammen läßt; das ganze Thierreich gleicht einem Baume, bei dem eine einfache Quertheilung Zusammengehöriges auseinander reißen würde; schon aus diesem Grunde konnte der Schöpfer Sein Werk nicht nach der bloßen Vollkommenheitsstufe theilen. Dazu kommen aber noch die klimatischen Verhältnisse der Erde. Wie wir S. 392 des ersten Bandes auseinandergesetzt haben, war die Atmosphäre besonders in den tiefen Theilen sehr kohlensäurehaltig, und dieser Kohlensäuregehalt nahm erst allmälig ab; es ist deshalb erklärlich, daß diejenigen Thiere, welche ein starkes Respirationsbedürfniß haben und sich nicht, wie die Vögel, in die Lüfte erheben können, nicht so bald auftreten konnten, wie die Wasserthiere, die nicht so lebhafter Athmung bedürfen, und die Vögel, die nicht an die Erde gefesselt sind. Es läge demnach durchaus nichts Absürdes in der Annahme, daß Gott am fünften Schöpfungstage zwar die Thierwelt bis zu den höchstorganischen Wasserthieren und Vögeln vervollkommnet habe, die durch Lungensäcke oder Tracheen athmenden Würmer und Gliederthiere aber erst am sechsten Tage erschaffen habe. Indessen nöthigt uns der Wortlaut von V. 24 f. gar nicht zu der Annahme, daß Gott am sechsten Schöpfungstage solche niedere Thiere geschaffen habe; denn das hebräische Wort, welches Luther mit „Gewürm" übersetzt hat, findet sich nur 1. Kön. 4, 33 in einer solchen Stellung, wonach wir es als die Bezeichnung für Würmer und Insekten halten müssen; fast an allen anderen Orten kann man es auch nach der Grundbedeutung des Wortes als Bezeichnung kleinerer vierfüßiger Thiere ansehen; Ps. 104, 25 steht es auch für Wasserthiere; V. 26 unseres Kapitels steht es aber offenbar für alle auf der Erde gehenden Thiere. Von fliegenden Insekten ist am sechsten Schöpfungstage schon gar keine Rede. Wir nehmen nun an, daß ursprünglich nur wenige Landwürmer, Spinnen und Insekten geschaffen wurden,

und zwar am fünften Schöpfungstage; später, besonders nach dem Sündenfalle, bildeten sich diese wenigen Arten nach und nach in die große Zahl der heute lebenden und meist schädlichen Arten um; unter den „Vögeln" des fünften Schöpfungstages können nach der Grundbedeutung des Wortes sehr gut die fliegenden Insekten mitverstanden sein. An diesem Tage wurde überhaupt das ganze Thierreich mit Ausnahme der Säugethiere geschaffen, während diese selbst in der ersten Hälfte des sechsten Tagewerkes erschaffen wurden. Die zu den Säugethieren gehörigen Walfische und Seehunde sind jedenfalls auch am sechsten Tage erschaffen worden; wenigstens kann man das ebenso behaupten, als daß die Fischotter und der Eisbär mit den anderen Säugethieren erschaffen worden sind. Das hebräische Wort Thanninim, welches Luther mit „Walfische" übersetzt hat, heißt nämlich nur: „langgestreckte Thiere" und wird darum auch 2. Mose 7, 9, 10, 12 zur Bezeichnung der Schlangen gebraucht. Die Schlangen aber, sowie alle Reptilien, können wir sehr gut zu den Wasserthieren zählen, indem sie ja alle auch im Wasser leben können. Bemerkenswerth ist, daß V. 21, wo die Erschaffung der ersten Thiere, welche die der ersten Thierseelen einschloß, berichtet wird, auch wieder im Gegensatze gegen das sonstige „Machen", vielmehr „Schaffen" steht; im Uebrigen erfolgte die Erschaffung der einzelnen Thierarten in der von uns S. 347 f. des ersten Bandes beschriebenen Weise. Da auf diese Weise die Erschaffung der einzelnen Thierart die göttliche Thätigkeit nicht so sehr in Anspruch nahm, als wenn jede selbstständig aus unorganischem Stoffe gebildet worden wäre, können wir um so eher annehmen, daß Gott von jeder Art mehrere Paare erschaffen hat, vergl. S. 354 des ersten Bandes. Nur die Erschaffung des Menschen, die nebst der Pflanzung des Paradieses den zweiten Theil des sechsten Tagewerkes ausfüllte, geschah in anderer Weise; hier wurde nur Ein Paar erschaffen, und der erste Mensch selbst aus unorganischem Stoffe gebildet. Schon der Monolog 1, 26 deutet dieses andere Verhältniß an, deutlich berichtet ist es aber 2, 7; Kap. 1, 27 heißt es, da es sich um Erschaffung der von der Thierseele wesentlich verschiedenen Menschenseele handelt, wieder „schaffen"; 2, 7 aber wird uns der Vorgang ausführlich berichtet. Hier ist demnach wieder ein solcher Fall, wo die Naturwissenschaft der Auffassung der Bibel nur Raum lassen, sie aber nicht beweisen kann, wie wir dieses S. 351 des

ersten Bandes gezeigt haben. Ehe wir auf den Vorgang bei der Erschaffung der Menschen näher eingehen, müssen wir erst das zweite Kapitel zum ersten in das richtige Verhältniß setzen.

Der Zweck der beiden Berichte und ihr allgemeines Verhältniß zu einander kann, wie wir schon in § 3 bemerkten, eigentlich Niemandem zweifelhaft sein; denn daß Kap. 2 keine vollständige Geschichte der Schöpfung, sondern nur einzelne Nachträge zu dem ersten Berichte geben will, ist aus dem Inhalte offenbar. Nur der Umstand, daß diese Ergänzungen sich für den oberflächlichen Forscher schwierig in das erste Kapitel einreihen lassen, neben der Thatsache, daß hier ein anderer Gottesname und andere Wörter auftreten, haben der negativen Kritik Veranlassung gegeben, Kap. 2, 4—25 als einen Bericht anderen Ursprungs anzusehen, der mit dem ersten in Widerspruch stände. Diese Anstöße müssen wir darum zu beseitigen suchen. — Es wird hier zunächst darauf ankommen, welche Stellung wir V. 4 einräumen. Von der ganzen negativen Kritik, aber auch von vielen Andern, wird dieser Vers als Ueberschrift zum folgenden Abschnitte betrachtet, und Luthers Uebersetzung ist aus der gleichen Anschauung hervorgegangen. Wir vermögen indessen nicht einzusehen, wie dieser Vers von einem verständigen Verfasser als Ueberschrift für das Folgende konnte gesetzt werden. Er lautet nämlich wörtlich: „Dieses ist die Geschichte (Tholedoth) des Himmels und der Erde am Tage (zu der Zeit), da Jehova Gott machte Erde und Himmel." Nun findet sich aber im ganzen Kapitel keine Spur von einer Geschichte des Himmels, und die Geschichte der Erde ist jedenfalls viel mangelhafter, als die in Kap. 1. Auch dann, wenn man Tholedoth nicht mit „Geschichte", sondern mit „Erzeugnisse" übersetzt, ergibt sich im Nachfolgenden keine Rechtfertigung dieser Annahme. Wenn man also dem Verfasser keinen Blödsinn zutrauen will, wird man diesen Vers vielmehr als Unterschrift zum ersten Berichte fassen müssen, wie sich solche finden 10, 20. 31; 36, 5b. 12b. 13b. 16b. 17b. 18b. 19. 43; 2. Mose 6, 14c. 2c. Wenn wir diesen Vers als Unterschrift zum ersten vollständigen Schöpfungsbericht betrachten, erkennen wir zugleich die große Bedeutung der abweichenden Stellung von Himmel und Erde. Es ist nämlich klar, daß das erste: „Himmel und Erde" sich auf 1, 1 bezieht, während in der Stellung: „Erde und Himmel" der Himmel gemeint ist, wie er nach 1, 8 am zweiten Schöpfungstage erschaffen wurde. Unser Vers will also sagen: Der vorangegangene

Abſchnitt iſt die Geſchichte der 1, 1 genannten „Himmel und Erde“ während des Sechstagewerkes. Daß die Geſchichte der Erde in dieſem Abſchnitte enthalten iſt, iſt offenbar, daß aber auch eine Geſchichte des Himmels, d. h. hier des Weltalls, darin enthalten iſt, dürfte nicht Jedermann klar ſein. Wir finden ſie darin, daß 1) von den Veränderungen außerirdiſcher Weltkörper berichtet wird in 1, 3. 14—17; 2) daß Kap. 2, 1 f. berichtet, daß mit dem Sechstagewerke das ganze von 1, 1 an berichtete Schöpfungswerk vollendet wurde, und zwar wird nicht nur von den Weltkörpern, ſondern 2, 1 auch von den Bewohnern der außerirdiſchen Weltkörper berichtet: „Und es ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heere.“ Unter Heer (Zaba) haben wir hier nicht die Sterne des Himmels zu verſtehen, ſondern, wie 1. Kön. 22, 19; Pſ. 103, 21 ꝛc., die Engel als Bewohner des Himmels, d. h. der leuchtenden Himmelskörper; daß nicht die Sterne darunter verſtanden ſind, geht daraus hervor, daß es ſich auch auf die Erde bezieht; das Heer der Erde kann aber nichts anderes ſein, als ihre Bewohner. Weil nun das, was der Verfaſſer von Veränderungen, von Vorgängen des Himmels (nicht von der urſprünglichen Schöpfung deſſelben 1, 1) berichtet, mit in die Zeit des Sechstagewerkes, reſpektive in den Beginn des Ruhetages fällt, darum nennt der Verfaſſer das Vorausgehende eine Geſchichte des Himmels und der Erde zur Zeit des Sechstagewerkes. — Wenn nun V. 4 zu dem Vorhergehenden zu ziehen iſt und mit dem Nachfolgenden vernünftigerweiſe nicht verbunden werden kann, dann fällt für uns ſchon dadurch die Annahme von zwei verſchiedenen Ueberlieferungen, indem ja ſchon in V. 4 der Name Jehova vorkommt; doch wird ſich uns ſpäter noch eine beſtimmte Rechtfertigung des Gebrauches dieſes Namens in Kap. 2 und anderen Stellen ergeben. Indeſſen iſt es jetzt nothwendig, noch die Uebereinſtimmung von Kap. 2 mit Kap. 1 nachzuweiſen. Die Nachträge des Verfaſſers beziehen ſich vor allen Dingen auf den Menſchen, und was mit ihm geſchah; alles Andere ſind nebenſächliche Momente, die durch dieſen einen Zweck mit in den Kreis der Erzählung gezogen werden. Weil uns der Verfaſſer den näheren Vorgang bei der Menſchenſchöpfung erzählen will, darum berührt er auch die Thierſchöpfung V. 19; weil er uns erzählen will, wie Sich Gott des Menſchen annahm, wie Er ihm in ſeiner erſten Hilfloſigkeit eine Wohnſtätte bereitete, darum berührt er auch die Pflanzenſchöpfung und gibt

einige erläuternde Nachträge darüber V. 5 f. Der Verfasser versetzt uns deshalb zurück in die zweite Hälfte des dritten Schöpfungstages, indem er V. 5 beginnt: „Und alles Gesträuch des Feldes war noch nicht auf Erden und alles Kraut des Feldes war noch nicht hervorgewachsen, denn Jehova Gott hatte noch nicht regnen lassen auf Erden und war kein Mensch, der das Land bauete.“ (Die Anknüpfung durch „und“ ist in der hebräischen Sprache nichts Ungewöhnliches, auch wo das Erzählte nicht unmittelbar an das Vorhergehende anschließt, vergl. Jona 1, 1, wo die Erzählung auch mit „und“ beginnt, welches sich an 2. Kön. 14, 25 anschließt.) Es wird also berichtet, daß nicht nur keine Pflanze auf der ganzen Erde (nicht blos auf dem Lande) war, sondern daß auch noch nicht die Bedingungen dazu vorhanden waren. Es wird freilich hier gleich des Menschen erwähnt, der doch nur für die Landeskultur nothwendig war, aber dies geschieht eben gerade darum, weil hier die Erde als die Wohnstätte des Menschen betrachtet wird; doch wird als allgemeine Bedingung der Regen vorangestellt, als partielle Bedingung wird der Mensch nachgestellt. „Aber ein Nebel ging auf von der Erde und tränkte alles Land.“ Mit Recht stoßen wir uns daran, daß nach dem eben erst erfolgten Abflusse des Wassers die Erde schon wieder so trocken gewesen sein soll, oder daß Gott so lange mit der Pflanzenschöpfung gewartet habe, bis wieder ein Regen nothwendig war. Wir finden indessen die Lösung des Räthsels in folgender Weise. Die Pflanzen empfangen gegenwärtig ihre erste Nahrung immer aus dem Humus des Erdbodens, der aus verwesenden Organismen entsteht. Dieser war aber am Anfange natürlich gar nicht vorhanden; dagegen war die Luft mit Kohlensäure und Ammoniakverbindungen gesättigt, welche durch das Wasser auch dem Boden zugeführt werden konnten. Mußte nun zwar durch den Niederschlag des Wassers am zweiten Schöpfungstage beides, sowohl Kohlensäure als auch Ammoniaksalze, der Luft in reichem Maße entzogen und dem Erdboden zugänglich werden, so ist doch klar, daß diese an das Wasser gebundenen Stoffe mit dem Abflusse des Wassers dem Lande größtentheils entzogen wurden, was besonders für die Ammoniaksalze der Fall war, welche bei ihrer verhältnißmäßig geringfügigen Quantität in der Menge des Wassers verschwanden. Da nun diese Salze meist leicht flüchtig sind, und bei der Erwärmung des Wassers auf dem Meeresgrunde (vergl. die Temperatur des

Oceans S. 388, 393 des 1. Bandes), ja schon theilweise bei dem Abflusse des Wassers wieder verdampften, so war das nächste Mittel, das Land mit den entsprechenden Stoffen zu versehen, ein wässeriger Niederschlag, welcher die in der Atmosphäre vorhandenen Ammoniaksalze jederzeit vollständig absorbirt, und ebenso eine bedeutende Quantität Kohlensäure. Gott hat nun absichtlich so lange gewartet, bis aus dem Meere wieder hinreichende Quantitäten von Ammoniaksalzen in die Luft übergegangen waren; inzwischen aber war auch das Land so trocken geworden, daß es wieder der Anfeuchtung bedurfte; weil nun beides, Wasserdampf und Ammoniaksalze, erst von dem Erdkörper in die Atmosphäre übergehen mußte, darum heißt es: „Ein Nebel ging auf von der Erde." V. 7 wird dann in weiterer Ausführung von V. 5 die Erschaffung des ersten Menschen berichtet. Daß der Mensch V. 5 nicht als nothwendige Bedingung für den Anbau von Pflanzen überhaupt, sondern nur für den Anbau von Kulturpflanzen bezeichnet werden sollte, geht nun deutlich daraus hervor, daß V. 8 ff. nicht die Erschaffung der Pflanzen, sondern nur die Anpflanzung von Kulturgewächsen erwähnt ist, während das Aufgehen des Nebels als eine vor allem Pflanzenwachsthume nothwendig zu erfüllende Bedingung dargestellt ist durch die Worte V. 5a: „Und noch kein Gesträuch war auf dem Erdball." Wir werden demnach mit V. 7 plötzlich in das sechste Tagewerk versetzt (was bei der auch weiterhin vorkommenden freien Weise des Erzählers nicht auffallen sollte), während das, was V. 5 erzählt, am dritten Schöpfungstage geschah. Das ist nun freilich ein großer Sprung, vor dem sich manche Theologen gefürchtet haben, darum sind sie lieber daneben gesprungen. Wir kommen hier nämlich wieder zu einem angeblichen Widerspruche zwischen dem Schöpfungsberichte Kap. 1 und dem in Kap. 2. Man hat gesagt, der Bericht Kap. 2 lasse Pflanzen und Thiere erst nach dem Menschen geschaffen werden. Für die Thiere konnte man sich allenfalls auf V. 19 berufen, wo aber in V. 8 f. von der Schöpfung der Pflanzen die Rede sein soll, wissen wir nicht; in unserem Exemplar steht wenigstens nicht das Geringste davon, daß Gott die Pflanzen nach dem Menschen erschaffen habe. Wir lesen nur, daß Gott einen Garten für den Menschen gepflanzt und darin allerlei Bäume habe aufwachsen lassen; von einer Neuschöpfung steht kein Wort da. Etwas anders steht die Sache noch für Diejenigen, die hier eine Erschaffung der Kultur-

pflanzen und V. 19 der Zuchtthiere annehmen, dafür läßt sich doch wenigstens ein vernünftiger Grund finden, obgleich auch nichts Deutliches darüber berichtet wird; die Annahme dagegen, daß der Verfasser des „zweiten Schöpfungsberichtes" die Schöpfung der Pflanzen überhaupt erst nach der Erschaffung des Menschen eintreten lasse, kann nur vom bösen Willen eingegeben sein. Bei V. 19 kann allerdings der Grundtext, wenn man vom Kontext absieht, darauf führen, daß hier eine nach der Erschaffung des Menschen stattgefundene Thierschöpfung erzählt wird, aber auf keinen Fall die ganze Thierschöpfung, weil von den Wasserthieren nichts berichtet wird. Indessen kann doch kein Sprachkundiger darüber im Zweifel sein, daß man grammatisch vollkommen berechtigt ist, in V. 19a das Plusquamperfektum anzuwenden. Wenn nun V. 20b ausdrücklich auf V. 18 zurückgewiesen wird mit den Worten: „Und dem Menschen ward keine Gehilfin gefunden", so scheint uns daraus hervorzugehen, daß man nicht nur so übersetzen darf, wie Luther es gethan hat, sondern daß man so übersetzen muß. Denn wenn Gott V. 18 findet, daß der Mensch einer Gehilfin bedarf, so wäre es doch gewiß schon ein eines verständigen Menschen unwürdiges Verfahren, erst Thiere zu bilden, sie dem Menschen vorzuführen und zu zeigen, daß sich unter diesen keine Gehilfin für ihn finde; sondern der richtigste Weg wäre doch für Gott gewesen, nun ganz einfach zur Erschaffung einer solchen Gehilfin zu schreiten. V. 19 kann also nur den Sinn haben, daß Gott dem Menschen die bereits vor ihm vorhandenen Geschöpfe des Landes vorführt, um ihm zu zeigen, daß es eines neuen Schöpfungsaktes bedürfe. Diese Vorführung war übrigens zugleich eine Einsetzung des Menschen in sein Herrschaftsrecht über die Thierwelt. Es schließt demnach die richtige Exegese für die Annahme aus, daß die 2, 19 berichtete Thierschöpfung erst nach der Erschaffung des Menschen stattgefunden habe, wobei immer noch unentschieden bleibt, ob diese Thierschöpfung mit der 1, 20—25 identisch ist. In V. 8 f. ist aber überhaupt von keiner Pflanzenschöpfung die Rede, sondern nur von einer jener göttlichen Thätigkeiten, wie sie in entgegengesetzter Richtung 4000 Jahre später an dem jüdischen Lande sich geoffenbart hat. Es ist mit einem Worte mehr ein Akt der weltregierenden, als der schöpferischen Thätigkeit Gottes, eine durch Potenzirung der natürlichen Fruchtbarkeit bewirkte Umgestaltung des

Bestehenden, keine Neuschöpfung. Vergleichen wir V. 8 f. mit V. 15, so finden wir, daß der Verfasser hier in Kap. 2 überhaupt in freierer Weise erzählt und die Zeitordnung nicht so streng einhält, weil er im ersten Kapitel schon den Rahmen gegeben hat, in den das hier Erzählte hineingepaßt werden kann. Denn V. 8 f. scheint es, als habe Gott den Menschen in den Garten versetzt, *ehe* noch die Bäume aufgewachsen waren, V. 15 dagegen wird der Mensch in den Garten versetzt, *nachdem* die Bäume aufgewachsen waren. Beide Vorgänge können nicht verschieden von einander sein, sondern sind thatsächlich ein und derselbe; in V. 15 wird nur der *Zweck* des Versetzens näher bestimmt. Der Vorgang V. 9 muß also dem, was V. 8b berichtet, vorangegangen sein, wobei immer noch unentschieden bleibt, ob der Garten vor oder nach der Erschaffung des Menschen gepflanzt wurde, ferner ob er am sechsten Schöpfungstage oder am dritten gepflanzt wurde. Wir halten es für das allein Richtige, anzunehmen, daß der Garten *wenigstens* am sechsten Schöpfungstage *vor* der Erschaffung des Menschen gepflanzt wurde, denn Gott konnte nicht den Menschen warten lassen, bis die Bäume gewachsen waren und Früchte trugen. Indessen gehen wir noch weiter. Haben wir einmal erkannt, daß der Verfasser hier auf richtige Zeitfolge der Erzählung keinen Werth legt, so konnte er dies doch nur in Hinblick auf Kap. 1; darum müssen wir sagen: *alle in Kap. 2 erzählten Thatsachen müssen den ihrem Wesen entsprechenden Tagewerken des ersten Kapitels zugetheilt werden.* Die Pflanzung des Gartens geschah demnach am dritten Schöpfungstage; ebenso wurden natürlich auch die dem Garten eigenthümlichen Pflanzenarten an diesem Tage geschaffen; der Boden des Gartens kon · aber nicht über Nacht aus einem rein mineralischen Lande in ein fruchtbares Gartenland umgewandelt werden; zu diesem Zwecke mußten erst Generationen von Pflanzen verwesen. Ein Gleiches fand überhaupt auf der ganzen Erde statt, nur an verschiedenen Orten in verschiedenem Grade; die gute Bewässerung des Gartens und vielleicht noch andere uns unbekannte Umstände bewirkten hier von Anfang an ein schnelleres Wachsthum der Pflanzen, so daß sich der Boden bald in besonders gutes Gartenland umwandelte. Mit der reichlicheren Nahrung mußten sich auch die Bäume des Paradieses immer mehr verändern und der göttlichen Absicht gemäß veredeln; dadurch wurde der Garten in jeder Hinsicht reif, dem Menschen eine angenehme Wohnstätte und

gute, gesunde Nahrung zu bieten. — Schließen wir nun schon für die Pflanzung des Gartens, daß sie am dritten Tage stattgefunden habe, oder doch, daß da die Keime zur natürlichen Ausbildung gelegt wurden, so müssen wir auf Grund obiger Erörterung noch viel mehr schließen, daß auch die V. 19 berichtete Thierschöpfung keine andere sei, als die 1, 20—25 erzählte. Man hat aus sehr verschiedenen Gründen eine zweite Pflanzen- und Thierschöpfung angenommen, theils aus vermeintlich exegetischen, indem man Kap. 2 nicht anders mit Kap. 1 vereinigen zu können glaubte, theils um andere Fragen, die sich bei gewissen, hier nicht näher zu besprechenden Ausgleichungsversuchen zwischen Bibel und Naturwissenschaft erhoben, zu beseitigen. Wir haben ein solches Interesse nicht, und da wir oben bewiesen haben, daß jene Thierschöpfung V. 19 vor der Erschaffung des Menschen stattgefunden hat, sowie daß in Kap. 2 überhaupt keine strenge Zeitfolge eingehalten wird, so hindert uns nicht nur nichts, die Thierschöpfung V. 19 als eine beiläufige, summarische Erwähnung der 1, 20—25 berichteten zu betrachten, sondern wir sind geradezu gezwungen, die in Kap. 2 erzählten Thatsachen in die Chronologie des ersten Kapitels einzupassen, wenn wir für dieselben nicht ganz ohne Chronologie bleiben wollen. Wir haben zwar von unserm Standpunkte aus nicht das geringste Interesse, jener Annahme einer Schöpfung der Kulturpflanzen und Zuchtthiere entgegenzutreten; wir meinen jedoch, daß sie sich weniger aus dem Texte rechtfertigen lasse, als unsere Anschauung, und daß sie überhaupt die ganze Schöpfungsgeschichte unnöthigerweise komplizire. Denn da nach den naturwissenschaftlichen Forschungen unsere Hausthierarten aus je nach den Gegenden verschiedenen wilden Arten gezüchtet worden sind, müßten wir geradezu nach dem Sündenfalle ein völliges Verschwinden der ursprünglich von Gott zum Zwecke der Dienstbarkeit geschaffenen Thiere annehmen, um jene Thatsache rechtfertigen zu können (für unser Rind steht es außer Zweifel, daß es von verschiedenen wilden Arten abstammt, und für andere Hausthierarten wird das Gleiche vermuthet). Denn stammten unsere Hausthiere von jenen ursprünglichen ab, dann müßte sich wohl auch jede Art auf Eine Urform zurückführen lassen, während diese allerdings sehr gut (auch bei der Annahme einer doppelten Thierschöpfung) nach dem Sündenfalle verwildert und erst mit vieler Mühe gezähmt worden sein könnte.

Gehen wir nun zur Erschaffung des Menschen selbst über. Diese fand, wie eben gezeigt, erst dann statt, als seine Wohnstätte bereitet war, ähnlich wie 1; 11 die Erschaffung der Pflanzen, 1, 20—25 die der Thiere dann eintrat, als die Existenzbedingungen vorhanden waren. Hier wird uns von den Kritikern sogleich ein Widerspruch zwischen Kap. 1 und 2 vorgehalten: nach Kap. 1, 27 schuf Gott sogleich Mann und Weib; nach Kap. 2 erst nur den Mann, und aus ihm bildete Er das Weib. Wir haben dem gegenüber nur hervorzuheben, was wir bereits oben sagten, nämlich daß Kap. 2 einige spezielle Züge der in Kap. 1 summarisch erzählten Schöpfung nachtrage. Wenn man dieses bedenkt, und nicht gerade Widersprüche finden *will*, wird man beide Berichte leicht vereinbaren. Uebrigens ist in 1, 27 auch der Vorgang, wie er 2, 7. 21. 22 erzählt wird, wenigstens angedeutet, insofern nämlich V. 27 erst der Mensch in seiner Einzahl genannt wird, und dann erst gesagt wird, daß Gott Mann und Weib geschaffen habe. Wer dieses aber auch nicht will gelten lassen, braucht nur den Vorgang 2, 7. 16—22 zwischen 1, 26 f. zu versetzen, und die Harmonie ist hergestellt. Freilich findet die Erzählung des 2. Kapitels viel mehr Anstoß bei der Vernunft, und man möchte sie darum lieber beseitigen; wir werden jedoch zeigen, daß die Menschenschöpfung gerade nothwendig so vor sich gehen *mußte*, wenn der göttliche Rathschluß mit dem Menschengeschlechte erfüllt werden sollte. Im ersten Bande konnten wir auf naturwissenschaftlichem Boden nicht beweisen oder behaupten, daß der Mensch von Gott frei aus seinen Elementen gebildet worden sei; wir mußten vielmehr S. 351 die Frage offen lassen, ob er auf ähnliche Weise, wie die höheren Thiere aus Embryonen niederer Thiere erschaffen wurden, von Gott aus einem Affenembryo gebildet worden sei oder nicht. Es hat dieses vielleicht manchen unserer Leser befremdet oder vielleicht gar abgestoßen; aber auf naturwissenschaftlichem Gebiete gelten eben nur natürliche Beweise, und so konnten wir nichts Besseres thun, als diese Frage offen lassen. Wir haben zwar später, S. 489 und § 30, noch ein Moment gewonnen, welches die biblische Entstehungsweise wahrscheinlicher zu machen geeignet ist, nämlich die qualitative Verschiedenheit der Menschen- und Thierseele; jedoch reicht diese gegenüber den Thatsachen der vergleichenden Anatomie nicht hin, um zu beweisen, daß Gott aus einem Affenembryo keinen Menschen habe bilden können. Es handelt sich ja hier nicht um

natürliche Deszendenz, sondern um eine durch göttliche Thätigkeit bewirkte Deszendenz; es wird aber wohl Niemand behaupten wollen, daß Gott zwar den unorganischen Stoff zu einem Menschenleibe habe gestalten können, einen Thierleib aber nicht; oder daß Gott in den frei gebildeten Menschenleib eine Menschenseele habe hineinschaffen können, in einen Thierembryo aber nicht. Es wird durch jene Thatsache höchstens die Wahrscheinlichkeit einer besonderen Bildung des Menschenleibes bewiesen, indem man der von der Thierseele wesentlich verschiedenen Menschenseele auch einen wesentlich verschiedenen Leib zugestehen möchte. Die Thatsache selbst muß auf die Autorität der Bibel hin geglaubt werden; es kann hier nur darauf ankommen, durch eine den naturwissenschaftlichen Thatsachen entsprechende Auslegung des Bibeltextes, die wir eben deshalb auch nur für die allein richtige halten können, die Anstöße der Vernunft möglichst zu beseitigen. Eine richtige Uebersetzung wird uns dabei wesentliche Dienste leisten. Es heißt nämlich 2, 7 nicht, wie Luther in seiner freien Weise übersetzt hat: „Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenklos", sondern vielmehr: „Jehova Gott bildete den Menschen aus Staub von der Erde." Eine oberflächliche Betrachtung entdeckt vielleicht keinen wesentlichen Gedankenunterschied zwischen beiden Fassungen; wenn wir aber die Bibel mit der Naturwissenschaft in Einklang setzen wollen, dann verdient die wörtliche Uebersetzung entschieden den Vorzug. Denn nach Luthers Uebersetzung scheint es, als hätte Gott den Menschenleib nicht aus Stoffen gebildet, die man jetzt noch als die Grundlage aller Organismen erkennt und deshalb Organogene nennt, sondern vielmehr aus mineralischen Stoffen, welche doch nur den geringsten Theil des menschlichen Leibes bilden. Im Hebräischen steht der Stoff, aus dem etwas gebildet wird, in der Regel im Akkusativ; dieses ist hier mit „Staub" der Fall; zuweilen steht zwar auch „von", jedoch ist dieses selten der Fall; im Gegentheile hat die Präposition min mehr die Bedeutung der Entfernung, der Trennung, des Unterschiedes von etwas. Was haben wir nun hier unter Staub zu verstehen? Am nächsten liegt die Bedeutung: „feinste Stofftheilchen"; da nun der menschliche Körper, wie alle Organismen, zum größten Theil aus luftförmigen Stoffen besteht, nehmen wir an, daß wir hier unter „Staub" luftförmige Stoffe zu verstehen haben. Man wird dieses durchaus nicht für eine gezwungene Auslegung erklären können,

ſobald man weiß oder bedenkt, daß die hebräiſche Sprache eigentlich kein Wort zur Bezeichnung der Luft als eines Stoffes hatte. Der Hebräer kannte nur bewegte Luft, Wind, dann aber Dunſt, Dampf, Nebel, von einer anderen wußte er nichts; erſt von den Griechen lernte er die Luft als Stoff kennen. Was blieb unter ſolchen Umſtänden Anderes übrig, als daß Moſes, wenn er, vom Geiſte Gottes geleitet, die Erſchaffung des Menſchen wahrheitsgetreu erzählen ſollte, ein Wort wählen mußte, welches für die Bezeichnung derjenigen Stoffe, aus welchen der Menſchenleib gebildet wurde, noch am beſten paßte? Gott ließ alſo Luftarten, die ſich zum Theil „von der Erde her“ entwickelten (Kohlenſäure, Ammoniakſalze ꝛc.), zu organiſchen Stoffverbindungen zuſammentreten und bildete aus dieſen unter Zuhilfenahme der nothwendigen mineraliſchen Beſtandtheile den Menſchenleib, während die Menſchenſeele als ein gottverwandtes Weſen von Gott dem Leibe eingehaucht wurde. Wie wir uns das Einhauchen der Seele zu denken haben, iſt deshalb ſchwer zu ſagen, weil wir über das Weſen Gottes nichts Genaueres wiſſen; wollen wir indeſſen den Vorgang mit dem in § 28 des erſten Bandes entwickelten Weſen der Seele in Einklang bringen, ſo müſſen wir das Bild zum Theil beibehalten und ſagen: Gott ließ aus Seinem Innerſten einen Krafthauch ausgehen, welcher ſich mit dem Stoffe, dem Aether, verband, ihn zu einem gottverwandten Weſen geſtaltete und dem Menſchenleibe einpflanzte. Die Bildung des Menſchenleibes „aus Staub von der Erde“ hat nach der obigen Erklärung nichts der Naturwiſſenſchaft Widerſprechendes; dagegen tritt uns nun ſofort eine neue Schwierigkeit entgegen, nämlich der Umſtand, daß Gott nach 2, 21 f. das Weib aus einer Rippe des Mannes gebildet hat. Man hält dieſen Vorgang nicht nur für unmöglich, ſondern man erblickt darin geradezu einen kindiſchen Zug des Erzählers. Andere faſſen die Sache an einer beſſeren Seite, indem ſie dieſe Erzählung für eine Darſtellung des Verhältniſſes von Mann und Weib, für eine Allegorie halten. Bei der Beurtheilung dieſes Berichtes werden zwei Punkte in Frage kommen, nämlich: 1) Iſt dieſer Vorgang möglich? 2) Entſpricht ein ſolches Handeln der Weisheit Gottes, und iſt es dadurch wahrſcheinlich? Die Möglichkeit kann eigentlich nur von denjenigen geleugnet werden, die überhaupt nur die Natur wirken laſſen. Erkennen wir einmal an, daß die erſten Organismen nicht durch Naturkräfte hervorgebracht wurden, ſondern von Gott zuerſt die niederſten

Organismen geschaffen, dann aber aus diesen nach und nach die höheren gebildet wurden, — erkennen wir dieses an, dann werden wir zugeben müssen, daß zwischen einer solchen Thätigkeit Gottes und derjenigen, wie sie zunächst bei der Erschaffung des Mannes, dann aber bei der Bildung des Weibes hervortritt, nur ein gradueller, aber kein wesentlicher Unterschied besteht. Da wir überdem schon § 3 und 9 des ersten Bandes erkannten, daß Gott den von Ihm selbst erschaffenen Stoff unumschränkt beherrscht, und auch bei den lebendigen Geschöpfen nur insofern eine Beschränkung eintritt, als Er Sich selbst beschränkt, kann die Möglichkeit eines solchen Handelns von Seiten Gottes nicht bestritten werden. Daß aber Adam bei einem solchen Vorgange nicht sterben mußte, geht schon daraus hervor, daß er ja unter der Hand des lebengebenden Schöpfers erfolgte. Uebrigens spricht nicht einmal der Wortlaut der Bibel dafür, daß Gott allen Stoff zur Bildung des Weibes von dem Manne entnommen habe, denn sonst hätte er ihn einfach spalten müssen; es heißt aber: „Gott nahm eine seiner Rippen", also nur einen kleinen Theil von ihm. Der Grundtext braucht übrigens ein Wort, das sonst überall „Seite" bedeutet; es ist also auch nicht gesagt, daß Gott gerade nur eine Rippe genommen habe, wir können vielmehr annehmen, daß Gott auch andere als Knochenbestandtheile von ihm entnommen habe, so daß eine wirkliche Blutsverwandtschaft zwischen Beiden hergestellt wurde. Was nun die Zweckmäßigkeit, und in Folge derselben die Wahrscheinlichkeit eines solchen göttlichen Handelns betrifft, so kommt es vor allen Dingen darauf an, ob wir nicht einen Zweck von entscheidender Bedeutung erkennen können. Dazu bedarf es erst einer näheren Erörterung über den verschiedenen Zweck beider Berichte von der Menschenschöpfung. Es ist in unserm Jahrhundert die Annahme aufgekommen, daß der Schreiber der Genesis (den man dann nicht in Mose sucht) seine Berichte aus zwei Quellen geschöpft habe; daß er die Erzählungen nicht genau mit einander verschmolzen, sondern sie zum Theil lose neben einander gestellt habe. Den ursprünglichen Verfasser der einen Ueberlieferung nannte man nach dem darin gebrauchten Gottesnamen den Elohisten, und rechnete dahin den größten Theil der Genesis. Den Verfasser der anderen Ueberlieferung nannte man nach dem darin als Gottesname neben „Elohim" gebrauchten Namen „Jehova" (Luther: „Herr") den Jehovisten; ihm schrieb man Kap. 2, 4 — 4, 26 und außerdem eine Anzahl kleinerer Abschnitte,

zum Theil einzelne Verse zu. Später, als man diese Trennung gegenüber den Beweisführungen gläubiger Theologen nicht halten konnte, nahmen Viele zwar Moses als Verfasser der Genesis an, erklärten jedoch die Jehovah-Stellen für spätere Zusätze. Indessen wird es Jedem, der nicht die Augen verschließen will, offenbar sein, daß diese Jehovah-Stellen oft so innig mit dem Kontexte verwachsen sind, daß man sie unmöglich für spätere Einschiebungen erklären kann. Es ist vielmehr, wie von verschiedenen Theologen nachgewiesen worden, der Jehovah-Name nur da gebraucht, wo es sich entweder um den Charakter Gottes als speziellen Bundesgott Israels, oder im weiteren Sinne um den Gott handelte, der nicht nur Schöpfer, sondern auch Erlöser der Menschheit ist oder sein wird, gerade so, wie der Name El Schaddai (= der allmächtige Gott) immer da gebraucht wird, wo es sich um besondere Machterweisungen Gottes in der Patriarchenfamilie handelte. Dem entsprechend ist auch Kap. 2 vorwiegend von dem Gesichtspunkte der Erlösung aus geschrieben; es läßt uns einen Blick thun in den göttlichen Rathschluß, indem es uns zeigt, daß Gott schon vor dem Falle die Möglichkeit desselben und bei dem für diesen Fall vorausbedachten Plane der Errettung auch die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Heilsplanes ins Auge faßte. Und unter diesen Gesichtspunkt haben wir eben die Menschenschöpfung zu stellen; es hing die Möglichkeit der Errettung des Menschengeschlechtes davon ab, daß der erste Mensch mit seinem Weibe blutsverwandt sein mußte, und das war eben der wichtige Zweck des sonst unerklärbaren Vorganges 2, 21 f. Wir werden im Folgenden sogleich nachweisen, daß das Menschengeschlecht unrettbar hätte verloren gehen müssen, wenn das Weib nicht von Anfang an mit dem Manne blutsverwandt geschaffen wurde; dann wird uns aber jene Erzählung nicht nur wahrscheinlich, sondern im höchsten Grade glaubwürdig und gewiß erscheinen.

Wenn wir diesen Nachweis führen wollen, müssen wir vor allen Dingen auf die Frage nach dem Geschlechte des ersten Menschen eingehen. Die Bibel bezeichnet den zuerst geschaffenen Menschen ausdrücklich als „Menschen", aber nicht als „Mann", denn dieser Begriff verlangt nothwendig den korrelaten: „Weib". Es kann demnach kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser erste Mensch nicht ausschließlich das männliche Geschlecht repräsentirte, aber es ist die Frage, ob er geschlechtslos war, wie die Engel, oder ob er beide

Geschlechter vollkommen in sich vereinigte, wie dieses jetzt noch bei manchen Thieren und bei vielen Pflanzen der Fall ist, die man Hermaphroditen oder Zwitter nennt. Die Ansicht, daß Adam ursprünglich ein Hermaphrodit gewesen sei, wird von vielen angesehenen Theologen als absonderlich verworfen; indessen soll uns das nicht hindern, sie hier zu vertreten, obgleich wir immerhin betonen wollen, daß der oben angegebene Zweck der Blutsverwandtschaft zwischen Mann und Weib auch bei einem ursprünglich geschlechtslosen Adam erreicht worden wäre. Zunächst ist es sicher, daß es ein Menschengeschlecht nur geben konnte, wenn der erste Mensch, resp. das erste Menschenpaar Nachkommen erzeugte. Hätte Gott den Menschen geschlechtslos erschaffen, um ihn auch in diesem Zustande zu lassen, so konnten auf keine andere Weise die Menschen vermehrt werden, als auf dem Wege der Einzelschöpfung durch unmittelbare göttliche Thätigkeit. Dann gab es aber kein Menschengeschlecht, sondern nur einzelne Menschen, ebenso wie es kein Engelgeschlecht, sondern nur einzelne Engel gibt. Dann war aber auch Adam nicht einmal das „geistige Stammhaupt", denn der bloße Vorzug der Zeit konnte ihn schon aus dem Grunde nicht zum geistigen Stammhaupte machen, weil es nicht einmal einen „Stamm" gab. Eine Unter- und Ueberordnung war dann nur durch göttliche Bestimmung, resp. durch besonders ertheilte geschöpfliche Vorzüge möglich, wie dieses bei den Engeln der Fall ist. Repräsentant der ganzen Menschheit konnte dann nie ein einzelner Mensch sein, sondern jeder konnte nur für sich selbst stehen, seine eigene Natur repräsentiren. Daraus folgt dann weiter, daß weder im ersten Adam die ganze Menschheit sündigen konnte, noch daß irgend ein nicht in die Sünde gefallener Mensch einen gefallenen erlösen konnte. Der Rathschluß Gottes zu unserer Erlösung ist aber schon vor Grundlegung der Welt (Erde) gefaßt, Gott hat also bei der Schöpfung des Menschen den Fall desselben schon als möglich vorausgesehen und mußte, um Seinen Plan verwirklichen zu können, auch Seine Maßregeln darnach ergreifen; wenn die gefallenen Menschen erlöst werden sollten, mußte demnach ein Menschengeschlecht hergestellt werden. Daß nun aber Gott den Adam würde geschlechtslos geschaffen haben, um ihn sofort geschlechtlich zu differenziren, das sollte eigentlich Niemand behaupten, denn genau besehen, schreibt man damit Gott ein zweck-

loſes Handeln zu. Wenn Gott nämlich nicht von Anfang an die Abſicht gehabt hätte, vernünftige, mit freiem Willen begabte und ſich geſchlechtlich fortpflanzende und vermehrende Geſchöpfe zu ſchaffen, dann hätte Er auch ſpäter keine geſchlechtliche Differenzirung eintreten laſſen. Denn für dieſen Fall wäre es dann beſſer geweſen, daß Gott jeden einzelnen in die Sünde gefallenen Menſchen hätte als Sünder ſterben laſſen, und daß Er an deſſen Statt wieder einen Menſchen geſchaffen hätte; es hätten vielleicht ebenſo viele ſolcher Geſchöpfe die jedem Einzelnen auferlegte Freiheitsprobe beſtanden, als jetzt von den gefallenen Menſchen die Glaubensprobe beſtehen und damit das Heil erlangen; ja, vielleicht hätte ſich bei wiederholten Verſuchen mit dergleichen Geſchöpfen noch ein günſtigeres Reſultat ergeben, gerade ſo, wie von den Engeln ja auch nur ein kleiner Theil gefallen iſt. Es iſt aber vielmehr anzunehmen, daß es überhaupt den göttlichen, unergründlichen Abſichten entſprach, Menſchen zu erſchaffen, die ſich auf geſchlechtlichem Wege fortpflanzen und vermehren konnten, die darum auch ein Menſchengeſchlecht darſtellen konnten, in deſſen einem Stammvater allerdings das ganze Geſchlecht fallen, aber auch, bei dem etwaigen Beſtehen der Freiheitsprobe, zum Nichtkönnenſündigen durchdringen konnte. Vielleicht beſteht im ganzen Weltall überhaupt das Verhältniß, daß alle Geſchöpfe, deren Natur zur (geſchlechtlichen) Fortpflanzung und Vermehrung ſich eignete, von Gott auch ſo geſchaffen wurden, während die Geſchöpfe, bei denen eine ſolche Fortpflanzung unthunlich war, alſo die Geiſter, als Einzelweſen aus der Hand des Schöpfers hervorgingen (Matth. 22, 30). Die Menſchen- und Thierſeelen können nur unter Mitwirkung der phyſiſchen Natur aus dem Weltäther entſtehen. — Manche Theologen behaupten zwar, Gott habe den Menſchen zuerſt geſchlechtslos ſchaffen müſſen, damit er vollkommen nach Gottes Bilde erſchaffen würde; denn mit der Gott-Ebenbildlichkeit ſei auch die Geſchlechtsloſigkeit gegeben. Allein, einmal iſt das göttliche Ebenbild nicht in der fleiſchlichen, ſondern in der geiſtigen Natur des Menſchen realiſirt; denn wenn der Menſch nur das göttliche Bild an ſich tragen ſollte, dann konnte er nicht Menſch ſein, denn Gott iſt Geiſt Joh. 4, 24; andererſeits hätte ja Gott, wenn die Geſchlechtsloſigkeit nothwendig zum göttlichen Ebenbilde gehörte, dieſes mit der geſchlechtlichen Differenzirung ſchon zerſtört; daß aber Gott Sein Ebenbild nur in der „Idee“ habe darſtellen wollen, ohne die Abſicht des wirklichen Beſtehens, das kann

nur ein Philoſoph behaupten, der lieber mit Ideen als mit Realitäten rechnet. Es iſt demnach unſere Annahme von der echt hermaphroditiſchen Natur des erſten Menſchen nicht nur bibliſch, ſondern auch natürlich, während die andere Annahme Beidem widerſtreitet; abſonderlich kann ſie eigentlich nur Demjenigen vorkommen, der ſich nicht über das Gewohnte zu erheben vermag. Die hermaphroditiſche Natur wäre dem Menſchen, **wenn er nicht gefallen wäre,** auch ſeinem Weſen nach gegenüber den Thieren ganz angemeſſen; iſt nämlich dem Menſchen jetzt noch gegenüber den Thieren der Vorzug eingeräumt, daß er bezüglich der Fortpflanzung jederzeit an ſeinen freien Willen gewieſen und nicht, wie bei den Thieren, zu beſtimmten Zeiten ſeinen Begierden willenlos überliefert iſt, ſo wäre es der völligen (d. h. nicht durch das angeborene ſündige Verderben beſchränkten) Willensfreiheit und Richtung auf das Gute ganz entſprechend, wenn er auch nicht einmal an eine andere Perſon gebunden wäre.

Wir nehmen alſo an, daß Gott den erſten Menſchen gleich ſo erſchaffen habe, daß aus ihm das Menſchengeſchlecht hervorgehen konnte. Der göttliche Ausſpruch: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei" widerſpricht dem nicht; denn wenn Gott erſt nach der Verwirklichung Seines Planes geſehen hätte, daß Sein Schöpfungszweck nicht erreicht wurde, dann wäre Er ja in Seinem Verſtande beſchränkt. Der Schöpfungszweck war überhaupt vollkommen erreicht, und, wenn der Menſch nicht gefallen wäre, auch der Heilsrathſchluß Gottes; da Gott aber die Möglichkeit (nicht die Wirklichkeit) des Falles vorausſah, und dieſer die Möglichkeit der Erlöſung gegenüberſtellen wollte, mußte nothwendig eine geſchlechtliche Differenzirung eintreten. Zwar hat Gott auch hier ſchon vorauserkannt, daß die Erlöſung, wie Er ſie für dieſen Fall beſchloſſen hatte, nothwendig die Geſchlechtsdifferenz vorausſetzte, aber dieſelbe Nothwendigkeit zwang Ihn, dieſe nicht ſofort herzuſtellen, ſondern den Menſchen zuerſt hermaphroditiſch (oder geſchlechtslos) zu ſchaffen. Wie ſchon erwähnt, konnte Erlöſung nicht ſtattfinden, wenn die Menſchen nicht ein Geſchlecht bildeten, ſondern jeder von ihnen einzeln von Gott erſchaffen worden wäre. Das Menſchengeſchlecht konnte aber auf verſchiedene Weiſe entſtehen. Wären die Menſchen Hermaphroditen, dann wäre allerdings von Anfang an eine vollkommene Einheit und Blutsverwandtſchaft des Menſchengeſchlechtes vorhanden, und jeder einzelne Menſch repräſentirte das Menſchengeſchlecht voll-

kommen; im Stammhaupte eines einzelnen Stammes hätte dann jener Stamm sündigen können, so wie es mit Adam wirklich gegangen ist; es hätte dann wohl auch ein einzelner Mensch eines sündlos gebliebenen anderen Stammes für einen sündigen Menschen eintreten und für ihn die Strafe seiner Sünden tragen können. Wenn aber in Adam als dem Stammhaupte des ganzen Menschengeschlechtes das ganze Geschlecht gefallen wäre, so hätte zwar ein Mensch das ganze Geschlecht repräsentiren, nie aber ein Mensch für den anderen eintreten können, weil sie eben alle sündig wären und jeder Einzelne an seiner Sünde genug zu tragen hätte Ps. 49, 8 f. Von einem Menschen als solchen war also keine Rettung zu erwarten, ein Gottmensch aber konnte auf rein natürliche Weise nicht entstehen, und deshalb war eine Erlösung bei einem solchen Zustande der Fortpflanzung nicht möglich. — Hätte aber Gott Mann und Weib unabhängig von einander geschaffen, so wäre die Menschheit vorläufig keine Einheit gewesen, es hätte nicht einmal eine Blutsverwandtschaft zwischen beiden Menschen und auch kein natürliches Stammhaupt gegeben, sondern höchstens ein moralisches Haupt, insofern etwa auch in diesem Falle das Weib dem Manne von Gott unterstellt worden wäre. Durch die Fortpflanzung wäre zwar unter den Nachkommen des ersten Paares die Blutsverwandtschaft hergestellt worden, die Einheit des Menschengeschlechtes wäre aber nie so vollkommen erreicht worden, wie auf dem anderen von Gott wirklich eingeschlagenen Wege. Es hätte namentlich dem Menschengeschlechte immer die einheitliche Spitze, das natürliche, vollkommene Stammhaupt, der erste Adam gefehlt, es hätte darum ebensowenig einen zweiten Adam geben können, der die Menschheit vollkommen repräsentirte und, weil sündlos, auch für sie leiden und sterben konnte. So aber, da Gott zuerst nur den Adam bildete (sei es hermaphroditisch oder geschlechtlos), und hernach von diesem den Stoff zur Bildung des Weibes wenigstens theilweise entnahm, wurde nicht nur von Anfang an eine vollkommene Blutsverwandtschaft zwischen Mann und Weib hergestellt, sondern Adam wurde auch wirkliches Stammhaupt, und jeder einzelne Mensch konnte, ob Mann oder Weib ist gleichgiltig, die Menschennatur vollkommen repräsentiren. Auf diese Weise war es möglich, daß im Leibe einer Jungfrau, ohne Zuthun eines Mannes, ein Mensch gebildet wurde, der wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich war; es war möglich, daß der

Schöpfer selbst in die Form des Geschöpfes eingehen konnte, und als Der, der auch den *ersten* Adam erst geschaffen, konnte Er das Stammhaupt der Menschheit im eminentesten Sinne des Wortes werden und daher auch, weil nicht mit Sünde behaftet, für die Sünden der *ganzen* Menschheit leiden und sterben. Das sind unergründliche Tiefen der göttlichen Weisheit und Erbarmung, über die wir hier nur zu schnell hinweggehen müssen! Darum hinweg mit allem Spotte über die Naivität des „Jehovisten", und hinweg mit allem Zweifel der Kritiker an der Wahrheit und Zuverlässigkeit des Schöpfungsberichtes in Gen. 2. Es ist hinfort ganz erklärlich, daß Kap. 1, welches nur die *Schöpfung* erzählen will, auf die Erlösung aber keine Rücksicht nimmt, weder von Jehova, noch von einem Verbote, noch von der Erschaffung des Weibes aus dem Manne etwas weiß; es ist aber ebenso klar, daß dieses Alles in einem weiteren Berichte, welcher eben die *Erlösung* zu seiner Grundlage macht, nachfolgen mußte. Es ist demnach nicht nur die *Möglichkeit* und *Wahrscheinlichkeit* der im zweiten Kapitel erzählten Thatsachen vom naturwissenschaftlichen und theologischen Standpunkte aus zuzugeben, sondern es ist von gläubiger Theologie die *Gewißheit*, ja die absolute *Nothwendigkeit* eines solchen Geschehens ausdrücklich festzuhalten, wenn anders die Bibel überhaupt Gottes Wort, und die Erlösung ein Werk der Gerechtigkeit und Liebe Gottes in gleichem Maße ist. Wem darum an seiner Seligkeit gelegen ist, der gebe Kap. 2 nicht preis! Es ist ein sicherer Beweis von der wahrhaft großartigen Anlage unseres Gotteswortes und von der göttlichen Inspiration seiner Verfasser.

Mit der Menschenschöpfung war das Sechstagewerk Gottes beendigt und die Schöpfungsthätigkeit Gottes überhaupt zum Abschlusse gebracht. Indessen läßt Kap. 2, 2 auch der Auffassung Raum, daß nach der am sechsten Tage erfolgten Menschenschöpfung noch etwas erschaffen worden sei. Wir werden im folgenden Paragraph näher auf diesen Umstand eingehen, bemerken jedoch hier, daß nach unserer Auffassung des Sechstagewerkes allerdings noch eine Fortsetzung der göttlichen Schöpfungsthätigkeit möglich war, nur nicht auf der Erde, sondern auf anderen Weltkörpern unseres Sonnensystems. Ist unsere Anschauung richtig, wonach der Satan mit seinen Engeln nicht die äußeren Planeten, sondern unseren Mond bewohnt, dann müssen wir jedenfalls annehmen, daß Gott auch auf

diesen, sowie auf den inneren Planeten ohnedem, vernünftige Geschöpfe erschaffen habe. Diese mußten nun vor oder nach dem Menschen der Erde erschaffen werden, und wir sind darum durch Nichts gehindert, den Abschluß der ganzen, Millionen von Jahren umfassenden, sich auf das ganze Weltall erstreckenden Schöpfungsthätigkeit Gottes überhaupt nach dem Sechstagewerke eintreten zu lassen, während die Menschenschöpfung allerdings innerhalb desselben stattfand.

§ 5.

Der ursprüngliche Zustand der Schöpfung und der Sabbath Gottes.

Wir haben gleich im Anfange des Sechstagewerkes bemerkt, daß Gott nach jedem neu vollbrachten Werke „sahe, daß es gut war"; Kap. 1,31 heißt es sogar nach Vollendung des ganzen Werkes: „es war sehr gut". Das Geschaffene mußte also wirklich gut, d. h. zweckentsprechend und auch der moralischen Weltordnung Gottes gemäß sein. Die Güte war zwar nur relativ, Matth. 19, 17, wie alles Geschaffene die göttlichen Eigenschaften nicht vollkommen an sich tragen kann; sie war ferner nur mitgetheilt, weil ihre Träger selbst erschaffen waren; sie war gewiß auch bei den verschiedenen Geschöpfen in verschiedenem Grade (soweit sie nämlich das Moralische betrifft), weil nicht jede Natur Träger der göttlichen Eigenschaften in gleichem Maße sein kann; sie war aber doch jedenfalls so anerschaffen, daß sie in dem bestimmten Grade bestehen konnte. Zu dieser Güte gehörte darum auch wesentlich, daß das vollbrachte Werk so bestehen konnte, wie es geschaffen war, daß alle zerstörenden Kräfte ausgeschlossen oder doch so beschränkt waren, daß sie nie wesentlich die Ordnung Gottes zerrütten könnten. Wie sehen wir es aber jetzt? Nicht nur wird die moralische Weltordnung Gottes von den vernünftigen Geschöpfen der Erde nicht beachtet, sondern auch bei den unvernünftigen Geschöpfen, bei den bewußtlosen Organismen und bei der unorganischen Natur gibt es zerstörende und die bestehende Ordnung wesentlich bedrohende Mächte. Es geschehen nicht nur tiefeingreifende Veränderungen in der unorganischen Natur, welche den Bestand lebendiger Geschöpfe bedrohen, ja sie zum Theil wirklich vernichten, sondern auch unter den Organismen herrscht der

Kampf um das Daſein, der ſchon viele Individuen verſchlungen und auch ſchon manche Arten vernichtet hat. So kann die Schöpfung nicht aus Gottes Hand hervorgegangen ſein, ſonſt könnte es nicht heißen: „es war Alles ſehr gut“. Der „Elohiſt“, den man ſonſt immer im Widerſpruche mit dem „Jehoviſten“ wähnt, weiſt durch dieſe Bemerkung geradzu auf die folgenden Kapitel des „Jehoviſten“ hin, worin uns Auskunft gegeben wird über die Frage, woher dieſe Veränderung entſtanden iſt. Hier wollen wir uns nicht näher damit beſchäftigen, ſondern erſt erörtern, wie der urſprüngliche Zuſtand der Erde nach der Schilderung des Elohiſten zu denken iſt.

Was nun zunächſt den Zuſtand der unorganiſchen Natur betrifft, ſo hängt derſelbe mit dem der Organismen, beſonders der unvernünftigen, auf das Innigſte zuſammen, ja er hat überhaupt nur Bedeutung, ſoweit er zu dieſen in Beziehung ſteht; wir wollen darum auch beide mit einander beſprechen. Auch der Zuſtand der Pflanzen iſt für ſich bedeutungslos und gelangt nur dadurch zur Bedeutung, daß ſie das Nahrungsmittel der Thiere ſind. Entſtehen, Vergehen und Vernichtetwerden, iſt für die Pflanze weder erfreulich noch betrübend, weil ſie eben nicht empfindet; ja, es gehört das Vergehen recht eigentlich zu ihrer Natur, weil es ſonſt den neuen Pflanzen bald an Nahrung mangeln würde; ebenſo nothwendig iſt es für die Exiſtenz der Thiere, daß ihnen die Pflanzen als Nahrungsmittel zugänglich ſind. Bei den Thieren dagegen ſteht die Sache vielfach anders; ſie ſind empfindende Weſen, die von Gott gewiß nicht zu dem Zwecke geſchaffen worden ſind, daß ſie Noth und Pein leiden, ſondern vielmehr, daß ſie ſich ihres Lebens freuen ſollen. Wir müſſen deshalb ſchon nach der göttlichen Gutheißung ſchließen, daß ſie auch dieſem Zwecke entſprechend geſchaffen waren. Die Noth, unter der das Thier leiden kann, iſt vorzüglich Hunger, Krankheit und Tod. Nach den ausdrücklichen Ausſprüchen der Bibel haben wir dem Menſchen in ſeiner Urform die Nothwendigkeit des endlichen Todes abzuſprechen, die Möglichkeit deſſelben liegt dagegen in der Natur alles Geſchaffenen, und die Wirklichkeit deſſelben wird jederzeit durch den Mangel der Lebensbedingungen gegeben. Bei dem Menſchen war nun vor dem Sündenfalle weder die Nothwendigkeit noch die Wirklichkeit deſſelben vorhanden, nach dem Falle trat mit der erſteren auch die letztere ein. Ueber den Zuſtand der Thiere haben wir eine ſolche ausdrückliche Ausſage der Schrift nicht, wir

sind darum auch nicht gehindert, die Nothwendigkeit eines schließlichen Todes für die Thiere zuzugeben; doch wird der Tod so beschaffen gewesen sein, daß er für das Thier nicht eigentlich eine Plage wurde. Dadurch ist nicht nur Hunger und Krankheit, sondern auch unnatürlicher, gewaltsamer Tod ausgeschlossen; der Tod konnte nur das Resultat eines schmerzlos eintretenden Naturprozesses sein, wie wir ihn jetzt noch bei manchen Greisen unter den Menschen, die ihr Leben lang an keiner Krankheit gelitten haben, oft ziemlich plötzlich eintreten sehen. Wenn aber Hunger, Krankheit und gewaltsamer Tod an die Thiere nicht herantreten konnte, so fragt es sich, wie haben wir uns dann den Zustand der Natur zu denken? Ist es auch überhaupt möglich, daß diese drei Vernichtungsmächte in jener Zeit noch nicht wirksam waren? In der That ist es nicht nur denkbar, sondern wir finden auch gegenwärtig noch einzelne Andeutungen derjenigen Erscheinungen, welche wir zur Verhinderung jener Zerstörungsmächte annehmen müssen. Was zuerst den Hunger betrifft, so kann derselbe die Thiere dann belästigen, wenn durch abnorme Witterungsverhältnisse ihnen die Nahrung entzogen wird, oder wenn die Zahl der Individuen so groß wird, daß das betreffende Territorium nicht Nahrung genug darbietet. Die topographischen und klimatischen Verhältnisse der Erde in der Urzeit, wie wir sie S. 387 ff. des ersten Bandes beschrieben haben, gaben nun keine Veranlassung zu solchen abnormen Witterungsverhältnissen, wie wir sie jetzt theils in Folge der topographischen Verhältnisse, theils in Folge gewaltsamen Eingreifens der Menschen in die Natur (Zerstörung der Wälder) nur zu oft zu beklagen haben. Der „Kampf um das Dasein" bestand aber damals auch noch nicht, weder zwischen Individuen der gleichen Art, noch zwischen verwandten Arten; und zwar hatte dies seinen Grund darin, daß die Anzahl der Individuen sich nicht in das Uebermäßige vermehren konnte. Zunächst können wir uns denken, daß die Thiere der paradiesischen Zeit sämmtlich so organisirt waren, daß jeder Art bestimmte Pflanzen und Pflanzentheile zu ihrer Nahrung dienten, ja, Gen. 1, 29 f. bestätigt dieses ausdrücklich, insofern Gott dort dem Menschen die Früchte der Bäume (Obst), den Thieren aber die übrigen Pflanzen zur Nahrung anweist. Die Zahl der ersten Thiere war zweifellos auf jedem Territorium eine geringe; hätte sie sich indessen in gleicher Weise wie jetzt vermehrt, ohne daß zugleich, wie es jetzt geschieht, zahllose Eier,

entwickelte und unentwickelte Individuen, von anderen Thieren, ja sogar Pflanzen (einzelne Pflanzen nähren sich von Insekten, die sie in ihre Blätter einwickeln und aufsaugen) vernichtet werden, so würde die Erde in kurzer Zeit so mit Thieren angefüllt worden sein, daß ein großer Theil davon wieder hätte Hungers sterben müssen. Wenn aber dieses der Fall gewesen wäre, dann wäre die Schöpfung nicht gut gewesen, darum müssen wir annehmen, daß vielmehr Vorsorge getroffen war, daß ein solcher Zustand nicht eintreten konnte. Einen Fingerzeig, wie wir uns die Sache zu denken haben, gibt uns eine Einrichtung in der Thierwelt, nämlich die Thatsache, daß die Thiere, die ja ihre Begierden nicht wie der Mensch vermöge der Willensfreiheit zu beherrschen im Stande sind, nur zu gewissen beschränkten Zeiten des Jahres sich begatten können, in dieser Zeit aber, wie in anderer Beziehung immer, ihrem Triebe willenlos preisgegeben sind. Dieses ist offenbar ein Rest einer göttlichen Ordnung in der Natur, welche die zu häufige Vermehrung der Thiere verhindern sollte, und wir können um so mehr denken, daß dieses nur ein Rest ist, wenn wir bedenken, daß manche Thiere unter gewissen Umständen auch diesen Rest abstreifen können. Man hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß sehr verwöhnte und gepflegte Hauskatzen fast keine Zeit mehr einhalten, sondern den größten Theil des Jahres sich begatten können und während dieser Zeit auch ihrem Triebe willenlos preisgegeben sind. Dies macht es uns wahrscheinlich, daß früher, sowohl die Möglichkeit der Begattung als der Trieb dazu, bei den Thieren nicht blos auf eine bestimmte Jahreszeit eingeschränkt, sondern auch an eine gewisse Fülle der Ernährung geknüpft war, ohne welche Beides nicht stattfand. War diese Einschränkung vorhanden, dann war die Erzeugung irgend einer Thierart in einer solchen Menge, daß sie nicht Nahrung fanden, vollkommen ausgeschlossen; denn sobald die Anzahl der Individuen jedem einzelnen nicht eine gewisse Fülle der Nahrung zuließ, hörte auch die Fortpflanzung auf oder fand in beschränktem Maße statt. Auf diese Weise war keine Ueberfüllung einer Gegend mit Thieren möglich. — Was nun die Krankheiten anbelangt, so ist es ja bekannt, daß wilde Thiere noch jetzt ungleich weniger als zahme, und diese ungleich weniger als die Menschen darunter leiden; es liegt also am Tage, daß die Krankheit nicht gerade zu den nothwendigen Naturübeln gehört, sondern in der Thierwelt jedenfalls durch unnatürliche Lebensweise und Er-

nährung (bei den Hausthieren durch die Zucht, bei den wilden Thieren durch Naturereigniſſe bedingt) hervorgerufen, oder die Dispoſition dazu in die thieriſche Natur gelegt wird. Da Beides in der Urzeit ausgeſchloſſen war, konnte auch keine Krankheit unter den Thieren herrſchen. — Endlich gab es auch keinen gewaltſamen Tod bei den Thieren, denn dieſer konnte nur durch Naturereigniſſe oder durch andere Thiere eintreten. Gerade die Thatſachen, die Darwin und ſeine Anhänger an das Licht gezogen haben, beweiſen deutlich, daß alle Carnivoren ſpäteren Urſprungs ſein *können*. Auf bibliſchem Standpunkte wird das Können zu einem *Müſſen*; denn wenn es fleiſchfreſſende Thiere gegeben hätte, dann wäre die Thierwelt *nicht* gut geweſen. Wir können uns denken, daß ſchon vor dem Sündenfalle eine gewiſſe Anzahl Thierarten ſo organiſirt waren, daß ſie ſich hauptſächlich von ſehr nahrhaften, wenig Verdauung erfordernden, fleiſchigen Pflanzen nähren mußten. Verſchwanden dieſe nach dem Sündenfalle in Folge des göttlichen Fluches, ſo war es ſehr leicht möglich, daß einzelne Individuen, denen durch irgend einen Zufall die Fleiſchnahrung bekannt wurde, ſich zunächſt von todten Thieren nährten, bald aber auch auf ſchwächere Thiere Jagd machten. Dieſes fand Nachahmung bei anderen Individuen der gleichen Art, und ſo entſtanden nach und nach Raubthiere, welche bei der nun auch eingetretenen Ueberproduktion thieriſcher Keime und Individuen zu einer gewiſſen Nothwendigkeit wurden. Bei der veränderten Nahrung mußten ſich auch Varietäten bilden, die den Typus des Raubthieres noch mehr an ſich trugen, namentlich ein echtes Raubthiergebiß hatten; dieſe Varietäten trugen dann in „dem Kampfe um das Daſein“ über ihre Mitbewerber den Sieg davon. Auf dieſe Weiſe wurden *die* Thierarten, welche vorher unſeren gegenwärtigen Raubthieren nur ähnlich waren, in dieſe umgebildet. — Was aber endlich die Naturereigniſſe anbetrifft, ſo konnten in jener Zeit weder verheerende Ueberſchwemmungen, noch Orkane, noch Blitzſchläge ſtattfinden; dies Alles war durch die gleichmäßige Temperatur, Vertheilung von Waſſer und Land, wie ſie damals herrſchte, ausgeſchloſſen; ebenſo wenig dürfte es damals Erdſtöße und Erdbeben gegeben haben. Feuersbrünſte gab es in der paradieſiſchen Zeit auch nicht, weil der Menſch weder das Feuer kannte, noch deſſelben bedurfte. — Wir ſehen alſo, daß Hunger, Krankheit und unnatürlicher Tod zu jener Zeit nicht herrſchten; iſt es zwar auch nicht undenkbar, daß trotz

solcher Einrichtung der Natur zuweilen ein Thier verunglückte, so gehörte dieses eben doch zu den jedem Geschaffenen unvermeidlich anklebenden Mängeln, die bei den minder vollkommenen Geschöpfen zahlreicher sein müssen, als bei den vollkommeneren. Solche Mängel heben aber die Zweckmäßigkeit nicht auf, denn diese kann ja immer nur soweit gehen, als es das endliche Material, aus dem die Wesen gebildet sind, zuläßt, und wir können nur dann von Unzweckmäßigkeit reden, wenn in der That ein zweckmäßigeres Geschehen denkbar ist. Daß Gott der Welt und ihren Bewohnern die *größtmögliche Zweckmäßigkeit* verliehen hat, das müssen wir schon daraus schließen, daß Gott die Liebe ist und die lebendigen Geschöpfe nur aus Liebe erschaffen hat, sie also auch nicht den ziel- und planlos wirkenden, und darum namenloses Unglück herbeiführenden Naturkräften hilflos überliefern konnte. Der gegenwärtige Zustand der Natur ist nicht der ursprüngliche, auch nicht der bleibende, sondern eine Frucht des Falles ihres Beherrschers, des Menschen.

Gehen wir nun zur Beschreibung des ursprünglichen Zustandes der *Menschennatur* über. Herrschte schon in der leblosen Natur und in den unvernünftigen Geschöpfen die größtmögliche Zweckmäßigkeit, so war sie bei den Menschen in gleicher Weise vorhanden, nur im Verhältnisse zur Thierwelt, der Menschennatur entsprechend, in einer gewissen Richtung noch größer. Die heilige Schrift faßt die Vorzüge des Menschen vor der Thierwelt in dem Worte zusammen, daß sie ihm das göttliche Ebenbild beilegt. Das *vollkommene* Ebenbild kommt zwar dem Menschen nicht zu, sondern nur dem unerschaffenen Sohne; der Mensch als Geschöpf konnte das göttliche Ebenbild auch in nur unvollkommenem Maße an sich tragen, aber im Verhältnisse zu den Thieren hatte er, und hat er zum Theil noch jetzt das göttliche Ebenbild. Wir werden dasselbe darum im weiteren Sinne in allen den Vorzügen des Menschen zu suchen haben, welche ihn befähigen, über die Erde zu herrschen, gerade so, wie wir den Unterschied zwischen Gott und Welt auch *theilweise* dadurch ausdrücken können, daß Gott der Beherrscher der ganzen Welt ist. Es besteht demnach das göttliche Ebenbild im weiteren Sinne im aufrechten Gange, in dem nach dem Ueberirdischen gerichteten Blicke, in der Geschicklichkeit seiner Glieder, besonders seiner Hände, im Sprachvermögen, in der harmonischen Vollkommenheit seiner Sinnesorgane und in der quantitativ weit höheren Ausbildung der Seelenvermögen,

eine Ausbildung, welche so groß ist, daß man die Seelenvermögen, ohne genaueste Beobachtung, für qualitativ verschieden von denen der Thiere bezeichnen muß. Der wesentlichste Theil des göttlichen Ebenbildes ist aber die Willensfreiheit, und zwar nicht blos insofern der Mensch eine quantitativ größere Freiheit des Willens gegenüber den physikalischen Einflüssen besitzt, sondern vor allen Dingen, insofern der Mensch moralische Freiheit besitzt, denn diese begründet einen qualitativen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Die moralische Freiheit beruht auf der angeborenen Idee des Rechtes, welche ein dem Menschen ins Herz geschriebenes Gesetz ist, das einen bestimmten, angeborenen Inhalt hat, seit dem Falle der Menschen aber mannigfachen, von Erziehung und Gewohnheit ausgehenden Trübungen unterworfen ist. Der angeborenen Rechtsidee steht dann zur Seite ein Richter, der nach diesem Gesetze urtheilt, nämlich das Gewissen; dieses verlangt vor der That die Befolgung dieses Gesetzes, nach der That beurtheilt es dieselbe nach diesem Gesetze. Das Gewissen war jedoch in der ursprünglichen Natur des Menschen nicht in der Weise wirksam, wie jetzt in der gefallenen; in dem Stande der Unschuld zeigte es sich nicht im Fordern und im Verurtheilen, sondern vielmehr im starken Triebe, das göttliche Gebot zu erfüllen. Der Mensch besaß also das göttliche Ebenbild besonders in seiner geistigen Natur, in der Fähigkeit, sich frei zu entscheiden für das Gute oder Böse. Diese ursprüngliche, volle moralische Freiheit war aber nicht bloße Indifferenz gegen das Gute und Böse, sondern sie bestand darin, daß für den Menschen zwar die Möglichkeit zu sündigen vorhanden war, daß er aber von Natur die Richtung auf das Gute hatte, während jetzt dem Menschen wohl auch die Möglichkeit offen steht, im einzelnen Falle sich der Sünde zu enthalten, bei der jetzt herrschenden Richtung auf das Böse es ihm jedoch thatsächlich unmöglich wird, sich jederzeit vor der Sünde zu hüten. Das vollkommene göttliche Ebenbild war jedoch auch in Bezug auf das Moralische dem Menschen noch nicht gegeben, denn bei Gott ist keine Möglichkeit der Sünde vorhanden. Dagegen hätte der Mensch allerdings im Falle der Bewährung im Gehorsam sich auch die Eigenschaft erworben, hinfort gar nicht sündigen zu können. Es war also die ursprüngliche Unschuld des Menschen weder eine bloße Indifferenz gegen das Gute und Böse, noch eine vollendete Heiligkeit. Letztere kann wesentlich nur Gott zukommen, von Geschöpfen kann sie da-

gegen erworben werden. — Da der Verstand des Menschen nicht durch die Sünde getrübt war, so hatten die Menschen auch mehr Erkenntnißkraft für die Wahrheit, insbesondere für göttliche Wahrheit, wenngleich sie durchaus noch nicht auf der Stufe der Engel standen. Mit der vorzüglichen Fähigkeit zur Erkenntniß ist jedoch nicht nothwendig ein wirklicher Erkenntnißinhalt gegeben; dieser konnte vielmehr nur durch die Erfahrung erworben werden (mit Ausnahme der angeborenen Rechtsidee). In dieser Hinsicht haben die älteren und auch manche neueren Theologen viel gesündigt, indem sie den Menschen im Stande der Unschuld zu einem Gelehrten ersten Ranges machten, wovon doch kein Wort in der Bibel steht. Aus der Geschichte der Urzeit geht vielmehr hervor, daß die Menschen im Anfange solchen Kindern glichen, die bei voller Entwickelung der Geisteskräfte doch keinen Unterricht genossen haben, daher sie auch erst theils von Gott Unterricht erhalten, theils sich Kenntnisse durch Erfahrung und Beobachtung sammeln mußten. In diesen Zustand der Unwissenheit sind sie aber nicht erst durch den Sündenfall gerathen, denn dieser konnte nur den Verstand für die göttlichen Wahrheiten, für Gotteserkenntniß und Moral schwächen, nicht aber für die natürlichen Wahrheiten. Zwar ist jetzt noch der Verstand der Menschen in mancher natürlichen Wahrheit zuweilen unbegreiflich verfinstert, aber dies hängt immer mit moralischen Wahrheiten zusammen; weil man diese nicht glauben will, wehrt man sich auch gegen die Anerkennung solcher natürlichen Wahrheiten, welche die Annahme jener fordern. Wir haben demnach keinen Grund, dem Menschen im Stande der Unschuld größere Kenntnisse beizulegen, als unmittelbar nach dem Sündenfalle; vielmehr werden die Kenntnisse des Menschen in der Urzeit, sowohl vor als nach dem Sündenfalle, geringer als in späterer Zeit, wo die Menschen schon Erfahrungen gesammelt, Erfindungen und Entdeckungen gemacht hatten. — Aus demselben Grunde konnte auch ihre Sprache nicht entfernt die Vollkommenheit haben, wie jetzt unsere indo-europäischen Sprachen. Wir wollen uns zwar nicht mit den Sprachforschern darüber abmühen, wie man sich wohl die Entstehung der Sprache zu denken habe; wir halten die Sprache für ein göttliches Geschenk, das den Menschen gerade so zu Theil wurde, wie die Instinkte den Thieren. Wir nehmen jedoch nicht an, daß sie ihnen gleich in vollkommenster Gestalt geschenkt wurde, und haben dazu gute Gründe. Wir haben schon S. 477 ff. des

ersten Bandes erwähnt, daß dem Menschen die zur Hervorbringung der artikulirten Laute nothwendigen Figuren der Muskelbewegung präformirt sind, wie den Thieren die Figuren der mehrfach kombinirten Bewegungen, die wir Instinkte nennen. Beide unterliegen freilich auch einer gewissen Ausbildung: die Instinkte sind der Veränderung fähig, und die Laute auch; es ist bekannt, daß nicht nur verschiedene Nationen auch verschiedene Laute hervorzubringen vermögen, die von anderen nicht nachgeahmt werden können, sondern auch, daß selbst innerhalb einer Nation Verschiedenheiten bestehen können. Manche Deutsche sind kaum im Stande, ein ungetrübtes „a" auszusprechen, andere kaum ein volles „eu", und welcher Unterschied besteht nicht zwischen dem „g" und „ch" der Schweizer und dem der Norddeutschen! Diese Unterschiede sind jedoch zum Theil anerzogen und kein Beweis gegen die Präformation der betreffenden Figuren, indem im Großen und Ganzen die Laute, deren der Mensch fähig ist, doch dieselben sind. Verschiedenheiten, selbst Veränderungen der Instinkte sind ja auch bei Thieren innerhalb einer Art vorhanden, und doch sind diese unmöglich als ursprünglich von den Thieren erfundene und anderen angelernte Thätigkeiten zu betrachten. Ebenso spricht auch die Thatsache nicht gegen die Präformation, daß die Kinder im Anfange nicht im Stande sind, gewisse Laute auszusprechen, denn hier fehlt es nur an der mangelnden Ausbildung der Sprachwerkzeuge. Wenn wir nun die Präformation der zum Aussprechen artikulirter Laute nothwendigen Figuren der Muskelbewegungen annehmen, so ist damit freilich noch nicht die Erklärung der Sprache bei den ersten Menschen gegeben. Denn jetzt erlernt jedes Kind von seinen Erziehern die Sprache, und zwar immer nur eine bestimmte, von den anderen unterschiedene. Es kann demnach den Kindern die Sprache nicht als eine Präformation der Worte und ihrer Bedeutung angeboren sein. So, scheint es, stehen wir immer wieder vor einem unlösbaren Räthsel.

Sehen wir erst in der Kürze, auf welchem Wege die von biblischen Anschauungen unbeeinflußte Sprachforschung die Entstehung der Sprache zu erklären sucht! Es sind verschiedene Theorien über die Entstehung der Sprache aufgestellt worden, die jedoch alle eine überaus langsame Entwickelung fordern und den Menschen in seinem Anfange auf die Stufe des Thieres herabsetzen. Die Meisten glaubten den Anfang der Sprache in Schallnachahmungen oder in unwillkürlichen Lauten zu suchen, welche

irgend ein Gegenstand, eine Empfindung hervorrief, und welche dann von den Menschen später wieder mit demselben Laute bezeichnet wurden. Allein diese Annahme ist durch die Sprachforschung bedeutend erschüttert, wenn nicht unmöglich gemacht; denn diese hat für verschiedene Wörter, welche man als schallnachahmende angesehen hatte, einen ganz anderen Ursprung nachgewiesen. Dann sind auch die ältesten Wortstämme in den verschiedensten Sprachen meist konsonantisch, oder doch nicht so vokalisch, wie die Naturlaute von Menschen, Thieren und leblosen Gegenständen oder Naturerscheinungen es sind. Darum hat Caspari in seiner „Urgeschichte der Menschheit“ eine Theorie aufgestellt, die im Wesentlichen darauf hinausläuft, daß die Bezeichnung eines Gegenstandes, wie sie das „Leitthier“ einer „Menschenhorde“ (oder Viehhorde?!) aussprach und gebrauchte, auch von der ganzen Horde angenommen worden und später bei der daraus hervorgegangenen Nation zur Geltung gekommen sei. Allein dann bliebe unerklärt, warum nicht nur den verschiedenen Sprachen, sondern sogar den verschiedenen Sprachstämmen viele Wurzelwörter gemeinsam sind, die offenbar nicht aus einer Sprache in die andere herüber genommen sind; denn bei dieser Anschauung ist nicht an eine einheitliche Entstehung der Sprache zu denken, auch wenn jene Richtung den monophyletischen Ursprung des Menschengeschlechtes zugäbe. Die Sprache konnte sich nämlich nach dieser Auffassung erst entwickeln, nachdem sich das Menschengeschlecht bereits längere Zeit vermehrt hatte, das Bedürfniß der Verständigung immer mehr hervorgetreten war, und die Menschen auch bereits so viel Erfindungsgabe besaßen, um jedem Gegenstande eine gewisse Bezeichnung beizulegen; da konnte dann die größte Verschiedenheit um so weniger ausbleiben, als die Welt damals noch weit genug war, so daß das „Sprachengesetz“ des erfinderischen „Leitthieres“ die gewiß auch freiheitslustige Schaar nicht zusammenhalten konnte. Bleiben wir dagegen auf biblischem Standpunkte, so müssen wir mit der einheitlichen Entstehung des Menschengeschlechtes auch die einheitliche Entstehung der Sprache behaupten. Wie aber wollen wir uns nun diese denken? Wir nehmen an, daß den ersten Menschen nicht nur die Muskelfiguren der Laute, sondern auch die der Worte, und die Figuren der entsprechenden Vorstellungen und Begriffe präformirt waren. Materialisten können gegen diese Annahme um so weniger etwas einwenden, als wir ja ausdrücklich die Materie zum Träger

dieſer Fähigkeit machen. Phyſiologen und Pſychologen werden die Möglichkeit zugeben müſſen, wenn ſie einen entgegengeſetzten Vorgang ins Auge faſſen, der eine gewiſſe Analogie darbietet. Es iſt nämlich nach Büchner konſtatirt, daß Verletzungen des Gehirnes das Verſchwinden einzelner Jahrgänge aus dem Gedächtniſſe bewirken können. Iſt nun das Verſchwinden ſelbſtgemachter Erfahrungen und angeeigneter Kenntniſſe möglich, dann muß auch die Präformation der Wörter und ihrer Bedeutung in Muskel-, Vorſtellungs- und Begriffsfiguren möglich ſein ohne vorhergegangene ſinnliche Wahrnehmung, denn auch das Gedächtniß beruht, wie wir in § 24 des erſten Bandes erörtert haben, auf der Entſtehung von Vorſtellungs- und Begriffsfiguren durch ſinnliche Wahrnehmung; wenn dieſe nun durch eine von ſinnlichen Wahrnehmungen unabhängige materielle Veränderung verſchwinden können, ſo müſſen ſie auch unabhängig von ſinnlichen Wahrnehmungen entſtehen können. Zwar wird jetzt allerdings kein Menſch mit ſolchen Präformationen geboren, und es ſcheint dieſes unſere Annahme zu widerlegen; allein wir werden zeigen, daß ein allmäliges Verſchwinden dieſer urſprünglichen Präformationen ſehr wohl denkbar iſt. Die Präformationen der Muskelfiguren der Wörter und der entſprechenden Vorſtellungs- und Begriffsfiguren müſſen wir uns nämlich auf das Nothwendigſte beſchränkt denken. Welchen Grund hätten wir auch, bei den erſten Menſchen Präformationen von Vorſtellungen und Begriffen vorauszuſetzen, die noch ganz außerhalb ihres Geſichtskreiſes lagen? Es iſt nicht anders anzunehmen, als daß ſich die Präformation nur auf die nächſtliegenden Begriffe und Vorſtellungen beſchränkte. Auch in dieſer Hinſicht iſt von älteren und neueren Theologen viel gefehlt worden. Manche haben ohne irgend einen Grund die Sprache, welche ſpäter die hebräiſche genannt wurde, als die Urſprache der Menſchheit betrachtet, während ſich aus der Bibel ſelbſt nachweiſen läßt, daß die Stammväter Iſraels dieſe Sprache erſt in Kanaan angenommen haben. Andere dagegen fanden, die hebräiſche Sprache ſei zu unvollkommen, als daß man ſie als die Urſprache betrachten könne: die erſten Menſchen hätten ohne Zweifel die vollkommenſte Sprache geſprochen, weil ſie im Stande der Unſchuld auch die vollkommenſte Begabung beſeſſen hätten. Allein wir haben ſchon oben nachgewieſen, daß die vollkommenſte Begabung keineswegs die vollkommenſte Erkenntniß in ſich ſchließt, ſondern daß dieſe vielmehr erſt durch die Erfahrung ge-

wonnen werden muß. Ist nun zwar auch nach unserer Anschauung der Mensch mit einer gewissen Sprachkenntniß ausgerüstet geschaffen worden, so ist es doch durchaus nicht nothwendig, daß sich diese auf Gegenstände erstreckte, die sie nicht zu Gesicht bekamen, auf Verhältnisse, in denen sie nicht lebten, auf Zeitumstände, die sie noch nicht kannten. Sollte der Mensch Mensch sein und nicht Thier, so mußte er auch eine gewisse Sprache haben, denn ohne diese ist es dem Menschen überhaupt unmöglich, von selbst seinen Verstand zu entfalten und anzuwenden; den ersten Menschen dürfte es aber auch bei ihrer natürlichen Hilflosigkeit ohne Sprache überhaupt unmöglich gewesen sein, zu existiren. Gott schuf dem Menschen deshalb die Sprache als eine Zugabe zum göttlichen Ebenbilde, aber nur so weit, als er derselben vorläufig bedurfte, das Andere überließ Er der durch die Nothwendigkeit bedingten Selbstausbildung des Menschen. So wird die Ursprache der Menschen in grammatischer und lexikalischer Hinsicht arm gewesen, und von den Menschen erst nach dem allmälig eintretenden Bedürfnisse erweitert worden sein. Die Erweiterung und Ausbildung brachte aber auch die Umbildung der Urformen mit sich; insoweit diese stattfand, mußte dann auch die Präformation der betreffenden Figuren der Muskelbewegungen und ihrer entsprechenden Vorstellungen und Begriffe aufhören, und endlich kam es bei der fortdauernden Umbildung der Sprache so weit, daß überhaupt bei keinem neugeborenen Kinde eine Präformation oder Anlage dazu vorhanden war. Bei den Thieren findet ja zuweilen eine Umbildung der Instinkte, und also auch eine Umbildung der präformirten Figuren derselben statt; dies geschieht jedoch nur bei veränderten Lebensbedingungen, wo sie von der Natur ausgeht; darum ist es erklärlich, daß hier keine Zerstörung der vorhandenen Figuren erfolgt. Die Dressur der Thiere vermag bei den Nachkommen derselben keinen Instinkt zu diesen Bewegungen hervorzubringen; daraus ist klar, daß anerzogene und angelernte Bewegungen bei den Nachkommen keine Präformation bewirken. Demnach konnten auch die angelernten Sprachformen und Wörter bei den Nachkommen keine entsprechenden Präformationen veranlassen, sie mußten vielmehr durch die Veränderung der ursprünglich präformirten Figuren die endliche Vernichtung derselben bewirken. Auf diese Weise erklärt es sich, daß den ersten Menschen die Sprache durch Präformationen im Gehirne vermittelt

war, bei ihren späteren Nachkommen aber nur erlernt werden konnte.

Ehe wir unsere Erörterungen über den Zustand des Menschen vor dem Falle abschließen, müssen wir noch die Frage beantworten, ob der Mensch dichotomisch oder trichotomisch gebildet sei, oder mit anderen Worten, ob der Mensch nur aus Leib und Seele (Körper und Geist), oder aus Leib, Seele und Geist bestehe. Auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft kann darüber kein Zweifel mehr bestehen, da wir nicht den geringsten psychologischen oder physiologischen Grund haben, den Menschen aus drei Theilen zusammengesetzt zu denken, wie dies die alten Philosophen thaten. Die Bibel aber scheint auf den ersten Blick wirklich eine Trichotomie zu lehren; allein, sehen wir zu, ob nicht die lange Zeit in der Philosophie herrschend gewesene Anschauung den Bibelworten erst diese Bedeutung untergelegt hat! Zunächst ist zu erwähnen, daß es überhaupt nur zwei Stellen in der h. Schrift gibt, wo Leib, Seele und Geist neben einander genannt sind, nämlich: 1. Thess. 5, 23 und Hebr. 4, 12. In 1. Thess. 5, 23 ist der Geist aber nicht ein integrirender Bestandtheil des Menschenwesens, sondern der dem Gläubigen mitgetheilte göttliche Geist. Dieser Vers lautet nämlich wörtlich übersetzt folgermaßen: „Er selbst aber, der Gott des Friedens, mache euch vollendet heilig und unversehrt; möge euer Geist, euere Seele und Leib aber unsträflich behalten werden bis auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi.“ Hier wird also der Geist ausdrücklich der Seele und dem Leibe gegenübergestellt, nicht coordinirt, viel weniger mit ihnen verbunden. (In gleicher Bedeutung ist Geist ja auch in vielen anderen Schriftstellen zu nehmen.) Aehnlich wie 1. Thess. 5, 23 verhält es sich auch Hebr. 4, 12. Wären hier nämlich die Bestandtheile des Menschen aufgezählt, so müßte ja der Mensch nicht aus drei, sondern aus vier Theilen bestehen. Es soll vielmehr gesagt werden, daß das Wort Gottes der schärfste Prüfstein sei für unser ganzes Leben, an welchem wir prüfen können, ob wir Geistesmenschen, seelische Menschen, oder fleischliche, in der Sünde erstorbene Menschen sind. Die Geistesmenschen sind solche, die den Geist Gottes empfangen haben 1. Kor. 2, 12 f.; die seelischen Menschen sind die natürlichen Menschen, die ihn nicht haben 1. Kor. 2, 14 (hier steht auch: „seelischer Mensch“); die Fleischesmenschen sind solche, bei denen die Sünde bis in das Innerste, gleichsam bis

in die Gelenke und in das Mark gedrungen ist, denn so lauten die Worte am Schlusse des Verses eigentlich. Gerade hier wird es also als eine Frage der Selbstprüfung hingestellt, ob man Geist habe oder nicht; es wird demnach nicht von Jedem ausgesagt, daß er Geist hat. Der Geist als dritter Bestandtheil der Geistesmenschen gehört also nicht zur ursprünglichen Natur des Menschen, weder nach dem Falle, noch im Stande der Unschuld, sondern wird dem gläubigen Menschen mitgetheilt als umwandelnde Kraft. So heißt es auch in der grundlegenden Stelle 1. Mose 2, 7 nicht, daß der Mensch neben dem Odem aus Gott und dem aus Staub gebildeten Leibe noch eine lebendige Seele erhalten habe, sondern daß er durch die Einhauchung des Geistes eine lebendige Seele geworden sei. Wir sehen aus diesen Beispielen nur, daß das Wort: „Seele" in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Bald (und am häufigsten) bedeutet es den Geist nach seiner vorwiegend empfindenden Seite, bald bezeichnet es das physische Leben 3. Mose 17, 11; 4. Mose 6, 6; 5. Mose 12, 23; Klagelieder 2, 12; bald bezeichnet es den ganzen lebenden Menschen wie in 1. Mose 2, 7; 4. Mose 19, 11; bald sogar den gestorbenen Leib, sofern er als früher belebt gedacht wird, 3. Mose 22, 4; Haggai 2, (13) 14 (an beiden Stellen heißt es im Grundtexte: unreine Seele). Im N. T. steht Seele zunächst immer und überall da, wo das physische Leben des Menschen bezeichnet werden soll; dann aber auch zur Bezeichnung des Menschengeistes nach seiner empfindenden Seite, während da, wo Denken und Wollen in Betracht kommt, oder der Menschengeist nach seiner allseitigen Wirksamkeit, aber abgesehen vom Körper, betrachtet wird, er auch „Geist" genannt wird. Die verschiedene Bedeutung des Wortes kann man sehr deutlich aus Matth. 6, 25 (wo im Grundtexte auch „Seele" steht) mit Matth. 10, 28; 16, 26 entnehmen. Aber dieses Alles beweist nur, daß die Schriftstellen dichotomisch gedeutet werden können, nicht aber, daß sie unbedingt so genommen werden müssen. Doch auch dieses geht aus der Schrift hervor, und zwar schon daraus, daß man sich sofort in Widersprüche verwickelt, wenn man sie trichotomisch deuten will. Nicht nur ist es äußerst schwierig, die verschiedenen Aussagen über die Seele immer auf ein und dasselbe Wesen zu beziehen, sondern es gibt Stellen, die uns zwingen, den selbständigen Theil des Menschen, den die h. Schrift Seele nennt, mit dem selbständigen Theile, den sie Geist nennt, zu identi-

fixiren, so z. B. Matth. 10, 28 mit 1. Kor. 5, 5; ferner 1. Mose 35, 18; 1. Kön. 17, 21; Apg. 20, 10, verglichen mit Ps. 146, 4; 31, 6; Pred. 12, 7; Luk. 8, 55; 23, 46; ferner Offb. 6, 9; 20, 4, mit Hebr. 12, 23; 1. Petr. 3, 19. — Betrachtet man den Menschen als trichotomisch, so erhebt sich ferner sofort die Frage: Ist die Seele sterblich oder unsterblich? Nach allen Stellen des A. T. und folgenden des N. T.: Matth. 6, 25; 20, 28; Mark. 3, 4; 10, 45; Luk. 6, 9; 14, 26; Joh. 10, 17; 13, 37; Apg. 15, 26; 20, 24; 1. Joh. 3, 16; Offb. 12, 11 ist sie sterblich; nach Matth. 10, 28; Apg. 20, 10; Röm. 2, 9 mit 5; Hebr. 6, 19; 10, 34; 13, 17; 1. Petr. 2, 11; Offb. 6, 9; 20, 4 ist sie unsterblich; Matth. 10, 39; 16, 25 f.; Mark. 8, 35; Luk. 17, 33 scheinen beide Auffassungen in Einer Rede vertreten zu sein. Es ergibt sich daraus zur Evidenz, daß es überhaupt keine eigenthümliche „biblische Psychologie" gibt, sondern daß sich die Verfasser der h. Schriften hierin der mitunter etwas gemischten Ausdrucksweise ihrer Zeitgenossen angeschlossen haben, so wie dieses auch jetzt noch die Dichotomisten oft thun. Aber eben darum erweist sich die biblische Auffassung nach dem eben Gesagten als eine dichotomische, denn wir wissen sonst durchaus nicht, was wir mit der Seele nach dem Tode anfangen sollen. Der Verfasser einer „biblischen Seelenlehre" hat sich zu der Annahme entschlossen, daß die Seele im Tode sich spalte; der seelisch-geistige Theil vereinige sich mit dem Geiste und lebe fort, der seelisch-leibliche Theil dagegen sterbe mit dem Leibe! Abgesehen davon, daß wir unser Gehirn mit einer solchen Vorstellung nicht quälen können, findet sich auch kein Wort davon in der Bibel, und zwar mit gutem Grunde, denn das wäre wohl apokryphischer Bücher würdig, nicht aber inspirirter. — Endlich sprechen auch noch gegen Trichotomie die zahlreichen Stellen, wo Geist und Leib einander gegenübergestellt, und der Seele dabei nicht gedacht wird.

Eine mit der eben erörterten in einem gewissen Zusammenhange stehende Frage ist noch die, ob sich unsere S. 511 des ersten Bandes entwickelte Anschauung von der Entstehung der Seelen mit dem Wortlaute und Geiste der Bibel verträgt. Wenn aus Ps. 104, 30 (Apg. 17, 25) hervorzugehen scheint, daß zur Entstehung jeder Seele ein besonderer Schöpfungsakt Gottes nothwendig sei, so würde zwischen der Schöpfung der ersten Menschenseele und jeder neuen faktisch kein Unterschied bestehen; der Unterschied bestände nur in der

Modalität der göttlichen Wirksamkeit, das Wesen derselben wäre vollständig gleich. Eine Erörterung dieser Stellen soll unter § 8 erfolgen; hier sei nur gesagt, daß eine solche Auffassung unmöglich richtig sein kann, weil sie dem Sabbathsberichte widerspricht, von dem wir sogleich reden werden. Denn wenn Gott Seine Schöpfungsthätigkeit mit der Erschaffung des Menschen beschloß, dann kann die Entstehung neuer Menschenseelen nicht als ein unmittelbarer Schöpfungsakt Gottes angesehen werden, sonst ginge ja die Schöpfungsthätigkeit Gottes immer fort, und zwar, wenn man die große Zahl der täglich stattfindenden Geburten bedenkt, in so starkem Grade, daß die sog. Schöpfung des Sechstagewerkes nur ein Kinderspiel dagegen wäre, um so mehr, als die Erschaffung der Menschenseele gewiß nicht das geringste von allen göttlichen Werken, sondern vielmehr ein sehr wichtiges ist. Aus der biblischen Sabbathsidee geht demnach auch mit Nothwendigkeit der sog. Traducianismus hervor, nämlich die Annahme, daß die Menschenseele durch das Zusammenwirken zweier schon vorhandener Seelen im Momente der Empfängniß ihre Entstehung beginne, und gleichzeitig mit dem von ihr bewohnten Organismus sich ausbilde bis zur Vollkommenheit, die sie vielleicht schon einige Zeit vor der Geburt erreicht. Wäre es auf diese Weise auch möglich, daß ein vollkommen ausgebildeter Organismus ohne Seele entstände, ja daß er sogar physisches Leben hätte, so ist es doch einem einmal geborenen Organismus nicht möglich, ohne willenbegabte Seele zu bestehen, da die Ernährung immerhin einen, wenn auch mehr physikalisch bestimmten Willen (weil andere Motive noch fast ganz fehlen) voraussetzt.

Nach den bisherigen Erörterungen über die göttliche Schöpfungsthätigkeit ist das Sechstagewerk eine in längeren Perioden verlaufende, für jeden Weltkörper durch besondere Ruheperioden unterbrochene Wirksamkeit Gottes, in welcher unser Sonnensystem die gegenwärtige Gestaltung und seine verschiedenen Bewohner erhielt. Diese Wirksamkeit Gottes war die letzte in der langen Reihe aller göttlichen Schöpfungsakte, die sich auf das ganze Weltall bezogen, wie wir dieses schon S. 66 f. des ersten Bandes erkannten. Wir haben schon aus einander gesetzt, daß die in Gen. 1, 1 erzählte Schöpfungsthätigkeit Gottes sich über einen sehr langen Zeitraum erstreckte, und daß das Sechstagewerk den Schluß derselben bildete. Hier ist nun noch nachzuweisen, wie der Sabbathsbericht 2, 1—3 unsere An-

schauung über die Schöpfung bestätigt. In V. 1 wird berichtet, daß nach dem Abende des sechsten Tages Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heere vollendet wurden. Die Voranstellung des Himmels weist uns darauf hin, daß hier ein anderer Himmel gemeint ist, als im Sechstagewerke; denn der in 1, 8 genannte Himmel tritt gegen die Erde ganz zurück und ist auch erst später geschaffen worden, als diese. Wir haben also unter „Himmel und Erde" dieselben Begriffe, wie 1, 1, nämlich: Außerirdisches und Irdisches zu verstehen. Das hier stehende hebräische Wort Zaba heißt Heer, und wird entweder für die Engel oder für die Gestirne gebraucht. Hier an dieser einzigen Stelle ist es auch für die Erdbewohner gebraucht und wohl gerade aus dem Grunde, um anzudeuten, daß man hier unter dem „Heere des Himmels" nicht die Sterne, sondern die lebendigen Bewohner derselben zu verstehen habe, während die Sterne selbst schon in den Begriff „Himmel" mit eingeschlossen sind. Es ist derselbe Satz, der sich Neh. 9, 6 aufgelöst findet, hier zusammengezogen. Wenn nun das Heer der Erde nichts Anderes sein kann, als die lebendigen Geschöpfe, so kann in demselben Satze das Heer des Himmels auch nichts Anderes sein, als die lebendigen Bewohner desselben. Waren schon 1, 1 unter dem Himmel auch die Himmelskörper mit befaßt, so geschieht dieses hier wieder, und zugleich wird uns auch die Schöpfung ihrer Bewohner angedeutet. V. 2 hat insofern schon vielfach Veranlassung zu Schwierigkeiten gegeben, als es scheint, daß Gott Sein Werk erst am siebenten Tage vollendet habe. Das hebräische kalah hat allerdings an den meisten Stellen die Bedeutung „vollenden". Allein schon an vielen Stellen finden sich Redensarten, welche an den Begriff „aufhören" streifen (wie 1. Mos. 18, 33 24, 15 ꝛc.); 1. Mos. 44, 12 und 1. Sam. 3, 12 drückt es vollends diesen Begriff sehr deutlich aus. Daher haben angesehene Kenner der hebräischen Sprache (und zwar solche, die man nicht der Orthodoxie beschuldigen kann) übersetzt: „Und Gott ließ ab am siebenten Tage von Seinem Werke, welches Er machte, und ruhete am siebenten Tage von allem Seinem Werke, welches Er machte." Eine solche Redensart erscheint nun allerdings auf den ersten Blick etwas sonderbar; es scheint der Begriff des Ablassens von einem noch nicht vollendeten Werke darin zu liegen. Allein die Vollendung ist ja schon V. 1 bekräftigt und kann also nicht zweifelhaft sein. Es hätte demnach auch dieser Ausdruck für die gewöhnliche Auffassung nicht

gerade etwas Auffallendes. Nach unserer Anschauung stellt sich die Sache aber noch viel besser. Denn obgleich, wie wir schon am Schlusse des vorigen Paragraphen bemerkten, mit dem Schlusse der sechsten Schöpfungsperiode zwar das Schöpfungswerk Gottes auf der Erde beendigt war, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß die Schöpfungsthätigkeit Gottes in unserem Sonnensysteme beendigt war. Wir können uns vielmehr denken, daß mit der Erschaffung des Menschen das Sechstagewerk als solches, d. h. als der Inbegriff aller auf der Erde sichtbaren Schöpfungsthätigkeit Gottes in jener bestimmten Zeit, wirklich beendigt wurde, daß aber während des auf der Erde „Nacht" genannten Zeitraumes die Schöpfungsthätigkeit Gottes auf anderen Weltkörpern unseres Sonnensystemes noch fortging; daher auch Kap. 2, 1 die Vollendung der Schöpfung erst berichtet wird, nachdem 1, 31 schon der Eintritt des „Abends" und der Abschluß der Schöpfungsthätigkeit Gottes auf der Erde berichtet worden war. Diese Thätigkeit Gottes hatte jedoch nicht, wie das erste und vierte Tagewerk, einen auf der Erde sichtbaren Erfolg, und hatte auch sonst keine Bedeutung für die Erde, sondern beschränkte sich wahrscheinlich auf die Erschaffung vernünftiger Bewohner der Planeten, daher sie auch nicht zum Sechstagewerke gerechnet wird. Ueberblicken wir nun das Verhältniß der sieben Tage zu einander, so finden wir Folgendes. Alle sich entweder ausschließlich auf die Erde beziehende, oder diese doch berührende Schöpfungsthätigkeit Gottes in der Zeit, „da Er Erde und Himmel machte", vertheilt sich auf sechs Perioden, die vielleicht von etwas ungleicher Länge, alle aber von einander durch längere oder kürzere Perioden der ruhigen Naturentwickelung getrennt waren. Jene Perioden der Schöpfung werden „Tage" genannt, die Perioden der Naturentwickelung dagegen füllen den Zwischenraum zwischen dem Abende eines Tages und dem Morgen des folgenden aus. Jeder Tag wird mit einem Ablassen Gottes vom Werke begrenzt; mit dem Abende des sechsten Tages ist mit dem Ablassen Gottes vom Werke auch das Werk auf der Erde vollendet. Nach dem Abende des sechsten Tages erfolgt die Vollendung der Schöpfung auf allen Weltkörpern unseres Sonnensystemes, und damit die Vollendung des ganzen Weltalls 2, 1. Die Beendigung der göttlichen Schöpfungsthätigkeit, die damit eintritt, bezeichnet den Beginn des siebenten Tages, des Sabbaths 2, 2. Indem also Gott von dem Werke abließ 2, 2, begann

Er damit Seinen Sabbath, und dieses war der siebente Tag. Wenn man aber kalah mit „vollenden" übersetzen will, so bezeichnet eben der Zeitpunkt der Vollendung den Beginn des siebenten Tages, und es soll durch den Gebrauch dieses Wortes eben dieses Verhältniß angedeutet werden. So ist also dieser Ausdruck nur ein Beleg für die Richtigkeit unserer Anschauung und ein Grund gegen die Annahme 24stündiger Schöpfungstage. Durch den Ausdruck: „von allen Seinen Werken, die Gott schuf und machte" V. 2 f. wird angedeutet, daß mit dem Beginne des siebenten Tages nicht blos das Sechstagewerk, sondern vielmehr die ganze Schöpfungsperiode, wie sie von 1, 1 an beschrieben ist, beendigt wurde, daß somit nun das ganze Weltall keiner schöpferischen Thätigkeit Gottes mehr bedurfte. Dies wird nur bestätigt, indem in der Unterschrift V. 4 gesagt wird, daß der vorangegangene Abschnitt die Geschichte des Himmels und der Erde (d. h. des Weltalls wie 1, 1; 2, 1) enthalte, und zwar zu der Zeit, „da Gott der Herr machte Erde und Himmel", d. h. zur Zeit des Sechstagewerkes. Die nähere Erläuterung haben wir schon oben gegeben. Ist nun die Schöpfungsthätigkeit Gottes hier so bestimmt als beendigt bezeichnet, so werden wir in der später zu besprechenden Erhaltung der Welt nicht eine wiederholte, der ersten qualitativ gleiche, in Betreff der organischen Wesen aber quantitativ weit über dieselbe hinausgehende Schöpfung statuiren dürfen, wie dies leider viele Theologen thatsächlich mit dem, was sie Erhaltung nennen, gethan. Denn dann wäre die Ruhe Gottes eine Illusion.

§ 6.

Die Verderbniß der Natur.

Der Mensch war, wie wir schon bemerkten, von Gott so geschaffen, daß er die Freiheit hatte, zwischen Gutem und Bösem zu wählen, dabei aber von Natur die Richtung auf das Gute hatte; das Gewissen wirkte in ihm nicht drohend und ermahnend, noch viel weniger verklagend und richtend, sondern vielmehr zum Guten treibend. Nach Gottes Willen sollte nun diese Richtung auf das Gute, die ihm von Gott geschenkt war, von seinem freien Willen im Kampfe mit der Versuchung festgehalten und selbständig angeeignet werden, wodurch das „Können nicht sündigen" zu einem „Nichtkönnensündigen"

geworden wäre. Alles, was nicht frei angeeignet ist, was Mitgabe, Schöpfersgeschenk ist, hat keinen eigentlich sittlichen Werth vor Gott (Er will keine Sklaven haben, sondern freie Diener), darum mußten alle freien Geschöpfe, darum mußte auch der Mensch auf die Probe gestellt werden; aber er sollte nach Gottes Absicht die Probe bestehen und nicht darin fallen; er sollte die Sünde als das überwundene Gegentheil des von ihm frei vollbrachten Guten kennen lernen. Weil ihm von Natur der Trieb zum Guten eingepflanzt war und er vorläufig das Böse noch gar nicht kannte, so mußte er eine Prüfung bestehen, in der es sich zeigen konnte, ob er das Gute auch entgegengesetzten Einflüssen gegenüber behaupten würde. Niemand rechnet es einem Phlegmatiker als eine besondere Tugend an, wenn er sich nicht so leicht zum Zorne reizen läßt, dagegen entschuldigt man den Choleriker wegen seiner Reizbarkeit; ein ähnliches Verhältniß fand auch bei den ersten Menschen statt in Bezug auf ihre Unschuld und Reinheit. Um diesen Zustand in den der freien sittlichen Bewährung zu verwandeln, gab nun Gott dem Menschen ein Gebot: das ist so einfach, daß man füglich die Einrede gegen die biblische Erzählung fallen lassen sollte. Daß aber das Gebot gerade ein so einfaches war, und noch dazu ein solches, welches mit der Moral direkt nichts zu schaffen hatte, das ist auch gar nicht zu belächeln, sondern liegt ganz in der Natur der Sache. Wie hätte Gott zu den Menschen sagen können: „Laß dich nicht gelüsten!“ oder: „Thut einander Nichts zu Leid“, „Belügt einander nicht“ ꝛc., wenn die Menschen doch von dergleichen Dingen keine Ahnung hatten, so wenig als jetzt noch die gemeinen Leute oft eine Ahnung haben von dem Börsenschwindel und anderen verbrecherischen Manipulationen der Gebildeten. Dagegen lag ein solches Gebot, welches an sich leicht zu halten, und auch für die ersten Menschen verständlich war, so nahe und war so natürlich, daß in der That Diejenigen wenig Nachdenken oder doch wenig Verständniß der biblischen Dinge zeigen, welche sich darüber in Spott ergehen. Was den Versucher betrifft, so war derselbe nicht von Gott geschickt, wohl aber wußte Gott, daß dieser an die Menschen herantreten würde, darum gab Er nur ein leichtes Gebot, welches sie auch der Versuchung zum Trotz halten konnten. Der Versucher war nach dem Zeugniß der heiligen Schrift der Teufel Offenb. 12, 12; Joh. 8, 44; dieser war die erste Ursache alles Bösen in der Welt 1. Joh. 3, 8. Es ist dem Geiste der Bibel

durchaus widersprechend, den Teufel als bloße Personifikation des Bösen zu betrachten, da sie uns ausdrücklich lehrt, daß er und seine Engel Geister, also Personen sind. Ebenso wenig steht aber auch der Teufel von Anfang seiner Existenz an Gott etwa als ein böser Gott, als eine selbständige böse Macht gegenüber; denn er wird später überwunden, muß daher auch von Gott geschaffen sein; Gott schafft aber nur Gutes Gen. 1, 31, darum müssen Satan und seine Engel gefallen sein aus der anerschaffenen Unschuld 2. Petr. 2, 4; Judä 6. Auch kann man das Böse nicht als Unvollkommenheit definiren, sondern Unvollkommenheit ist nur die Möglichkeit, zu sündigen. Wäre das Böse gemäß der philosophischen Ansicht Unvollkommenheit, dann müßte sich die Unvollkommenheit der Bösen auch in ihren übrigen geistigen Thätigkeiten ausprägen. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr sind die Bösewichter oft die klügsten Menschen; man denke nur an Napoleon I. und an verschiedene nichtswürdige Herrscher, Staatsmänner, Demagogen ꝛc. der älteren und neueren Zeit! So sind auch die bösen Engel nicht unvollkommener an Gaben und Kräften, als die guten, nur haben sie die ihnen verliehenen Gaben in den Dienst des Bösen gestellt. Das Gleiche wollte der Teufel auch bei den Menschen bezwecken, daher die listige Verführung. Des Teufels Absicht war also, die Menschen zu Fall zu bringen, Gottes Absicht dagegen, sie zum freien Gehorsam und zur Befestigung darin zu bringen. Daß des Teufels Absicht erreicht wurde, und nicht Gottes Absicht, ist auch nicht ein Beweis der Machtlosigkeit Gottes, sondern vielmehr Seiner freiwilligen Einschränkung. Denn Einschränkung war es von Anfang an, daß Gott Wesen erschuf, die Seinem Willen widerstehen konnten; Einschränkung insbesondere, daß Er sogar Fleischeswesen mit freiem Willen begabte, obgleich sie vermöge ihrer sinnlichen Natur viel mehr zur Sünde geneigt sein mußten, als die Geister, die nicht mit einem Leibe bekleidet waren. Die Folge dieser freiwilligen göttlichen Einschränkung war, daß die Menschen unter den verführerischen Vorspiegelungen des Versuchers den Gelüsten ihrer sinnlichen Natur erlagen und in die Sünde fielen; diese Folge war aber keine nothwendige, sondern eine durch die freie Entscheidung des Menschen (zwar nach dem Willen des Teufels, aber nicht in Folge desselben) herbeigeführte. Wollen wir uns den ganzen Vorgang bei der Verführung und dem darauf erfolgten göttlichen Fluch etwas natürlich

vorstellen, so gibt es wohl Wege dazu; wenn wir dieses thun, verwahren wir uns indessen von vornherein dagegen, als wollten wir damit sagen, daß man sich den Vorgang so denken müsse; das Müssen geht nur so weit, als der biblische Bericht reicht, und wenn wir hier darüber hinausgehen, so geschieht es nur darum, um Denjenigen, die gegen den biblischen Bericht Vernunftbedenken haben, zu zeigen, daß man in voller Uebereinstimmung mit dem biblischen Berichte den Vorgang etwas natürlicher fassen kann, als es gewöhnlich geschieht. Wir können uns etwa denken, daß eine Eidechse, vielleicht den Skinks angehörig oder verwandt, sich auf den Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen begab, von den Blättern dieses Baumes fraß und dann nicht mit einem natürlichen Sprachvermögen, vielleicht auch nicht durch eine mit ihren Mundwerkzeugen hervorgebrachte Stimme, sondern durch teuflische Wirkung Eva anredete; die Stimme braucht nur durch die Eidechse hindurchgegangen, aber nicht von ihr ausgegangen zu sein. Der Teufel ließ vielleicht die Eidechse scheinbar sagen, daß der Genuß der Blätter dieses Baumes ihr die Gabe der Sprache verliehen habe, daher auch die Menschen durch den Genuß der Früchte nicht den Tod, sondern vielmehr größere Erkenntniß und Weisheit erlangen würden. Solcher Mittel bediente sich der Satan, um den Hochmuth und den Unglauben in dem Herzen Eva's zu erregen; damit war schon innerlich der Sündenfall vollzogen und die Richtung auf das Gute verkehrt; jetzt konnte die sich regende sinnliche Lust leicht den letzten Widerstand überwinden und die Sünde auch zur Erscheinung, zum äußerlichen Vollzug bringen. Der Sündenfall in seiner äußeren Erscheinung war also nur die nothwendige, früher oder später eintretende Folge des innerlichen Abfalles von Gott; er war, wie es jetzt noch oft nach einem innerlichen Abfalle geschieht, schon ein göttliches Gericht über die gefallene Eva, das den Keim aller folgenden in sich trug. Bei Adam war es dagegen die Macht der sinnlichen Liebe, welche ihn bewog, hierin seinem Weibe zu folgen. So haben wir schon im Anfange der Menschheit diejenigen Motive, wodurch die Menschen noch heute zu sündlichen Handlungen verführt werden; innerlich ist es der jedem Menschen angeborene Hochmuth und Unglaube, welche den Abfall erzeugen; zum äußerlichen Durchbruch kommt die Sünde am meisten durch die sinnliche Lust, die nur nach der Befriedigung der eigenen Wünsche trachtet, und durch die Macht des bösen Beispieles anderer

Menſchen, welches in dem Menſchen den Wunſch erregt, nicht hinter anderen in irgend einem ſinnlichen Genuſſe zurückzubleiben.

Auf den auch äußerlich vollzogenen Abfall folgte nun die Strafe. Wir können uns denken, ja es iſt der göttlichen Würde ganz entſprechend, daß Gott nicht willkürlich den Menſchen den Genuß der Früchte eines Baumes unterſagt hatte, ſondern daß Er vielmehr wirklich dieſen Baum ſo geſchaffen hatte, daß der Genuß ſeiner Blätter und Früchte ſchädlich war, daß der Baum an ſich ein Gift enthielt. Die göttliche Strafankündigung konnte dann ſowohl eine genauere Beſchreibung der natürlichen Folgen des Genuſſes, als auch eine Verkündigung deſſen enthalten, was Gott in Folge des geſchehenen Abfalles ſonſt noch zu thun beſchloſſen hatte. In den Menſchen war zunächſt durch den Genuß der giftigen Früchte der Keim zu Krankheit und Tod gelegt; auf die Eidechſe hatte der Genuß der Blätter die Wirkung, daß ihr Körper mannigfache Umwandlungen erlitt, in Folge deren ſie den echten Schlangentypus annahm, und Stammvater oder Stammmutter des ganzen Schlangengeſchlechts wurde. Die am meiſten in die Augen fallende Veränderung war der Verluſt der Beine, welche wohl auch am ſchnellſten eintrat. Darum wurde ſie auch von Gott ausdrücklich angekündigt, damit ſie dem Menſchen ein Zeichen Seiner Wahrhaftigkeit ſei. Die anderen Veränderungen, welche den Schlangentypus im Weſentlichen beſtimmen, waren nicht ſo in die Augen fallend und traten theilweiſe auch langſamer ein; ſo konnte z. B. der Verluſt des Beckens bei einem Skink dem Ungeübten leicht entgehen, und ebenſo auch die eingetretene Fähigkeit, den Mund zu erweitern, überſehen werden. Bei den Menſchen mag der Genuß der Frucht auch eine Umbildung oder Verengerung des Beckens und anderer Organe bewirkt haben, daher die göttliche Ankündigung Gen. 3, 16. Da der Menſch der Herrſcher der Natur ſein ſollte, mußte unter ſeinem Falle auch die Natur mitleiden Röm. 8, 20; darum wurde dem Menſchen auch der Fluch über die Erde angekündigt Gen. 3, 17, doch traten die Folgen wahrſcheinlich erſt allmälig ein. Der Menſch hatte im Paradieſe Pflanzen, die von Natur ſolche Früchte trugen, welche ihm beſonders zuſagten. Dieſe Pflanzen hatten jedenfalls nicht die Art, daß ſie ohne die Pflege des Menſchen verwilderten, ſondern trugen ihre Früchte wohl ebenſo gut ohne die Bearbeitung des Landes durch Menſchenhand; hatten doch die erſten Menſchen

auch keine Ackerbaugeräthschaften, keinen Pflug, womit sie hätten das Land auflockern können. Ebenso wenig bedurfte es der Hand des Menschen zur Entfernung des Unkrautes, denn sonst wäre die Plage des Unkrautes nicht von Gott als Strafgericht angekündigt worden. Nun ist aber doch schon vor dem Sündenfalle dem Menschen die Bebauung und Bewahrung des Gartens anbefohlen worden, und überdem läßt sich gar nicht denken, daß nicht jederzeit ein geordneter Anbau, auch Auflockerung des Bodens verlangt, sowie auch, daß nicht jederzeit der Wind Samen anderer Pflanzen auf das bebaute Ackerfeld treiben und so Unkraut unter den Weizen säen mußte, welches immerhin Mühe bereiten konnte, auch wenn es nicht so stark wucherte, wie unser gegenwärtiges Unkraut. Dagegen ist nun geltend zu machen, daß den Menschen als Nahrung die Früchte der Bäume des Paradieses angewiesen waren, und diese bedurften doch wenigstens zu ihrer Anpflanzung und Vermehrung der Pflege des Menschen. Der Mensch sollte diese Bäume in solcher Zahl anpflanzen lernen, als er zu seiner Ernährung bedurfte; ihre Anzahl mußte daher bei der Vermehrung der Menschen nicht nur im Paradiese vergrößert werden, sondern, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre, hätten die Menschen jene Bäume über das Paradies hinaustragen und in größerer Zahl anpflanzen müssen. Diesen Bäumen war eine veredelte Natur durch göttlichen Schöpfungsakt einorganisirt, sie konnten darum nicht von selbst in eine wilde Form umschlagen. Bedurften sie dagegen zu ihrer Anpflanzung und Vermehrung der menschlichen Hilfe, so ist klar, daß sie ohne dieselbe allmälig vom Erdboden verschwinden mußten. Die menschliche Pflege wurde ihnen wirklich entzogen, indem der Mensch aus dem Paradiese zur Strafe seines Sündenfalles vertrieben wurde, darum mußten sie auch mit der Zeit vom Erdboden verschwinden. Der Mensch mußte sich hinfort mit dem Anbaue anderer Pflanzen beschäftigen und sich davon nähren, welche weder so gesunde, wohlschmeckende Nahrung darboten, noch der Pflege so wenig bedurften, wie die Bäume des Paradieses. Er mußte das Feld bauen und Pflanzen kultiviren, welche ursprünglich nicht zur Nahrung des Menschen bestimmt waren, und welche überdem sehr leicht durch Unkraut aller Art verunreinigt und in ihrem Wachsthume und Ertrage beeinträchtigt wurden. Das Unkraut kann also schon vorher theilweise dagewesen sein, nur war es für den Menschen keine Plage. In-

dessen ist es doch auch möglich, daß Gott zur Verwirklichung Seines Fluches noch besonders auf die Pflanzenwelt einwirkte, in Folge dessen gewisse Arten sich zu lästigerem Unkraut umformten; wenigstens müssen wir außer dem Verschwinden der paradiesischen Pflanzen auch noch das Verschwinden anderer Pflanzen annehmen, welche gewissen Thieren als Nahrung zugewiesen waren. Waren einmal einige Thierarten gezwungen, sich andere Nahrung zu suchen, so konnte es nicht ausbleiben, daß das Verderben der Natur auch in die Thierwelt überging. Denn nicht nur, daß bei solchen Thieren selbst durch die veränderte Nahrung der Keim zu Veränderungen ihrer Natur gelegt war, sondern es entstand nun auch durch die vermehrte Bewerbung der „Kampf um das Dasein", es wurden manche Thiere von anderen aus ihrem Wohnsitze verdrängt, und im neuen Wohnsitze wurden auch sie genöthigt, sich andere Nahrung zu suchen, welche gleichfalls Modifikationen ihrer Natur bewirkten. Durch die veränderte Nahrung zur Variabilität angeregt (vergl. S. 293 f. des ersten Bandes), erzeugten solche Thiere verschiedene Varietäten, welche in dem Falle, daß sie ihre Nahrung leicht gewinnen konnten, sich allmälig zu selbständigen Arten ausbildeten. Auf diese Weise werden nicht nur die Thierarten überhaupt vermehrt worden sein, sondern es werden insbesondere auch die schädlichen Thiere entstanden sein; auf diese Weise wird auch Krankheit und unnatürliche Vermehrung (welche dann als Korrektur wieder die Raubthiere ꝛc. erfordert) in der Thierwelt überhand genommen haben; es entstanden mit einem Worte alle diejenigen Umstände, welche uns jetzt noch in der Natur entgegentraten und dieselbe bei oberflächlichen Menschen als unzweckmäßig erscheinen lassen; die Natur nahm einen ganz anderen Charakter an, als wir sie im vorigen Paragraphen kennen lernten. Alle diese Veränderungen vollzogen sich langsam, und bewirkten, daß die Thiernatur innerhalb der 1600 Jahre bis zur Sündfluth sich nicht so befestigen konnte, wie dies später der Fall war; dadurch wurde die Möglichkeit der Anpassung der Thiere und Pflanzen an die nach der Sündfluth so bedeutend veränderten klimatischen Verhältnisse, aber auch die Möglichkeit der Entstehung neuer schädlicher Thiere gegeben. Einen Antheil hieran hatte auch die langsame Abkühlung der Erde und die stete Verminderung des Kohlensäuregehaltes, sowie in den Meeren die Verminderung des kohlensauren Kalkes S. 275 f., 390 f. des ersten Bandes.

— Dies Alles sind Veränderungen der Thiernatur, wie sie ohne besondere göttliche Einwirkung, blos durch die Nothwendigkeit, andere Nahrung zu genießen, hervorgerufen wurden; indessen hat sich Gott vielleicht nicht darauf beschränkt, sondern in einzelnen Fällen auch direkt auf die Thierwelt eingewirkt. Was die menschliche Natur betrifft, so war sie einestheils durch den Genuß des Giftes ganz bestimmten Veränderungen ausgesetzt, welche nothwendig ihre endliche Auflösung herbeiführten, anderntheils mußte auch noch die veränderte Nahrung auf sie wirken. Indessen scheint durch diese letztere der menschlichen Natur vorläufig wenig Schaden zugefügt worden zu sein, indem die Menschen damals noch nicht solche schädliche Genußmittel erfunden hatten, welche ihre Lebenskraft vor der Zeit aufreiben konnten, daher sie auch vor der Sündfluth noch ein hohes Alter erreichten. Erst nach der Sündfluth machten sich die veränderten Lebensverhältnisse mehr geltend, indem von da an der Mensch noch mehr sich an andere Nahrung gewöhnen mußte, auch den Einflüssen des Klimas ausgesetzt war und, um sich davor zu schützen, zu manchen unheilvollen Mitteln seine Zuflucht nahm (Bereitung geistiger Getränke). Die neuere Medizin hat es vielfach nachgewiesen, daß die reizenden Speisen und Getränke, so sehr sie jetzt dem Menschen unentbehrlich scheinen, ja unter gewissen krankhaften Zuständen auch unentbehrlich sind, doch eigentlich unnatürliche Gewohnheiten sind und vielfach zur physischen Depravation beitragen. Unter diesen Umständen wurde wohl auch erst nach der Sündfluth die Ehe zwischen nahen Verwandten schädlich, während sie vorher nicht nur nicht schädlich, sondern unter den vorhandenen Umständen auch nicht anstößig, vielmehr im Anfange geradezu nothwendig war. Daher mag auch die fortwährende Altersabnahme der Menschen kommen, welche sich bis zu dem Zeitpunkte fortsetzte, wo die ursprüngliche Verwandtschaft des neuen Geschlechts bereits durch viele Generationen sehr gelockert war. Es darf uns nicht befremden, daß Gott nach der Sündfluth eine solche Depravation der menschlichen Natur zuließ, denn alles Verderben ist ja nur durch die Sünde bedingt und zugleich ein Gericht über dieselbe; nun hatte aber eben die vorangegangene Geschichte gezeigt, daß die Menschen noch zu übermüthig waren, darum mußten sie noch mehr gedemüthigt werden durch die Krankheiten und Nöthen, denen ihre Natur ausgesetzt war. Die ganze Veränderung, welche die Erde

bei der Sündfluth erlitt, zielte darauf hin, es dem Menschen nicht mehr so wohl werden zu lassen, indem jetzt die schönen und zweckmäßigen Naturzustände zerstört wurden, die nach dem Sündenfalle noch fortbestanden, und die wir S. 387 ff. des ersten Bandes geschildert haben.

Wir haben uns im Bisherigen bemüht, durch unsere Darstellung die Bedenken der Vernunft gegen den Verlauf des Sündenfalles und die Art und Weise der Entstehung seiner Folgen möglichst zu beseitigen. Indessen sind auch positive Thatsachen vorhanden, welche entschieden zu Gunsten der biblischen Erzählung sprechen, während die Wirklichkeit des Sündenfalles von keinem einsichtigen Menschen in Zweifel gezogen werden sollte; denn „es sieht ein Jeder die Wahrheit desselben an seinem Nachbar eben so sehr und noch viel mehr, als er den Tod in seinen eigenen Gliedern gewahr wird," und wir werden auch noch einige bestimmte Belege dafür beibringen, daß im Menschen ein sündliches Verderben herrscht, das nicht bloße Unvollkommenheit, sondern wirkliche Verderbniß der ursprünglich guten Natur ist. Vorerst wenden wir jedoch unsere Aufmerksamkeit auf zwei Beweise, welche speziell für die biblische Erzählung, und zwar für die Wahrheit des göttlichen Fluches sprechen. Fassen wir zunächst die Schwangerschaft und Geburt ins Auge, so finden wir, daß sie nicht krankhafte Erscheinungen, sondern ihrer Natur nach eigentlich Vorgänge der höchsten Gesundheit sind, indem die volle Lebensfunktion, zu der auch die Fortpflanzung gehört, vor allen Dingen den Begriff der Gesundheit bestimmt. Trotzdem sind diese Funktionen nicht nur mit Beschwerden, sondern mit den größten Schmerzen und Gefahren für das Leben verbunden, während dieses sonst bei keiner anderen normalen Lebensfunktion der Fall ist. Daß nun diese Lebensfunktion, in welcher das betreffende Individuum eigentlich in der höchsten Gesundheit stehen sollte, oder ohne dieselbe diese Lebensfunktion gar nicht sollte ausüben können, — daß sie also unter allen Umständen die größten Schmerzen, ja den Tod verursacht, das ist gewiß kein Zeichen eines normalen Zustandes. Und wenn wir weiter sehen, daß diese Funktion bei den Thieren unverhältnißmäßig leichter von statten geht, dann wird es uns um so wahrscheinlicher, daß dieser Zustand nicht ein von Gott den animalischen Wesen so eingeschaffener ist, sondern daß er erst nach dem Sündenfalle von Gott insbeson-

dere den Menſchen auferlegt iſt. Die Darwiniſten möchten wir insbeſondere noch fragen, warum die nach dieſer Theorie die ganze Vervollkommnung der Organismen bewirkenden natürlichen Urſachen dem vollkommenſten Geſchöpfe dieſe Unvollkommenheit nicht nur belaſſen, ſondern vielmehr auf das Höchſte geſteigert haben? — Eine weitere Beſtätigung der bibliſchen Erzählung von dem Sündenfalle findet ſich in gewiſſen geologiſchen Verhältniſſen. Denken wir uns, wie oben geſchehen, es habe vor dem Sündenfalle keine eigentlichen Schlangen gegeben, ſondern nur mehr oder weniger ſchlangenähnliche Eidechſen, denen indeſſen die weſentlichen Merkmale des Schlangentypus noch abgingen; die Schlangen ſelbſt aber ſeien erſt aus jener einzigen Schlange hervorgegangen, welche von Gott verflucht wurde. Was wird die Folge eines ſolchen Verhältniſſes ſein? Nichts anderes, als daß die Anzahl der Schlangenarten und Individuen im Anfange nur ſehr gering geweſen, und daß ſie erſt ſpäter zu ihrer jetzigen Ausbildung gelangt ſein werden. War die Anzahl der Arten und Individuen im Anfange gering, ſo wird ſie jedenfalls auch noch bei dem Beginne der Sündfluth gering geweſen ſein, und erſt nach der Sündfluth ſich ſtärker vermehrt haben. In der That hat man nun in den ſedimentären Schichten nur ſehr wenige Schlangenüberreſte gefunden, und auch dieſe nur in ſolchen Schichten, die entweder in gleichem Niveau mit denen liegen, die Ueberreſte menſchlicher Thätigkeiten enthalten, oder die wenigſtens nicht viel tiefer liegen; man wird ſie alſo als die in der Urzeit in der geringſten Anzahl von Individuen vorhandene Ordnung anſehen müſſen. Man hat zwar zur Erklärung des ſeltenen Vorkommens der Ueberreſte geltend gemacht, daß ihre Wirbel der Beachtung leicht entgehen; indeſſen werden ja geringfügigere Ueberreſte beachtet, und überdem hat jedes einzelne Individuum eine ſo große Zahl von Wirbeln, daß wir eben darum ihr Vorkommen gar nicht überſehen können, denn ein einziger Wirbel von der oft über 300 betragenden Zahl genügt ſchon zur Konſtatirung der Exiſtenz. Darum wird man aus dieſer Thatſache ſchließen müſſen, daß vor der Sündfluth die Anzahl der Schlangen noch ſehr gering war, und daß ſie ſich auf diejenigen Höhen beſchränkten, welche für Menſchen bewohnbar waren (ſiehe erſter Band, S. 392 ff., insbeſondere S. 394.) Ein ſolches Verhältniß iſt aber ein Beweis für die Wahrheit der bibliſchen Erzählung, nach welcher alle Schlangen von

einem Thiere (männlich oder weiblich, nach dem genus des hebräiſchen Wortes männlich) abſtammen müſſen; denn es heißt Kap. 3, 1 nicht: eine Schlange (in welchem Falle ein Individuum der ſchon vorhandenen Schlangenart gemeint ſein könnte), ſondern es heißt: die Schlange, alſo ein beſtimmtes Thier, das hier proleptiſch bereits Schlange genannt wird, während es den Schlangentypus erſt in Folge des göttlichen Fluches erhält. Nachdem nun dieſes Thier den vollſtändigen Schlangentypus angenommen hatte, konnten bei der Paarung mit einem Individuum der Urart Nachkommen entſtehen, welche entweder den Typus des männlichen oder den des weiblichen Thieres an ſich trugen, entweder vollkommene Schlangen, oder blos ſchlangenähnliche Eidechſen waren. In manchen Fällen mögen ſich auch die beiden Typen vermiſcht haben, ſo daß eine Mittelform entſtand; da jedoch nach der Behauptung Darwins die Mittelformen nicht ſo leicht Beſtand gewinnen, als die extremen Formen, ſo werden auch hier die Mittelformen bald ganz oder zum größten Theile zu Grunde gegangen ſein, weshalb jetzt nur wenig Zwiſchenbildungen, wie z. B. die Blindſchleichen, exiſtiren. Diejenigen Nachkommen der einen Schlange dagegen, welche ihren Typus weſentlich an ſich trugen, werden Beſtand erhalten, jedoch bei der einmal eingeleiteten Variation neue Varietäten erzeugt haben, welche ſich wieder weiter veränderten und ſo die verſchiedenen Schlangenarten erzeugten, die überhaupt vor der Sündfluth exiſtirten. Nach derſelben unterlagen auch ſie, aus gleichen Gründen, wie die anderen Thiere, einer großen Variabilität, in Folge deren ſich ihre Artenzahl bis auf den gegenwärtigen Beſtand vermehrte. Wohl zu beachten iſt noch, daß die Schlangen, als die unvollkommenſten Reptilien, eigentlich nach den Geſetzen des Darwinismus in den tiefſten Schichten vor den anderen Reptilien auftreten ſollten, während ſie thatſächlich erſt in den oberen Schichten auftreten. Man hat zur Erklärung dieſer Thatſache auf ihre Nahrung und Lebensweiſe hingewieſen; allein konnte es denn nicht erſt Seeſchlangen geben, die ſich von Seethieren nährten, ſo gut wie die anderen Reptilien jener Zeit?

Wir haben bisher nur die äußeren Folgen des Sündenfalles für Menſchen und Thiere ins Auge gefaßt, allein nach der h. Schrift hatte derſelbe vor allen Dingen innere Folgen: der Menſch verlor die anerſchaffene Unſchuld und Reinheit, die Sünde wohnte in ihm

als erbliche Luſt und Begierde nach Vollbringung ſündlicher Thaten. Die Richtung des Willens auf das Gute war verſchwunden, und dafür die Richtung auf das Böſe eingetreten, und wenn dem Menſchen nicht immer noch ein göttlicher Funke geblieben wäre in der angeborenen Idee des Rechtes und Unrechtes und in ſeinem darnach urtheilenden Gewiſſen, ſo wäre er gänzlich in die Sünde verſunken und keiner Erneuerung fähig. Wir haben uns hier nicht mit der dogmatiſchen Seite dieſer Veränderung zu beſchäftigen, ſondern wollen nur erörtern, wie man ſich die eingetretene Veränderung und ihre Erblichkeit zu denken habe. Wir haben im erſten Bande S. 500 von einem angeborenen Egoismus geſprochen, der auf Präformation im Gehirne beruhe; wir haben dadurch bereits angedeutet, daß wir die Vererbung der Sünde theilweiſe in einer beſonderen Struktur des Gehirnes ſuchen. Ein gewiſſer Egoismus, der auf ſein perſönliches Wohlergehen bedacht war, mußte ſchon dem Menſchen im Stande der Unſchuld zukommen; doch war es ein Egoismus, der nicht das Unglück anderer Geſchöpfe ſuchte; darum konnte er bei der anerſchaffenen Willensrichtung und der vorhandenen Liebe gegen alle Geſchöpfe Gottes nicht zur Sünde führen. Nachdem aber die menſchliche Seele ſich frei für eine böſe That entſchieden hatte, war die Willensrichtung auf das Gute, Gott Wohlgefällige verloren gegangen; die Seele war *indifferent* geworden, *an ſich* weder auf das Gute noch auf das Böſe gerichtet. Die egoiſtiſche Präformation im Gehirne hatte indeſſen durch die vollzogene böſe Willensentſcheidung einen veränderten Charakter gewonnen, ſie war egoiſtiſch im Vollſinne geworden, d. h. das präformirte Verlangen des Menſchen ging *nur* auf das eigene Wohlbefinden mit Ausſchluß des Wohlbefindens, *ja* gegen das Wohlbefinden der Mitgeſchöpfe; derſelbe Egoismus wirkte auch der Unterwerfung unter den Schöpfer entgegen. Daß dieſer präformirte und jetzt einer Veränderung unterworfene Egoismus nur auf das Wohlbefinden des *Fleiſches*, auf *ſinnliche* Vergnügen ging, verſteht ſich bei einer Präformation *im Fleiſche* von ſelbſt. Die an ſich indifferente Seele konnte nun zwar noch den Anforderungen des Egoismus, der ſich eben in Selbſtſucht mit Mangel an Liebe gegen Gott und Mitgeſchöpfe, alſo in Sünde äußerte (Matth. 22, 37—40), inſofern Widerſtand entgegenſetzen, als ſie jene nicht zur That werden ließ; die böſen Gedanken und Neigungen aber konnte ſie nicht immer unterdrücken, da ſie durch

sinnliche Wahrnehmungen und Gedächtnißvorstellungen fortwährend associirt wurden. Will man nun auch diese unterdrücken, so muß eine bestimmte Richtung des Willens da sein, welche den physikalischen Einflüssen Widerstand entgegensetzt; eine solche ist aber von Natur nicht vorhanden, darum hängt der Mensch gewöhnlich den durch sinnliche Eindrücke in ihm erregten bösen Gedanken und Begierden längere oder kürzere Zeit nach, bis seine Aufmerksamkeit durch irgend etwas Anderes in Anspruch genommen wird. Der Mensch hat also zwar noch die Freiheit, sich vor bösen Handlungen zu hüten; da er aber bei den Gedanken in Folge der steten Association nicht dasselbe bewirken kann, und die egoistische Präformation durch die fortwährende Bewegung die größte Elastizität erlangt, so gehört eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Stimme des Gewissens dazu, um die Freiheit des Willens gegenüber der physikalischen und geistigen Kausalität zu wahren. Eine solche Aufmerksamkeit ist aber unter den jedem Menschen auferlegten Geschäften und, in Ermangelung derselben, unter den fortwährend wirkenden physikalischen Einflüssen von Anfang an nicht immer möglich, daher kommt es, daß jeder Mensch sich sehr bald auch zu sündlichen Handlungen verleiten läßt, auch wenn er wirklich das Bestreben verfolgt, auf die Stimme seines Gewissens, und nicht auf die Stimme seiner Begierden zu hören. Nach dem eben Gesagten scheint nun ein beschauliches Leben den Vorzug zu besitzen, daß man dann eher seine Aufmerksamkeit auf die Stimme des Gewissens richten kann. In der That wird man dieses nicht leugnen können, sofern eben wirklich der Wille vorhanden ist, der Sünde zu entsagen. Da indessen dieser Wille bei den meisten Menschen nicht vorhanden ist, so hat Gott dem Menschen die Arbeit vielmehr als ein Verwahrungs- und Zuchtmittel gegen die Sünde auferlegt, wie auch ein Sprichwort sagt: Müßigang ist aller Laster Anfang. Dann aber ist ein Mensch bei einem beschaulichen Leben, und bei dem sich jederzeit einstellenden Bedürfnisse nach Abwechselung, oft um so mehr stets sündlichen Gedanken ausgesetzt, welche wiederum einen fortwährenden Kampf erfordern, damit sie nicht zur That werden. Und wenn auch dieses verhindert wird, so sind doch schon die Gedanken Sünde vor Gott, so daß es der That gar nicht bedarf, um den Menschen vor Gott als Sünder darzustellen. Darin vor allen Dingen liegt die angeborene Erbschuld, und nicht darin, daß sich jeder Mensch

auf Grund der egoistischen Präformation jeweilen zur Sünde verleiten läßt, denn dieses ist seine eigene Schuld. Wäre der Seele nicht die Idee des Rechtes und des Unrechtes angeboren, wäre ihr nicht ein Gesetz in Sinn und Herz geschrieben Röm. 2, 15; 7, 23, und wäre ihr nicht im Gewissen ein Organ gegeben, welches vor der That Befolgung des Gesetzes fordert, nach der That entweder lobt oder straft, so wäre es dem Menschen überhaupt unmöglich, in moralischen Dingen eine größere Freiheit zu bewahren, er müßte vielmehr immer mindestens durch geistige Gesetze bestimmt handeln. Aber weil ihm eben in der angeborenen Rechtsidee und im Gewissen noch ein Rest des göttlichen Ebenbildes verblieben ist, darum kann er in jedem einzelnen Falle sich sündlicher Worte und Handlungen enthalten, darum ist er aber auch in jedem einzelnen Falle für seine Handlungen verantwortlich vor Gott und Menschen. Wenn aber der Mensch in jedem einzelnen Falle die Freiheit besitzt, sich der sündlichen Thaten zu enthalten, so muß er auch die Freiheit besitzen, dies überhaupt zu thun, er muß ohne sündliche **Handlungen bleiben können**. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß allerdings ein Mensch, wenn er vom Beginne seines Lebens, bezüglich vom Erwachen seines klaren Bewußtseins an, den festen Entschluß faßte, alle seine Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß er sich nicht zu sündlichen Handlungen hinreißen lasse, es allerdings ihm auch möglich wäre, bei einer solchen fortgesetzten Aufmerksamkeit auf sich selbst sich der Sünde zu enthalten. Nun fallen aber die ersten Willensentscheidungen schon in eine Zeit, wo der Mensch hauptsächlich auf die innere Stimme seines Gewissens angewiesen ist, und wo das physische Leben ein größeres Uebergewicht über das geistige hat. Es ist daher klar, daß in jener Zeit von einem festen Willensentschlusse, von einem Vorsatze nicht die Rede sein kann, sondern jede Willensentscheidung mehr ein Handeln von Fall zu Fall ist; daher kann es auch nicht ausbleiben, daß ein Kind jeweilen Sünde begeht, obgleich andererseits bei ihm die Sünde noch keine solche Macht geworden ist, wie sie später bei Denen wird, die sich der Sünde absichtlich ergeben. Aber auch dann, wenn die ersten sündlichen Thaten geschehen sind, steht es immer dem Menschen noch frei, sich der Sünde gänzlich zu enthalten. Nur bedarf es dazu zweierlei: einmal eines festen Entschlusses zum fortwährenden Kampfe wider alle sündlichen Lüste und Begierden, und dann einer steten Aufmerksamkeit auf sich selbst,

einer wirklichen Durchführung des Entschlusses. Nun ist aber jener feste Entschluß, alle Sünden zu meiden, nach Schrift und Erfahrung, bei einem natürlichen Menschen niemals vorhanden, sondern immer nur der Entschluß, diese oder jene Sünde, oft aus ganz unreinen, oder doch, wenn man will, unedlen Absichten, zu meiden. Wo aber ein solcher Entschluß (wie dies bei einem wiedergeborenen Menschen, ja schon bei einem solchen, der überhaupt die Gnadenwirkungen Gottes an seinem Herzen erfährt, mit Nothwendigkeit der Fall sein muß) wirklich vorhanden ist, da fehlt es unter dem Einflusse der Umgebung, unter der Macht der bisherigen Gewohnheit, und unter dem immer noch wirksamen Egoismus doch oft an der Durchführung. Der Zustand des Menschen nach dem Falle ist also folgender. Der Mensch hat nach dem Falle nicht mehr die bestimmte Richtung auf das Gute, sondern vielmehr auf das Böse. Die Seele selbst ist zwar indifferent; das physische Leben, nach dem Schriftausdrucke das Fleisch, treibt dagegen zur Sünde, weil im Gehirne sinnliche Lüste des eigenen Fleisches präformirt sind, welche durch allerlei sinnliche Wahrnehmungen und Gedächtnißvorstellungen associirt werden und als sündliche Lüste und Begierden unwillkürlich ins Bewußtsein treten. Zwar kann der Mensch auch diesen entgegenwirken (nach S. 485 des ersten Bandes), da aber das Gewissen, wie es von Natur ist, die sündlichen Lüste und Begierden an sich nicht verurtheilt, sondern nur die Ausführung derselben, so gibt sich der Mensch zunächst solchen Gedanken hin. Dadurch wird aber der Egoismus immer mächtiger, so daß es dem Menschen schließlich schwer wird, zu widerstehen. Es stände zwar dem Menschen frei, den festen Entschluß, sich der sündlichen Thaten zu enthalten, zu fassen und auch auszuführen, aber eben darum, weil unter dem fortwährenden Einflusse der sündlichen Gedanken, und unter dem Einflusse der Umgebung, der Egoismus so kräftig ist, und ein fortwährender, allseitiger Kampf gegen denselben dem Menschen schwer, ja unmöglich scheint, darum kommt es ohne göttliche Gnadenwirkung überhaupt nicht zu einem solchen Entschlusse. Der Mensch hätte also auch im natürlichen Zustande die Macht, sich der sündlichen Worte und Handlungen gegen sich selbst und gegen die Nebenmenschen (nicht aber gegen Gott, wovon später) zu enthalten (wie wir dieses § 30 des ersten Bandes erörtert haben), aber er benutzt sie nicht. Weil er dieses von Anfang an nicht thut, ge-

winnt die Sünde bald eine ſolche Herrſchaft über den Menſchen, daß er ihr Knecht, wird und ohne Wiedergeburt nicht aus der Sünde herauskommen kann Röm. 7, 14 (ſofern es ſich um Sünden gegen Gott und um ſündliche Gedanken handelt, iſt er es gerade von Anfang an). Durch die erſten göttlichen Gnadenwirkungen kommt allerdings der Menſch dazu, den Entſchluß zu faſſen, hinfort ſich der ſündlichen Handlungen zu enthalten; ſo lange aber noch keine Wiedergeburt ſtattgefunden hat, bringt es der Menſch trotz allen Kampfes nicht viel weiter, als bis zum Entſchluſſe, weil eben die Sünde ſchon eine Macht in ihm geworden iſt. Das iſt der Zuſtand eines Menſchen, wie ihn Röm. 7 beſchreibt; aus dieſem kann er erſt durch die Geburt aus dem Waſſer und Geiſt, durch Mittheilung des heiligen Geiſtes und der Kräfte der zukünftigen Welt erlöſt und zur Vollbringung des ganzen Willens Gottes fähig gemacht werden. Wo aber dieſes nicht geſchieht, oder nicht wenigſtens ein Verlangen darnach vorhanden iſt, da verfolgt der Menſch in der Regel die entgegengeſetzte Richtung der Entwickelung, und kann endlich auf dem Punkte ankommen, wo er, durch und durch böſe, einer Erneuerung unfähig iſt. Wir können darum das Verhalten des Menſchen bei und nach dem Falle in den Worten zuſammenfaſſen: Adam und Eva thaten nicht, was ſie bei ihrer anerſchaffenen Unſchuld und Willensrichtung auf das Gute konnten, nämlich ſich nicht nur aller ſündlichen **Handlungen**, ſondern auch aller ſündlichen **Gedanken** zu enthalten; ſie ſündigten ſchon dadurch, daß ſie an der Wahrheit der göttlichen Worte zweifelten, dann aber ſündigten ſie dadurch, daß ſie dem Zweifel und Unglauben entſprechend handelten. Ebenſo, wie unſere erſten Eltern nicht gethan haben, was ſie konnten, ſo thun auch ihre Nachkommen nicht, was ſie jetzt noch könnten: ſie enthalten ſich nicht der ſündlichen **Handlungen.**

Wir haben bisher nur das Verhalten des Menſchen gegen ſich ſelbſt und ſeine Nebenmenſchen ins Auge gefaßt, weil nur dieſes vom Gewiſſen nach der angeborenen Rechtsidee beurtheilt wird. Wenn nun der Menſch ſchon hierin fehlt, um wie viel mehr wird es auch der Fall ſein bei dem Verhalten gegen Gott, das ihm in der angeborenen Rechtsidee nicht unmittelbar vorgeſchrieben iſt, ſondern das er erſt durch Reflektiren, Vergleichen und Schließen er-

kennt! Wir haben nämlich schon wiederholt erwähnt, daß dem Menschen die Gottesidee nicht angeboren ist, sondern daß er entweder durch Belehrung, oder durch eigenes Nachdenken über den Ursprung der Natur, insbesondere seiner eigenen Natur und der ihm angeborenen Rechtsidee, zu der Ueberzeugung von dem Dasein Gottes gelangen muß. Der Natur der Sache nach sind aber solche mittelbaren Erkenntnisse dem Menschen nicht sogleich sicher und gewiß; und wenn sie nun vollends seinem angeborenen Egoismus widerstreiten, da sträubt er sich am liebsten dagegen oder zieht sie doch fortwährend in Zweifel. Eben weil der Mensch nur sein Eigenes sucht, darum will er Niemanden über sich erkennen, und es ist ihm lästig, außer den etwaigen menschlichen Vorgesetzten nun gar noch einen Unsichtbaren über sich anzuerkennen; und nicht nur das, sondern ihn auch noch mehr zu ehren, als alle sichtbaren Vorgesetzten, ihn nicht nur als Vater, nein, als Schöpfer zu erkennen und zu ehren. Und wenn der Mensch die Sünde bereits liebgewonnen hat, dann mag er noch weniger etwas von Gott wissen, weil ihm dieser als der Urheber des Richters in ihm, nämlich seines Gewissens, entgegentritt, und er darum merkt, daß er auch dem Gerichte Gottes verfallen ist. Aus diesen Gründen ist nicht nur der offenbare Unglaube so verbreitet, sondern auch der Halbglaube, welches ein mit fortwährendem Zweifel untermengter Zustand ist. In der That wird es wohl wenige Menschen geben, die ohne die Neugeburt des Herzens von dem Dasein Gottes so fest überzeugt sind, daß ihnen keine Zweifel mehr aufsteigen; noch weniger aber gibt es solche Menschen, die sich stets ohne Ausnahme unter Gott beugen und ihre Unwürdigkeit, Ohnmacht und Sündigkeit im rechten Lichte erkennen. Denn seitdem der Satan unseren ersten Eltern den Hochmuth und die Selbstgerechtigkeit eingepflanzt hat (Gen. 3, 5. 12 f.), seitdem stecken diese Sünden so tief im Herzen, daß jeder Mensch mehr oder weniger damit zu kämpfen hat bis an seinen Tod. Das sind nun die besonderen Sünden gegen Gott, welche man nicht durch das Gewissen als Sünde erkennen kann, weil sie mit zu den Gedanken und Neigungen des Herzens gehören, die, wie wir oben sagten, das Gewissen des natürlichen, und dabei vom göttlichen Worte und Geiste noch ganz unerleuchteten Menschen nicht als Sünde verurtheilt. Eben darum ist der Mensch schon ohne böse Handlungen vor Gott ein Sünder, und zwar ist er das allerdings schon von Natur, ohne daß

man überhaupt etwas Anderes von ihm erwarten könnte. Darin zeigt sich nun vor allen Dingen die Erbsünde und Erbschuld, zu denen aber sehr bald die eigene Sünde und Schuld kommt; denn wir haben schon erwähnt, daß der Mensch auch dann, wenn er durch äußere oder innere Zeugnisse über das Dasein Gottes als Schöpfers belehrt ist, sich mit seinem natürlichen Sinne fortwährend gegen die Macht und Ehre Gottes auflehnt. Erst die Gnadenwirkungen Gottes decken dem Menschen auch die Gedanken und Neigungen, die Lüste und Begierden des Herzens, den Hochmuth gegen Gott und die Selbstgerechtigkeit als Sünde auf, und schenken ihm zugleich die Kraft, denselben zu widerstehen 2. Kor. 3, 5; 1. Kor. 2, 14.

Aus der bisherigen Erörterung wird der verehrte Leser ersehen haben, daß wir trotz der, besonders im ersten Bande auf rein empirischem Boden stark hervortretenden, Betonung der menschlichen Freiheit uns doch coelo toto vom Pelagianismus unterscheiden. Es war uns daran gelegen, auf der einen Seite die menschliche Freiheit, und damit die Verantwortlichkeit des Menschen für alle seine Handlungen zu wahren, sowie auf der andern Seite doch die Thatsache zu erklären, daß trotz der menschlichen Freiheit dieselbe nie von einem Menschen vollständig benutzt, oder vielmehr nie vollständig zur Vollbringung guter Handlungen und zur Unterlassung des Bösen benutzt wird. Es ist einem Menschen unmöglich, zu entscheiden, welche Handlungen von geistiger Kausalität vollständig frei sind und welche derselben unterliegen. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß man von unmoralischen Handlungen viel weniger sagen kann, daß sie vollständig freie sind, weil eben der Mensch gegenwärtig die Richtung auf das Böse hat, und also eine Menge sündlicher geistiger Motive auf ihn einwirken können; ganz abgesehen von den grobsinnlichen Begierden, welche bei dem Mangel der ersteren ohnedem auf den Menschen wirken. Doch gibt es immerhin Menschen, die allem Verstande, Ueberlegung und Gefühle gewissermaßen zum Trotze, so unmoralisch handeln, daß man nicht sagen kann, daß sie irgend durch geistige oder sinnliche Motive dazu getrieben werden. Man denke nur an solche Mörder, die ohne irgend einen erkennbaren oder eingestandenen Zweck Jeden, der ihnen in den Weg kommt, ermorden; oder auch an solche, die zwar den Mord als Mittel des Raubes benutzen, die aber allem menschlichen Gefühle zum Hohne an solchen Mordthaten ihre größte Befriedigung zu finden vorgeben; oder endlich an solche Menschen, die einem

Laſter fröhnen, trotzdem daß ſie ihren ſicheren Untergang durch dasſelbe vorausſehen. Von ſolchen Menſchen müßte man in der That ſagen, daß ihre Handlungen weder von ſinnlichen (indem ſie ja dem menſchlichen Gefühle oder dem Selbſterhaltungstriebe widerſtreiten), noch von geiſtigen Motiven (indem ihre Urheber bei den Menſchen nur Haß und Verachtung dafür zu erwarten haben) beſtimmt, und alſo in der That freie, unmoraliſche Handlungen wären, wenn man nicht auf dem Gebiete der empiriſchen Thatſachen wüßte, daß durch fortwährende Bewegung einer einzelnen Figur eine viel größere Elaſtizität entſtehen könnte. Wenn nun ein Menſch ſich einem gewiſſen Laſter und Verbrechen hingibt, ſo erlangt die Figur der betreffenden Begierde, und die Vorſtellungsfigur des durch die Vollbringung derſelben etwa bewirkten ſinnlichen Genuſſes allmälig eine ſolche Elaſtizität, daß ſie in der Intenſität der Bewegung alle anderen aufwiegt oder gar übertrifft. Bei dem jedenfalls ſehr ſelten eintretenden bloßen Aufwiegen anderer Bewegungen durch die eine muß auch hier die Willensentſcheidung vollkommen frei ſein; bei dem Uebertreffen aber erfolgt ſie nach phyſikaliſcher Kauſalität, obwohl ein freies Handeln auch unter ſolchen Umſtänden nicht unmöglich iſt, wie wir das in § 27 des erſten Bandes nachgewieſen haben, und wie es auch aus der Möglichkeit der Abgewöhnung von Laſtern hervorgeht. Auf dem Gebiete der Glaubensthatſachen haben wir dagegen noch eine andere Erklärung, nämlich die, daß der Satan einen ſolchen Menſchen beherrſcht, die Seele ihre Indifferenz verloren hat und ſelbſt böſe geworden iſt, wovon wir weiter unten ſprechen werden. So bliebe denn für vollkommen freie Handlungen hauptſächlich das Gebiet der moraliſchen Handlungen übrig; denn hier hat die ſündliche Luſt, wie oben bemerkt, das Uebergewicht; und wenn auch in den meiſten Fällen die Menſchen noch keine wahrhaft freien Handlungen vollbringen, ſondern ſich durch geiſtige Motive leiten laſſen, ſo iſt damit nicht ausgeſchloſſen, daß doch einzelne Menſchen oft auch ganz freie moraliſche Handlungen vollbringen. **Unter ganz freien moraliſchen Handlungen verſtehen wir nun nicht Handlungen, die ohne jedes Motiv erfolgen** (denn das wäre nicht Freiheit, ſondern Willkür und Unverſtand), **ſondern ſolche, die allerdings auf einem gewiſſen Beweggrunde beruhen, bei denen aber die Willensentſcheidung gegenüber gleich mächtigen oder mächtigeren ſündlichen Einflüſſen erfolgt.**

(Eine völlige Gleichheit der moraliſchen und unmoraliſchen Einflüſſe wird ſehr ſelten vorhanden ſein.) Hierher ſind wohl alle Fälle zu zählen, wo ein Menſch zu wahrer Sinnesänderung und zum Glauben kommt, geſchehe es nun in einem längeren Zeitraume als Reſultat einer längeren moraliſchen Entwickelung, oder in auffallenderer Weiſe, der ganzen vorherigen Entwickelung zum Trotze. Will man auch den erſten Fall nicht als ein Beiſpiel einer völlig freien Willensentſcheidung gelten laſſen, ſo muß man es doch im letzteren Falle zugeſtehen. Und ſolcher Fälle gibt es ſehr zahlreiche, wenn ſie auch nicht alle in die Annalen eingetragen, und noch viel weniger in den Zeitungen bekannt gemacht werden. Wir nennen zunächſt drei Männer aus der älteſten Geſchichte der chriſtlichen Kirche: Tertullian, Cyprian, Auguſtin. Alle drei waren, beſonders der Letztere, in aller Ueppigkeit, allen Sünden und Wollüſten des damaligen Heidenthums verſtrickt. Auguſtin war ſogar weiter von allem Göttlichen abgekommen, als mancher ſeiner Zeitgenoſſen; und doch, wie ſchnell wurden ſie umgewandelt: aus Knechten der Sünde Knechte Gottes! Wenn wir in die Geſchichte des Mittelalters blicken, ſo finden wir bei allem Aberglauben doch auch wieder Männer, welche, obgleich auch Kinder ihrer Zeit, doch von einem ſo ſittlichen Ernſte beſeelt ſind, daß man vor ihnen alle Achtung haben muß. Und unter dieſen finden ſich einige, welche vorher der Sünde dienten und dann plötzlich, ihrer bisherigen Entwickelung zum Trotze, ihrem ſündlichen Leben entſagten und, nach ihrer Erkenntniß und nach den Anſchauungen der damaligen Zeit, aber doch aus ſittlichem Ernſte, ſich von der Welt zurückzogen, allen Beſitz verſchmähten, und nicht nur das, ſondern hinfort auch ein frommes Leben führten. Müſſen wir zwar auf unſerem evangeliſchen Standpunkte den abſoluten Werth dieſes Verhaltens Gott zur Beurtheilung anheimſtellen, ſo können wir doch nicht leugnen (und Diejenigen, die vom chriſtlichen Glauben nichts wiſſen wollen, noch weniger), daß ein ſolches Verhalten auf einer Willensentſcheidung beruhte, die gegen mächtigere, ſündliche Einflüſſe gefaßt wurde. Als hierher gehöriges Beiſpiel nennen wir nur Franciscus von Aſſiſi. Gehören nicht endlich alle die Menſchen hierher, die bei aller Verſtändigkeit und nüchternen Beſonnenheit doch ihre Kraft, ihre Geſundheit und ihr Leben für eine Sache aufgeopfert haben, die ſie nicht ſehen und mit Händen greifen konnten, für die ſie auch bei ihren Mitmenſchen nicht Ehre und allgemeine Bewunderung, ſondern nur

Spott, Hohn und Verfolgung einernteten? Und damit man sehe, daß es auch in der neuesten Zeit noch Leute gibt, die bereit sind, Alles hinzugeben, um nur für den Herrn, der sie erkauft hat, oder in die andere Ausdrucksweise umgesetzt, um „moralisch“ leben zu können, so sei es erlaubt, hier Dr. Felician Graf von Zaremba zu erwähnen. Dieser erhielt nach einer ehrenvollen Studienzeit im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg eine Anstellung und hatte Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen des Reiches. Da er aber zur Ueberzeugung gekommen war, daß in solchen Verhältnissen die Lockungen zur Sünde **für ihn** zu stark seien, verließ er Petersburg im Jahre 1818 und nahm nur so viel Reisegeld mit, um bis nach Württemberg zu gelangen. Von hier aus kam er in das Missionshaus zu Basel, wo er ganz ebenso wie andere einfache, aus dem Handwerkerstande gekommene Jünglinge eintrat, um dann seine Kraft dem entsagungsvollen Missionsdienste zu widmen. So verzichtete er auf alle Titel, auf Ehren und Reichthum, weil er erkannte, daß es in *seinem speziellen Falle* gelte, Alles daranzugeben, gerade so, wie es Jesus einst, *auch nur für den speziellen Fall*, von dem reichen Jünglinge verlangt hatte Matth. 19, 21. Diesen Bildern möchten wir als das Gegentheil die Wahrnehmungen gegenüberstellen, die man oft machen kann, daß sonst verständige und ehrbare Menschen plötzlich in eine Sünde fallen, die ihnen Jedermann als Thorheit anrechnet, so daß man sich gar nicht erklären kann, woher es kommt, daß Menschen, die in allen Dingen, wo es sich nicht um *Moralität* handelt, *auch jetzt noch* großen Scharfsinn beweisen, doch plötzlich solche Fehler begehen können. Solche Beispiele zeigen es uns recht deutlich, daß der Mensch in seinem moralischen Handeln ein größeres Maß von Willensfreiheit besitzt, als in anderer Beziehung, wie wir das im ersten Bande §§ 27 und 30 bereits begründet haben.

Die egoistische, sagen wir lieber, sündliche *Präformation im Gehirne ist also der eigentliche Träger der Erbsünde*; indem sie sich auf den Einzelnen vererbt, ist in diesem der Keim zur eigentlichen Sünde gelegt, und durch freiwillige Entscheidung des Einzelnen, insbesondere aber durch fortgesetztes Sündigen erlangt die präformirte Figur eine solche Elastizität, daß sie nicht nur sehr leicht associirt wird, sondern auch bei dem Eingehen der Seele auf die Association (S. 485 des ersten Bandes) durch eine kleine Kraft in

die heftigsten Schwingungen versetzt wird, welche dann eben nach ihrer Intensität die Seele beeinflussen, andere Einflüsse bekämpfen, insbesondere die Bewegungen des Mitgefühles gänzlich übertäuben, und so einen Widerstand der Seele erschweren. Die Sünde hat also ihren Sitz im Leibe, nicht in der Seele, womit die ganze heilige Schrift übereinstimmt, indem sie überall das Fleisch als den Sitz der Sünde betrachtet. Gleichwohl ist im Menschen nicht ein völliger Dualismus, wie ihn manche Schwärmer und Religionen der älteren und neueren Zeit annehmen; denn es verhält sich ja nicht so, daß der Leib sündig, die Seele aber heilig wäre, sondern die Seele ist nur indifferent, für sich weder zum Guten noch zum Bösen geneigt. Wäre sie selbst sündig, dann wäre ja der ganze Mensch sündig, keiner guten That, und darum auch keiner Erlösung fähig: er wäre teuflisch. Die heilige Schrift läßt freilich die Möglichkeit offen, daß auch Menschen in die teuflische Sünde fallen, und dadurch der Erneuerung unfähig werden können Matth. 12, 31; Marc. 3, 28; Hebr. 6, 4 ff., doch kommt dieses immerhin selten vor, und es bleibt darum dem Menschen in der Regel, so lange er lebt, die Möglichkeit der Umkehr. Diese Sünde besteht also in der gänzlichen Verstockung des Menschen, so daß er keiner wahren Reue mehr fähig ist, sondern nur der Verzweiflung; diese gänzliche Unfähigkeit zur Sinnesänderung kann aber nur durch eine Veränderung der Seele selbst entstehen. Wir haben S. 491 des ersten Bandes die Frage offen gelassen, ob die Seele selbst durch die geistigen Vorgänge eine Veränderung erleide, weil uns auf empirischem Gebiete keine Beweise dafür zu Gebote standen. Nach Allem freilich, was uns die heilige Schrift über den Zustand nach dem Tode lehrt, müssen wir wohl annehmen, daß die Seele im Jenseits das ist, was sie hier geworden ist, daß sie also Veränderungen erleidet; wenigstens gilt dieses für das moralische Gebiet. Da jedoch das Moralische so vielfach in unser ganzes Thun eingreift, daß es immerhin nur wenige Dinge und Handlungen gibt, die für unsere moralische Entwickelung bedeutungslos sind (wenngleich sie nicht direkt moralisch oder unmoralisch genannt werden können), dürfte es wohl unmöglich sein, das moralische Gebiet ganz von dem moralisch Gleichgiltigen zu trennen. Wir werden vielmehr annehmen müssen, daß ebenso, wie jede Sinnesempfindung, jede Vorstellung und jede Handlung im Gehirne Veränderungen hervorruft,

daſſelbe auch in viel geringerem Grade bei der Seele der Fall ſein wird. Dieſe Veränderungen ſind jedoch auch hier nur Strukturänderungen und kein Stoffumſatz; dieſe Strukturänderungen ſelbſt können im Leben keine Gedächtnißvorſtellungen bewirken, weil ſie für ſich zu ſchwach ſind. Auch nach dem Tode iſt dieſes vielleicht ſo lange nicht möglich, bis ein neuer Lebenshauch in die Seele eingeht (Auferſtehung). Können wir nun ſchon für moraliſch gleichgiltige Erfahrungen Veränderungen der Seele nicht abſolut verneinen, ſo müſſen wir ſie für moraliſche oder unmoraliſche Handlungen nach der heiligen Schrift ganz ſicher annehmen, denn ſie führt uns Menſchen vor, die von ihrem moraliſchen Zuſtande nach dem Tode noch eine Erinnerung haben Matth. 7, 22; 24, 37 ff. 44; Luc. 9, 30 f.; 16, 23 ff.; 1. Petr. 3, 19 f.; Offenb. 5, 9; 6, 9 f. Aber es ſind wohl nicht bloße Strukturveränderungen, welche durch moraliſche oder unmoraliſche Handlungen in der Seele hervorgerufen werden; denn obgleich die Seele (nach S. 510 f. des erſten Bandes) keinen Stoffumſatz erleidet, und wir uns außer den Strukturveränderungen dann keine anderen denken können, ſo ſcheinen doch die letzteren zu geringfügig, um nicht nur eine Erinnerung an moraliſche Thaten, ſondern einen wirklichen moraliſchen Unterſchied zu erzeugen. Wir werden daher die Entſtehung ſolcher Unterſchiede wohl in das Gebiet der reinen Glaubensthatſachen verweiſen und auf eine anſchauliche Erklärung verzichten müſſen. Wollen wir indeſſen die Annahme von Strukturveränderungen feſthalten, ſo werden wir die Strukturveränderungen der Seele doch von denen der organiſchen Körper weſentlich verſchieden denken müſſen, wie ja überhaupt das Weſen der Seele ſchon von dem der Organismen noch durchgreifender verſchieden iſt, als dieſe von den unorganiſchen Körpern. Daß durch moraliſche oder unmoraliſche Thaten das Weſen der Seele verändert wird, das müſſen wir ſchon nach der bei dem Sündenfalle eingetretenen weſentlichen Veränderung der Seele ſchließen. Denn ebenſo wie damals durch den Sündenfall der Seele die Richtung auf das Gute verloren ging, und ſie dagegen in Indifferenz fiel, ebenſo kann jetzt durch fortgeſetzte, abſichtliche Verſchließung gegen die Stimme des Gewiſſens und die Mahnungen des Wortes Gottes die Indifferenz in die Richtung der Seele auf das Böſe verändert werden, und das iſt der Zuſtand eines Menſchen, der keiner Umkehr mehr fähig iſt.

Dieser Zustand der sittlichen Verderbniß der Menschen, wie wir ihn soeben beschrieben haben, ist klar vor Jedermanns Augen, wenn man ihn nur sehen will. Die Philosophen und Materialisten haben freilich die Ausrede aufgebracht, die Sünde sei nur eine dem Menschen anhaftende Unvollkommenheit, die mit der höheren Bildung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes weichen würde. Allein wäre es eine Unvollkommenheit, dann müßte sie schon bei den Menschen überhaupt viel weniger als bei den Thieren vorhanden sein und mit der wachsenden Intelligenz und Bildung abnehmen. Das Erstere ist in der That gar nicht der Fall; wir sehen vielmehr, daß gerade der Mensch in einer Weise unnatürliche, egoistische Thaten begeht, wie dieses bei keinem Thiere der Fall ist, wofür wir unten einige Belege geben werden. Daß die geistige Begabung oft mit der Sünde Hand in Hand geht, haben wir schon am Anfange dieses Paragraphen erörtert, und ebenso haben wir schon S. 503 ff. des ersten Bandes erwähnt, daß die Bildung keine Verbesserung der Sittlichkeit hervorbringt; es ist vielmehr nur das Christenthum, welches eine solche bei allen rohen Völkern gleichzeitig mit der von ihm gebrachten Bildung, aber keineswegs durch diese bedingt, herbeiführte. Bei den gebildeten Phöniziern bildete die Unzucht und grausame Kinderverbrennungen einen Theil des Kultus; bei den Griechen dagegen, die das gebildetste Volk des Alterthumes waren, war nicht nur das eheliche Leben so zerrüttet und die Unzucht so allgemein, wie sonst wohl nirgends, die Weisen und die Gebildeten vorzugsweise waren auch dem unnatürlichen Laster der Päderastie (manche Frauen auch dem Lesbischen Laster) ergeben, das den Menschen so offenbar unter das Thier erniedrigt, daß auch die Materialisten mit ihren Begriffen von Sittlichkeit dies nicht werden leugnen können. Dagegen war das „rohe Bauernvolk" der Juden in Bezug auf Sittlichkeit auch in den schlechtesten Zeiten (vergl. Richter 20) noch ganz anders gestellt; die Römer hingegen waren in ihrem ungebildeten Zustande viel sittlicher als später, da sie mit der Bildung der Griechen auch deren Laster annahmen, bis sie später durch das Christenthum (und so lange dasselbe in reiner Gestalt unter ihnen wirkte) wieder in andere Bahnen gelenkt wurden. (Ueber die Römer vergl.: C. Schmidt, die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt. Leipzig 1857.) Und auch in der neuesten Zeit haben wir wieder Beispiele genug davon, daß die

vom Christenthume losgelöste Bildung die Sittlichkeit nicht zu verbessern vermag. Ueberfüllte Gefängnisse, trotz Herabsetzung der Strafzeit, Raub und Mord an der Tagesordnung, großartiger Betrug, geheime Verbrechen, Giftmord ꝛc. in den gebildeten Kreisen, das sind die Früchte der vom Christenthume losgelösten Bildung, die immer mehr zu Tage treten, je mehr die Menschen die ihnen noch äußerlich anhaftende christliche Form vollends ablegen. Darum nenne man die Anschauung, daß die Bildung die Sittlichkeit erzeuge, und daß der Fortschritt der Kultur Besserung bringen werde, einen „überwundenen Standpunkt in unserer Zeit, wo die Fortschritte der Kultur immer ärgere moralische Fäulniß erzeugen, und das Gift, welches von den gebildeten Ständen ausgeht, die sittliche Kraft, und damit das Lebensmark der besten Völker aufzehrt." (C. v. Orelli.)

Ehe wir unsere Erörterungen über das sündliche Verderben im Menschen abschließen, wollen wir noch einige Thatsachen anführen, welche beweisen, daß der Mensch allerdings Handlungen fähig ist, deren die Thiere entweder gar nicht, oder doch nur theilweise fähig sind. Wir beginnen mit denen von geringerer Beweiskraft, und steigen auf zu denjenigen Thatsachen, von denen man bei keinem Thiere eine Analogie findet. Da ist zuerst die Genußsucht und Unmäßigkeit der Menschen zu nennen. Die Menschen sind sehr oft unersättlich in Genüssen aller Art. Keiner ist zufrieden, wenn er genügende und wohlschmeckende Nahrung hat und seine sonstigen Bedürfnisse hinreichend befriedigen kann; der Mensch will es immer noch besser haben. Und nicht nur das, sondern trotz aller Kultur greift auch die Unmäßigkeit immer mehr um sich, so daß es in vielen Kreisen für einen Ruhm gilt, recht viel trinken zu können, auch wenn man das Verderben des eigenen Körpers dabei voraussieht, während derjenige, der dies nicht vermag, verlacht wird. Beispiele dieser Art haben schon öfter durch Zeitungen die Runde gemacht, und finden bei keinem Thiere eine Analogie, außer etwa — bei den Schweinen! Ein anderes Beispiel der Art ist die Mordlust und Grausamkeit der Menschen. Nur einzelne Raubthiere gelangen im größten Hunger dazu, Individuen der gleichen Art anzufallen und zu verzehren; der Mensch aber, der seiner Natur nach auf Pflanzennahrung angewiesen ist, und sich den Fleischgenuß erst angewöhnt hat, ist in dieser Hinsicht zweierlei Verbrechen fähig. Einmal tödtet er seinen Nebenmenschen aus geringfügigen Ursachen

(z. B. Eigennutz, Genußsucht, Haß, wegen einer oft nur vermeintlichen Kränkung), oder gar aus Mordlust, und diese Verbrechen nehmen unter der Kultur der Jetztzeit in erschreckender Weise überhand, gerade so, wie sie auch unter den gebildeten Römern im Schwange gingen. Dann aber gibt es ja ganze Völkerschaften, welche Menschen tödten, um sie zu verzehren. Obwohl dieses scheußliche Verbrechen sich meist auf relativ ungebildete Völkerschaften beschränkt, so wird es doch weder durch den Mangel an Kultur hervorgerufen, noch durch die Kultur selbst verhindert. Bei den Negern Afrikas ist es der scheußliche Götzendienst, welcher diesem Verbrechen den Weg öffnet; bei den Malayen der Südsee war es (jetzt nicht mehr, da sie nun Christen sind) der Mangel an eßbaren Thieren, also der Mangel an Fleisch, welcher sie dazu verführte. Die neben ihnen wohnenden, viel ungebildeteren und überhaupt auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehenden Papuas wurden dagegen durch die gleichen Umstände nicht zur Menschenfresserei veranlaßt: ein Beweis, daß die Kultur nicht davon abhält (die Matrosen eines zu Anfang der siebziger Jahre an der Küste von Labrador gestrandeten amerikanischen Schiffes haben aller Wahrscheinlichkeit nach auch Einen aus ihrer Mitte aufgezehrt). Erinnern wir noch an ein Verbrechen, das leider oft gar nicht so betrachtet wird, das aber gerade zu den furchtbarsten gehört, nämlich an den Krieg. Wie werden da oft Hunderttausende, ja Millionen von Menschen hingemordet, früher mehr dem Ehrgeize eines Einzelnen zu Liebe, jetzt mehr dem Ehrgeize, der Herrschsucht und dem vermeintlichen Interesse eines ganzen Volkes zu Gefallen. Die Materialisten wollen bei solchen Gelegenheiten freilich zum Theil den Gerechten spielen und Humanität zur Schau tragen; das dauert aber nur so lange, als sie selbst unbetheiligt sind. Sobald sie selbst ein Interesse daran haben, dann drängt Niemand mehr zum Kriege als sie und ihre Schüler, und durch die zufällige Gruppirung ihrer Gehirnmoleküle finden sie dabei, daß ihre Gegner die blutdürstigen Tyrannen sind. Daß aber der Materialismus nicht den Frieden bringt, das zeigt sich recht deutlich an seinen konsequenten Schülern, den Sozialdemokraten, die in echt materialistischer Weise den Krieg gegen alle Diejenigen predigen, die mehr werthvolles Material besitzen, als sie. Daß leider auch in christlichen Kreisen oft die furchtbare Verantwortung, die jeder Krieg über ein Volk, das ihn

verschuldet, bringt, oft nicht genügend erkannt, bezüglich dem Gegner in die Schuhe geschoben wird, das dürfen wir hier der Gerechtigkeit wegen nicht unerwähnt lassen, hoffen aber auch, dadurch etwas zur Aufklärung des Urtheils darüber beizutragen. Jeder, der durch seine Sympathie ein ungerechtes, oder doch zu vermeidendes kriegerisches Unternehmen in der öffentlichen Meinung mit tragen hilft, wird für seinen Theil auch mit verantwortlich sein an dem Tode der Unschuldigen. — Ein weiterer Beweis für das in der menschlichen Natur waltende Verderben ist der Sklavenhandel. Die Sklaverei ist allerdings eine der ältesten Institutionen der Menschheit und, obwohl an sich nie zu billigen, ist sie doch oft sehr wenig drückend gewesen, darum auch freiwillig eingegangen worden, und konnte da, wo sie auf wohlerworbenem Rechte beruhte, auch nicht ohne Entschädigung aufgehoben werden. Das mosaische Gesetz fand sie bereits als Institution vor, sorgte aber für gute Behandlung der Sklaven und für baldige Freilassung (spätestens nach sechsjähriger Dienstzeit). Die Zahl der Sklaven war in Folge dessen bei den Hebräern jederzeit eine geringe. Wie ganz anders sah es dagegen bei anderen Völkern, namentlich bei den gebildeten Griechen und Römern aus! Bei den Griechen bestand der größte Theil der Bevölkerung aus Sklaven, bei den Römern wurden die Sklaven aller Willkür ihrer Herren preisgegeben, obwohl dies bei den Griechen auch schon der Fall war, nur daß hier noch eine bessere Behandlung vorherrschte. In Rom war es Rechtsgrundsatz: gegen Sklaven sei Alles erlaubt. Es kam vor, daß reiche Römer es für gut fanden, ihre Muränen mit getödteten Sklaven zu füttern, weil sie dadurch schmackhafter würden! Diese furchtbare Behandlung der Sklaven an sich ist ein fast beispielloses Verbrechen, das nur noch sein Seitenstück findet in der Art und Weise, wie Neger ihre Mitmenschen zu Sklaven machen, und wie (nicht christliche, sondern entchristlichte, ja entmenschte, gebildete) Europäer dieselben bei ihrem fluchwürdigen Handel behandeln. Die Sklaverei selbst findet außer bei den gehirnlosen Ameisen (die wohl Niemand in Bezug auf „Moralität" mit den Menschen wird vergleichen wollen) in der Thierwelt kein Beispiel, und für die Greuel des Sklavenhandels sieht man sich vergebens nach ähnlichen Thatsachen um.

Die bisherigen Beispiele von Verbrechen waren alle so beschaffen, daß man ihren Mangel in der Thierwelt gewissermaßen erklären kann;

wir gehen nun über zu einigen Handlungen der Menschen, die auch von Thieren vollbracht werden könnten. Zuerst nennen wir den Selbstmord als eine allen natürlichen, wie moralischen Gefühlen in gleichem Grade widerstreitende Handlung. Objektiv erscheint der an Anderen verübte Mord als das größere Verbrechen; und es ist wahr, es gehört ein entmenschtes Herz zur Vollbringung einer solchen That. Zweifellos ist aber der Selbstmord in Gottes Augen eine ebenso große Sünde, weil sie nur aus dem Unglauben hervorgehen kann, und weil sich der Mensch dadurch selbst alle Möglichkeit der Umkehr abschneidet. Denjenigen gegenüber, welche die Sünde der Menschen nur als natürliche Unvollkommenheit betrachten oder, wie die Materialisten, Recht und Unrecht nur für willkürliche, menschliche Unterscheidung erklären, ist die Thatsache des Selbstmordes ein Beweis einer unnatürlichen Verdorbenheit des menschlichen Herzens, die bei keinem Thiere stattfindet, darum aber auch ein Beweis dafür, daß Recht und Unrecht nicht bloße, von Menschen erfundene Begriffe sind; denn wären diese Begriffe nur von Menschen erdacht, so müßten sie doch naturgemäße Vorkommnisse sein. Nun geht aber das Unrecht, die Sünde, zum Theil gegen die Natur, darum muß das Unrecht auch nicht bloßer, erdachter Begriff, sondern eine reale Wirklichkeit sein. Denn es liegt ja in der Natur eines jeden Organismus der Selbsterhaltungstrieb, wie man es nicht nur an jedem Thiere sehen kann, sondern wie ihn auch zunächst jeder Mensch von der Natur hat; soll derselbe nun in die Sucht des Selbstmordes umschlagen, so muß eine widernatürliche sündliche Entwickelung vorausgegangen sein. Oft ist die Genußsucht die Ursache des Selbstmordes, indem der Mensch nicht mehr die Möglichkeit voraussieht, sein bisheriges Leben fortzusetzen; oft ist es freilich auch wirklicher Mangel, welcher den Menschen zu einem so verzweifelten Schritte treibt; oft endlich ist es eine starke Aufwallung der Affekte, welche den Menschen zu einer solchen Sünde verführt. In allen Fällen ist und bleibt es ein durchaus widernatürliches Beginnen, das nur auf Grund einer längeren, mehr oder weniger offenbar gottfeindlichen Entwickelung möglich ist. Denn wäre es eine natürliche Unvollkommenheit, warum käme es nicht bei Thieren vor? Warum sucht sich nicht das Rindvieh zu tödten, wenn es anstatt Grünfutter Stroh bekommt? Oder warum stürzen sich nicht die Raubthiere in einen Fluß, von einem Berge herab,

wenn sie Tage lang hungern müssen? Warum verhungert nicht lieber das geplagte Kameel und die abgetriebenen Pferde, als daß sie sich von den Menschen mißhandeln lassen? In Bezug auf die letzte Ursache des Selbstmordes, die Aufwallung der Affekte, wird man uns wohl sagen wollen, daß ein Hund wegen der Trauer um seinen Herrn sich den Tod durch Hunger zuziehe. Allein, wenn dieses allerdings auch vorkommt, so ist damit doch nicht im mindesten bewiesen, daß ein solcher Hund wirklich den Tod sucht; wir sind im Gegentheile überzeugt, daß, wenn man einen solchen Hund ins Wasser werfen würde, um ihn zu ertränken, er gewiß die letzten Kräfte zu seiner Rettung anwenden würde. In neuester Zeit ist man zwar aus erklärbaren, aber trotzdem nicht zu rechtfertigenden Motiven dahin gekommen, daß man am liebsten jeden Selbstmörder für wahnsinnig erklären möchte. Allein so trostvoll eine solche Annahme nicht nur für die Hinterlassenen, sondern auch im Interesse der Menschenwürde für die Menschheit überhaupt wäre, so hängt sie doch thatsächlich mit dem allgemeinen Streben des Materialismus zusammen, jedes Verbrechen als Ausfluß einer krankhaften Gehirnbildung zu betrachten. Wenn, wie es in neuerer Zeit oft vorkommt, Beamte oder sonstige Verwalter anvertrauten Geldes, das ihnen Anvertraute entweder in kurzer Zeit leichtsinniger Weise oder während ihrer ganzen Amtsführung nach und nach vergeuden, und dann so lange ruhig zusehen, bis jede Möglichkeit längeren Verbergens abgeschnitten ist, kann man dann sagen, daß sie von Wahnsinn befallen sind, wenn sie sich bei der sicheren Aussicht auf Entdeckung das Leben nehmen? In der That dürfte die weitaus größte Zahl der Selbstmorde (aber nicht alle) mit voller Ueberlegung und bei vollem Verstande vollbracht, und gar manches ärztliche Gutachten, besonders bei hochgestellten Personen, absichtliche oder unabsichtliche Täuschung sein. — Eine zweite Art von unnatürlichen, bei keinem Thiere vorkommenden Handlungen sind gewisse Geschlechtssünden. Außer den obengenannten, bei den Griechen und Römern einheimischen Sünden, sind es besonders die Laster der Onanie, der Unzucht mit Kindern, und der Prostitution, die hierher gehören, und noch in unserer Zeit Verheerungen anrichten. Außerdem ist auch die neuerdings in Holland, England und besonders unter den Yankees in Nordamerika verbreitete Fruchtabtreibung ein gegen alle Natur gehendes Verbrechen, wenngleich es

hier eigentlich nicht den anderen an die Seite gestellt werden kann, weil es von Thieren nicht bewirkt werden kann. — Alle diese Thatsachen beweisen, daß in dem Menschen „eine greuliche Zerrüttung, eine allgemeine, angeborene Verderbniß“ herrscht, die gegen alle Natur geht, darum aber auch nicht von Gott anerschaffen sein kann, sondern vielmehr auf eine andere Weise in den Menschen hinein gelangt sein muß. Wie und auf welche Weise dies geschehen, haben wir bereits kennen gelernt.

Nachdem wir bisher gesehen haben, wie die vernünftigen Geschöpfe der Erde ihre Freiheitsprobe nicht bestanden haben, sondern vielmehr in die Sünde gefallen sind, wollen wir noch einen kurzen Blick auf die anderen Planeten werfen, die, wie wir in § 4 ausführten, jedenfalls auch vernünftige Geschöpfe erhalten haben. Wir begeben uns zwar damit auf ein Gebiet, worüber uns weder die innere, noch die äußere Erfahrung etwas Bestimmtes aussagt, aber es wird sich am Schlusse unserer Erörterung zeigen, daß unsere Annahmen doch nicht so ganz gewagt und unrichtig sein können, wenn anders die spiritualistische, teleologische, und damit die biblische Naturanschauung richtig ist. Haben also die anderen Planeten auch vernünftige Geschöpfe zu Bewohnern erhalten, so fragt es sich: Haben diese ihre Freiheitsprobe bestanden, oder sind sie auch in die Sünde gefallen? Wäre das Letztere der Fall, so träte die weitere Frage an uns heran: Hat Gott auch für sie eine Erlösung gestiftet, oder hat Er sie ihrem Schicksale überlassen? Wir werden allerdings auf diese Fragen keine Antwort von zweifelloser Gewißheit erhalten. Wenn wir aber einen Einblick in den Heilsrathschluß Gottes für die Menschheit erlangt haben, dann werden wir uns sagen müssen: eine Wiederholung desselben auf anderen Weltkörpern war nicht wohl möglich. Obgleich wir nun nicht wissen, ob es nicht noch andere Möglichkeiten der Erlösung in Gottes Rathschlusse gegeben habe, so werden wir doch nach unserem gegenwärtigen Verstande schließen müssen, daß für das Menschengeschlecht der Erde wenigstens keine andere Möglichkeit der Errettung vorhanden war, denn sonst hätte Gott nicht Seinen eigenen Sohn dahingegeben. Ist aber dieses der Fall, dann müssen wir sagen: sind die Bewohner der anderen Planeten so geschaffen worden, daß sie sich wie die der Erde geschlechtlich vermehren mußten, dann wird für sie bei einem etwaigen Falle auf keine andere Weise Rettung möglich gewesen sein, als für die Men-

schen; sind sie dagegen als Einzelwesen geschaffen worden, dann war für die Gefallenen überhaupt keine Rettung möglich. Der Analogie wegen nehmen wir das Erstere an und folgern aus der Unmöglichkeit, daß Gott Seinen Sohn auch für die Geschöpfe anderer Planeten hergeben konnte, daß diese Geschöpfe entweder die Freiheitsprobe bestanden haben, oder im anderen Falle keiner Erlösung theilhaftig wurden. Obgleich nun Gott nach freiem Ermessen handeln kann und Ihm Niemand etwas vorwerfen könnte, wenn Er für die Bewohner der Erde eine Erlösung gestiftet, die gefallenen Bewohner der anderen Planeten dagegen ihrem verdienten Schicksale überlassen hätte, so dürfen wir es doch der Weisheit und Barmherzigkeit Gottes zutrauen, daß Er gewiß das Heil aller Seiner Geschöpfe im Auge hat Ps. 145, 9. — Wir haben am Schlusse von § 3 gesagt, daß der Satan nur über die Erde Macht haben kann, aber nicht über alle Planeten; wir haben auch gesagt, daß er diese Macht erst durch den Sündenfall erlangt hat, während er vorher mit seinen Engeln allein auf den Mond der Erde verwiesen war. Hatte er nun seinen Wohnsitz nur auf dem Monde der Erde, so konnte er jedenfalls bei der Freiheitsprobe der vernünftigen Bewohner der anderen Planeten nicht als Verführer auftreten; sie hatten es darum leichter, diese Probe zu bestehen; es ließ sich darum auch um so eher erwarten, daß sie dieselbe wirklich bestehen würden. Aus diesem Grunde erklärt es sich, warum Gott für die Menschen einen Plan zu ihrer Errettung faßte, noch ehe die Erdbildung begonnen hatte, für die Bewohner der anderen Planeten aber nicht. Das Menschengeschlecht beschloß Gott zu erretten, wenn sie der Verführung erliegen sollten; für die Bewohner der anderen Planeten beschloß Er keine Errettung, weil sie keiner Verführung ausgesetzt waren, sondern nur aus freiem Antriebe fallen konnten (wie dieses auch beim Teufel der Fall war). Haben nun die Bewohner jener Planeten ihre Freiheitsprobe wirklich bestanden? Wir dürfen es wohl im Allgemeinen hoffen, daß hier die Sache auch nicht viel ungünstiger abgelaufen sein wird, als bei der Freiheitsprobe der Engel. Daß aber nicht die Bewohner aller Planeten ihre Freiheitsprobe bestanden haben, daß vielmehr die Bewohner des ursprünglichen Asteroidenplaneten gefallen sind, das dürfen wir aus der im ersten Bande wiederholt besprochenen (besonders S. 230 ff.) Zertrümmerung desselben schließen. S. 547 des ersten Bandes

haben wir die Ursache dieser Zertrümmerung dahingestellt sein lassen, weil wir uns an diesem Orte mit einer mehr theologischen Frage nicht befassen wollten. Hier dagegen müssen wir es aussprechen, daß man Gott nicht eine willkürliche Zertrümmerung des von Ihm Geschaffenen zutrauen darf, sondern daß dieser Akt ein Strafgericht über die Bewohner jenes Weltkörpers war, daß er den Untergang derselben herbeiführte. Da bei längerer Bewährung im Gehorsam ein Sündenfall undenkbar ist, so muß auch der Fall jener Bewohner des Asteroidenplaneten bald nach ihrer Schöpfung stattgefunden haben, vielleicht so ziemlich zu derselben Zeit, wie der Fall Adams und Evas. Erfolgte nun bald nach diesem Falle die Zertrümmerung, so hatte das in die Nähe der Erde gelangte und die Sonne noch lange Zeit umkreisende Stück Zeit zu der S. 388 ff. des ersten Bandes beschriebenen Abkühlung. Wohl muß man sagen, daß es Gott zum Zwecke der Vertilgung jener Bewohner nicht nothwendig hatte, den Planeten zu zertrümmern, viel weniger ihn wiederholt zu zertrümmern, wie wir es doch nach den verschiedenen Kreuzungspunkten der Asteroidenbahnen und nach dem Vorhandensein der Meteorsteine annehmen müssen. Es tritt dieses um so auffallender hervor, wenn wir bedenken, daß, gleiche Umstände wie auf der Erde vorausgesetzt, die Zahl jener Bewohner doch nur klein sein konnte. Allein wir wissen nicht, welche andere Gründe Gott noch zur Zertrümmerung des Planeten bewogen haben mögen, fest steht nur, daß er zertrümmert wurde, und daß wir jedenfalls den letzten Grund in der Sünde seiner vernünftigen Bewohner zu suchen haben. Haben wir aber doch das Bedürfniß, dasjenige, was Gott zur Zertrümmerung bewog, näher zu ergründen, so können wir uns vielleicht denken, daß der Satan mit seinen Engeln nach diesem Sündenfalle auch von diesem Weltkörper Besitz genommen hatte; durch die in Folge der Zertrümmerung bei den kleinen Stücken und der schwachen, dünnen Atmosphäre nothwendig eintretende Abkühlung aber wurden diese bösen Geister wieder zum Verlassen derselben genöthigt, indem bei der bedeutend größeren Sonnennähe des Erdmondes der Aufenthalt daselbst immerhin erträglicher für sie sein muß, als auf den oft nur einige Meilen im Durchmesser habenden und durchschnittlich nur $^1/_8$ der Sonnenwärme (im Verhältnisse zu der des Mondes) empfangenden Asteroiden.

Wenn wir auf diese Weise erkennen, daß die Erde der einzige

Weltkörper ist, auf dem der Kampf Gottes mit den gefallenen Geistern stattfindet und zum endlichen Austrag kommen wird; aber auch der einzige Weltkörper, für dessen Bewohner Gott zu ihrem Heile das Größte gethan, was er thun konnte, daß er nämlich Seinen eingeborenen Sohn hingab; endlich auch der einzige Weltkörper, auf dem der Sohn Gottes die Natur seiner Bewohner annahm, für dieselben litt und starb, — wenn wir das Alles erkennen, dann ist es klar, daß die Erde unter allen Weltkörpern in der That eine einzigartige Stellung einnimmt; dann ist es aber auch klar, daß die fortgesetzte Aufmerksamkeit und Thätigkeit Gottes keinem Weltkörper in der Weise zugewendet ist, wie der Erde. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns nun auch der geozentrische Standpunkt der Bibel in einem ganz anderen Lichte, als dem bloßer Anpassung an die Anschauungen der Werkzeuge des göttlichen Geistes oder der Menschen, an die sie gesendet waren. Die Erde nimmt in der That eine Centralstellung im Weltall ein, wie außer dem Wohnsitze Gottes kein anderer unter den Billionen von Weltkörpern; diese Stellung verdankt sie aber nicht ihrer Größe, auch nicht ihrer systematischen Bedeutung, noch irgend einem anderen kosmischen Grunde, sondern allein den auf ihr geschehenden göttlichen Thaten.

§ 7.

Die Sündfluth.

Das Verderben der Menschen, wie wir es im vorigen Paragraphen erkannt haben, erreichte sehr bald einen furchtbaren Höhepunkt. Ungefähr 1500 Jahre nach der Erschaffung Adams war nicht nur die Sünde (denn diese findet sich ja bei jedem Menschen) sondern vielmehr der vollendete Abfall von Gott und der gänzliche, Unglaube so allgemein, daß nur in einer Familie noch Glauben, Vertrauen und Furcht Gottes vorhanden waren. Darum beschloß Gott, das Menschengeschlecht zu vertilgen, mit Ausnahme jener Familie, welche wieder ein neues Geschlecht erzeugen sollte. Das Mittel der Vertilgung war eine große Fluth, für die allmälig der Name „Sündfluth" sich festgesetzt hat, den auch wir ohne zwingenden Grund nicht abändern wollen.

Die Erzählung von der Sündfluth bildet einen der am meisten

kommentirten und am meisten bestrittenen Abschnitte der h. Schrift. Zunächst war es die Größe, der Umfang und die Veranlassung der Katastrophe, welche theils der Vernunft, theils dem sündlichen Herzen der Menschen zuwider waren, darum suchte man weiter nach kritischen Gründen gegen die biblische Erzählung. Man fand auch hier, ähnlich wie in der Schöpfungsgeschichte, eine Verschmelzung zweier verschiedener Berichte, denen man überdem einen viel jüngeren Ursprung anwies, als die Zeit Moses. Man erkannte wohl auch ein geschichtliches Vorkommniß der älteren Zeit als Grundlage der angeblichen Sage an, aber man steckte ihm sehr bescheidene Grenzen und ließ die von der Bibel berichtete Ursache derselben aus dem religiösen Sinne der Israeliten hervorgehen. Wir wollen anerkennen, daß die biblische Erzählung Manches enthält, was man bei oberflächlicher Betrachtung auffallend, ja sogar dem Berichte an anderen Orten widersprechend finden muß. Wenn sich indessen die Kritik nicht überhaupt so zur Bibel gestellt hätte, daß sie dieselbe mißhandelt, wie kein anderes altes Geschichtswerk, dann würde sie auch hier ein ungleich besseres Resultat herausgebracht haben. Wem aber die Wahrheit des Wortes Gottes auf dem Wege der inneren Erfahrung gewiß geworden ist, der erkennt, daß es sich bei dieser Erzählung nicht um etwas für die biblische und christliche Weltanschauung Unwesentliches handelt (wie etwa bei kleinen Irrthümern in Betreff von Zahlen, die man, wo es nothwendig ist, sehr wohl anerkennen kann, ohne die Wahrheit preiszugeben), sondern daß man mit dem Verleugnen der Wahrheit dieser Erzählung einen Grundstein der ganzen biblischen Geschichte, und damit zugleich des Offenbarungsglaubens entfernen würde. Ehe sich ein Christ zu einem solchen Schritte entschließt, wird er aber vielmehr suchen, die Bedenken gegen die biblische Erzählung hinwegzuräumen. Auch wir wollen dieses thun, ohne näher auf die „Ergebnisse der Kritik" einzugehen, denn der Nachweis der inneren Widerspruchslosigkeit und planvollen Einheit ist an diesem Orte, wo wir es überhaupt nicht direkt mit der Kritik zu thun haben, der beste Beweis für die Wahrheit der Erzählung. Die Allgemeinheit der Fluth, wenigstens sofern es sich um die Vertilgung der Menschen handelt, finden wir für Alle, die den Worten des Herrn Glauben schenken, schon dadurch bewiesen, daß sie Jesus mit seiner eigenen Zukunft vergleicht, indem er sie damit auch zu einem universellen Ereignisse macht Matth. 24, 37 ff.; vergl.

1. Petr. 3, 20; 2. Petr. 2, 5; 3, 6 f.; Hebr. 11, 7. Die Freunde der Kritik, welche dabei ihren christlichen Glauben doch nicht verleugnen wollen, setzen zwar allen aus dem Neuen Testamente geschöpften Beweisen für die Wahrheit des Alten das Argument entgegen, daß Christus und seine Apostel keine Lehrer der Kritik gewesen seien, sich darum auch sehr wohl den herrschenden Ansichten bei einer beiläufigen Erwähnung hätten anschließen können. Allein dem gegenüber ist von anderer Seite mit Recht geltend gemacht worden, daß Christus und seine Apostel Lehrer der Wahrheit gewesen sind, und daß sie sich nicht einer, wenngleich aus wohlmeinenden Absichten, verfälschten Geschichte, als Beweis für die Gerechtigkeit Gottes oder als Erklärung zukünftiger göttlicher Thaten bedienen konnten Röm. 3, 7.

Den Beweis, daß der Bericht über die Sündfluth aus zwei Berichten zusammengesetzt sei, findet man hauptsächlich in der ausführlichen Breite, den mannigfachen Wiederholungen anscheinend identischer Vorgänge und Reden, und in den sich hieraus ergebenden Widersprüchen. Der Allgemeinheit und Größe der Fluth sollen die natürlichen Verhältnisse widersprechen, weshalb man darauf gekommen ist, die Erzählung als Bericht einer von den Patriarchen Israels in ihrem Ursitze erlebten einfachen Ueberschwemmung des jenen bekannten Landes (dem man dann so enge Grenzen zieht, daß sie selbst für einen beschränkten Menschen zu beschränkt sein dürften) aufzufassen; die „hohen Berge" 7, 19, welche mit Wasser bedeckt wurden, sollen nach dieser Anschauung nur 15 jüdische Ellen = 6 Meter hoch gewesen sein, indem die Bewohner der Ebenen keinen Begriff von Bergen hätten ꝛc. Endlich nahm man noch Anstoß an einigen Einzelheiten der Erzählung, namentlich an dem Archenbau Noahs und an der Aufnahme aller Landthiere in dieselbe. Wir werden im Nachfolgenden diese Bedenken der Reihe nach erledigen und dabei auch noch andere Einwendungen der Vernunft beseitigen.

Der Bericht von der Sündfluth beginnt Kap. 6, 1 damit, daß er die Vermehrung der Menschen berichtet. Nach der biblischen Anschauung, die wir in § 4 als eine solche erkannt haben, von deren Wahrheit die Wahrheit des ganzen uns von Jesus Christus erworbenen Heiles abhängt, stammt das ganze Menschengeschlecht von einem Paare ab. Da die gegen diese Abstammung vorgebrachten Einwürfe nach unserer Anschauung erst für die Vermehrung nach der Sünd-

fluth erhöhte Wichtigkeit erlangen, werden wir sie erst am Schlusse dieses Paragraphen näher erörtern. Hier sei nur bemerkt, daß natürlich die Söhne Adams nur leibliche Schwestern heirathen konnten, daß aber auch die Bibel mit ihrer Geschichtserzählung diesem nach der Schöpfungsgeschichte nothwendigen Faktum nicht im geringsten widerspricht; denn Kap. 5, 2 wird uns berichtet, daß Adam außer Seth und Kain noch mehr Söhne und Töchter gezeugt habe. Dieses braucht aber nicht auf die Zeit von Seths Geburt beschränkt zu werden; denn zwischen Kains und Seths Geburt lagen doch mindestens 20 Jahre, wahrscheinlich aber noch ein viel größerer Zeitraum. Ist es nun schon den natürlichen Verhältnissen entsprechend, daß dem Adam auch in dieser Zeit Kinder geboren wurden, während das Gegentheil als sehr unwahrscheinlich erscheinen müßte, so können wir dieses um so mehr annehmen, da uns überhaupt berichtet wird, daß Adam noch mehr Söhne und Töchter gehabt habe. Da Kain bei der Ermordung seines Bruders, ebenso wie dieser, schon sein eigenes Hauswesen hatte, hatte er sicher auch schon eine Hausfrau, und jedenfalls ebenso Habel. Es ist eine böswillige Erfindung, wenn man aus 4, 17 folgert, daß Kain erst im Lande Nod ein Weib genommen habe; der biblische Bericht sagt über den Zeitpunkt der Verheirathung Kains überhaupt nichts Näheres aus. Wir halten es gar nicht für unmöglich, daß Kain schon Kinder hatte, als der Todtschlag stattfand; denn in den nachfolgenden Geschlechtsregistern sind ohne Zweifel die mit Namen genannten Söhne auch nicht immer die erstgebornen; es wird uns überhaupt bei keinem gesagt, daß er der erste Sohn sei. Die Furcht Kains V. 14 kann sich vernünftigerweise auch nur auf seine Verwandten beziehen, indem den Verwandten in alter Zeit die Blutrache zustand, und überdem die von den Gegnern der Bibel vorausgesetzten Einwohner eines fremden Landes nicht von der Blutthat wissen konnten. Da die Nachkommen Kains nicht nur seinen moralischen, oder vielmehr unmoralischen Charakter trugen, sondern darin noch Fortschritte machten (vergl. das freche Gedicht Lamechs 4, 23), so war es natürlich, daß die besseren Nachkommen Adams auch später, wo sie mit dem Geschlechte Kains wieder in Berührung kamen, doch keine nähere Gemeinschaft mit demselben eingingen, daher die Bibel in 6, 2 zweierlei Menschen nennt, die sich durch ihr moralisches Verhalten von einander unterschieden. Nach dem, was uns 5, 19 ff. berichtet wird, können wir

uns denken, daß die Nachkommen Kains auch in mancherlei Ausschweifungen fielen, und dann vermöge der gerechten göttlichen Weltordnung auch die Folgen ihrer Thaten zu tragen hatten, so daß sie ein heruntergekommenes Geschlecht bildeten, was vielleicht auch mit durch die in Folge der längeren Absonderung nothwendig werdenden Heirathen in engem Verwandtschaftskreise hervorgerufen wurde. Die übrigen Nachkommen Adams dagegen, und insbesondere diejenigen, welche auch bei der eingetretenen Bekanntschaft mit den Kainiten sich zunächst von diesen fern hielten, daher auch bei ihrer naturgemäßen Lebensweise blieben, — diese werden ein physisch viel kräftigeres Geschlecht gebildet haben. Später erstarb der fromme Sinn der Väter auch unter ihnen; sie folgten ihren sinnlichen Gelüsten ohne Rücksicht auf den sittlichen Zustand derjenigen, mit welchen sie sich verbanden. Und wie es oft in solchen Ehen geht, wo die Ehegatten ursprünglich nicht eines Sinnes sind, so ging es auch hier: die unmoralische Ehehälfte riß den anderen Theil mit sich fort. Nicht ohne Grund werden in der Schrift gerade die Weiber als die Ursache der Verbreitung des Verderbens genannt; denn es ist bekannt, wie gerade die Mutter, besonders in einfachen Verhältnissen, den größten Einfluß auf die Kinder ausübt. (Daß wir bei diesen Heirathen an keine anderen als die gewöhnlichen Vorgänge zu denken haben, ist durch die letzten Worte des zweiten Verses sehr deutlich bezeichnet; denn hier werden diese Heirathen durchaus den regelmäßigen gleich gestellt.) Da auf diese Weise das Verderben der Menschheit allgemein zu werden drohte, wird uns V. 3 von einem göttlichen Rathschlusse berichtet: „Mein Geist soll nicht mehr unter den Menschen strafen immerdar, denn sie sind Fleisch; ihre Frist soll (noch) sein 120 Jahre.“ Damit will Gott sagen: „Weil die Menschen Fleisch geworden sind, muß ich sie nun auch von der Seite des Fleisches angreifen, sie nicht blos durch meinen Geist innerlich strafen.“ Gott schickte vielleicht jetzt schon besondere leibliche Plagen unter sie, und beschloß zugleich für den Fall, daß sie sich nicht besserten, nach 120 Jahren ein größeres Strafgericht über sie zu führen. Es ist nicht anzunehmen, daß Gott jetzt schon eine gänzliche Vertilgung der Menschen in Aussicht genommen habe, denn damals war das Verderben ja noch nicht so allgemein, als dies später der Fall war; wir haben vielmehr an ein anderes Strafgericht zu denken, etwa an eine Seuche oder dergleichen. In dem weiteren Berichte wird uns nun erzählt, wie die

göttliche Geduld nicht nur nutzlos gewesen, sondern das Verderben extensiv und intensiv noch größer geworden sei. Die aus der Vermischung der bisher scharf getrennten Parteien hervorgegangenen Nachkommen waren natürlich kräftigere Leute, als die unter ihren Sünden und ihrer unnatürlichen Lebensweise herabgekommenen Kainiten; sie hatten aber von ihren Müttern den gottlosen Sinn ererbt, darum wurden aus ihnen Tyrannen V. 4. (Zur Zeit Moses waren offenbar die Namen derselben noch bekannt, wie der Grundtext deutlich andeutet.) Nun erfolgt ein weiterer göttlicher Rathschluß: es reute Gott, daß Er Menschen gemacht hatte, es bekümmerte Ihn in Seinem Herzen, und Er beschloß, sie zu vertilgen. Die „Reue Gottes" wird meist als eine bloße Anpassung an die menschliche Anschauung betrachtet, ist aber sicher mehr als dies. Wir haben nur festzuhalten: einmal ist die Reue bei Gott kein Ausfluß von Wankelmüthigkeit oder bloßer Weichherzigkeit 1. Sam. 15, 29, sondern beruht immer auf moralischen Gründen; zweitens aber ist die Reue Gottes auch nicht eine bloße Gemüthsbewegung, bei der es dann verbleibt, sondern schließt immer einen Rathschluß ein, dem Uebel abzuhelfen. Müssen wir überhaupt zugestehen, daß Gott nach Seinem Verhältnisse zur Welt auch eine Geschichte hat, und geben wir vollends zu, daß Gott die ganz freien Handlungen der Menschen nicht voraus weiß, dann werden wir Gott auch eine bestimmte, nicht unbedingt vorausgesehene Aenderung Seiner Rathschlüsse zuschreiben müssen, und eben dieses, daß sie Gott nicht als unbedingt nothwendig vorausſah, bestimmt den Begriff der göttlichen Reue. So wie auch das nachfolgende: „Es bekümmerte Ihn in Seinem Herzen", nicht sowohl eine Beeinträchtigung der innergöttlichen Seligkeit bezeichnen soll, sondern vielmehr nur ausdrücken, welchen Antheil Gott an dem Ergehen Seiner Geschöpfe nimmt. So bezeichnet auch die Reue Gottes nicht eine schmerzliche Empfindung über eigene Handlungen, sondern nur den Schmerz, den wir allerdings Gott mit unserem Verhalten bereiten können, der aber darum auch geeignet ist, gewisse Thaten Gottes gewissermaßen rückgängig zu machen und theilweise aufzuheben. So erfolgte auch hier der Beschluß, das Menschengeschlecht zu vertilgen V. 7. Wir glauben, daß dieser Beschluß erst nach Ablauf der 120 Jahre gefaßt wurde, da Gott voraussah, daß die Menschen nun nicht mehr umkehren würden, sondern dem Verderben unrettbar anheimgefallen wären; trotzdem wartete er aber noch einige Zeit,

bis ihre Bosheit so vollendet und das Verderben so allgemein war, daß Niemand außer der Familie Noahs mehr an Gott glaubte. Dann trat das Strafgericht ein (vergl. 1. M. 15, 16: „Denn die Missethat der Amoriter ist noch nicht voll"). Ein Naturforscher hat einmal gefragt: was denn die argen Sünder vor der Sündfluth Schlimmeres gethan haben könnten, als der Mann nach dem Herzen Gottes? Wir begreifen es sehr gut, daß Leute, denen das Verständniß göttlicher Wahrheit abgeht, sich über solche Dinge aufhalten. Selbst nur an äußeres, ehrbares Verhalten gewöhnt, und sich vielleicht damit brüstend, muß der Mensch allerdings Anstoß daran nehmen, wenn Gott einem großen, aber reuigen Sünder Vergebung zu Theil werden läßt, Andere dagegen, bei denen die Sünde sich vielleicht aus irgend einem unreinen Grunde noch nicht so offenbar gezeigt hat, die aber doch innerlich vollständig von Gott abgefallen sind, verdammt. Indessen brauchen wir uns nur im Leben der Menschen umzusehen, und wir werden finden, daß Menschen oft in ähnlicher Weise, wenn sie sonst gerecht sind, einem Verbrecher, der ein schweres Verbrechen begangen hat, aber voll wahrer Reue ist, eher zu verzeihen bereit sind, als einem minder großen Verbrecher, aber verstockten Menschen; ebenso wird ein Mensch, der sich bisher redlich verhalten hat, auch nicht so schwer gestraft, als ein wiederholter Verbrecher. David war allerdings vor seinem Sündenfalle ein Mann nach dem Herzen Gottes, der sich untadelhaft verhalten hatte; während seines Sündenfalles und der Zeit seiner Unbußfertigkeit war er es jedoch nicht. Wenn nun aber Gott die Menschen mit der Sündfluth vertilgte, obgleich sie ohne Zweifel nicht alle in solche Sünden gefallen waren, wie David (denn Unterschiede gibt es ja jederzeit unter den Menschen), so handelte Er damit nicht ungerecht, denn Er sah, wie die Herzen der Menschen in Unglauben versunken waren 1. Petr. 3, 20, und daß die bösen Thaten, wenn sie auch nicht bei Allen in gleichem Grade hervorgetreten waren, doch nach Zeit und Umständen von ihnen realisirt werden würden. Daß aber sogar die Kinder jener Menschen mitvertilgt wurden, das widerstreitet auch nicht der Gerechtigkeit Gottes. Denn einmal würden die ungläubigen Eltern ihre Kinder natürlich nicht dem Noah zur Rettung überantwortet haben, auch wenn er sie begehrt hätte; die Kinder trugen also insofern die Schuld der Eltern mit, und zwar geschah das derselben Weise, wie noch jetzt Kinder an der Schuld ihrer arbeit-

ſcheuen oder laſterhaften Eltern in Folge der Zerrüttung des Hausſtandes mitzutragen haben; auch iſt es ja bekannt, daß Kinder die Anlage zu gewiſſen Laſtern von ihren Eltern erben. Dann aber ſind auch die Kinder vor der ſtrengen Gerechtigkeit Gottes nicht unſchuldig, ſondern haben die Strafe des Sündenfalles, den Tod, vermöge der Erbſünde und Erbſchuld ebenſo verdient, wie ihre Eltern; und es kommt nur darauf an, ob ſie den Tod früher oder ſpäter, durch Krankheit oder gewaltſame Weiſe erleiden; dagegen wurde ihre Seele und konnte dadurch gerettet werden, während ſie ohne dieſen gewaltſamen Tod auch dem Unglauben und dem geiſtigen Tode anheimgefallen wären, vergl. Matth. 5, 29 f. Wenn man aber dieſen Tod als einen ſchrecklichen betrachtet, und die Kinder deshalb bedauern muß, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß auch in dieſer Hinſicht im Jenſeits eine Ausgleichung eintreten wird Luc. 16, 25. Schließlich ſind ja alle zeitlichen Strafen Gottes keine eigentlichen Strafen, ſondern zur Beſſerung zielende Züchtigungen. So wurde auch hier die Gnadenzeit Niemandem abgekürzt, indem uns die heilige Schrift berichtet, daß ihnen noch nach ihrem Tode Gelegenheit zur Buße gegeben wurde (wenn ſie anders derſelben noch fähig waren) 1. Petr. 3, 19. Wer ſich dem gegenüber noch an ein ſolches Strafgericht ſtößt, und Gott der Ungerechtigkeit anklagt, der erkennt ſeinen eigenen ſündlichen Zuſtand nicht, für den haben wir auch weiter keine Hilfe, ſondern gedenken dabei an 2. Kor. 2, 16; Luc. 2, 34 ꝛc. Daß vor Gott alle Menſchen ohne Ausnahme ſchuldig ſind, geht auch ſogleich hervor aus V. 8, wo es heißt: Noah fand Gnade vor dem Herrn, vergl. Röm. 11, 6 V. 11 f. Dies enthält gegenüber dem Vorhergehenden keine Tautologie, ſondern vielmehr einen Fortſchritt: nicht nur die Menſchen, ſondern alles Fleiſch hatte ſeinen Weg verderbet auf Erden, daher die Erde ſelbſt als verderbt erſcheint; denn daß unter: „alles Fleiſch“ auch die Thiere mit verſtanden ſind, geht aus V. 13, verglichen mit 19 f.; 7, 21, hervor. Wie aber waren denn die Thiere verderbt, da ſie doch nicht eigentlich ſündigen können? Wir könnten zunächſt daran denken, daß durch den Sündenfall auch unter der Thierwelt eine andere Richtung der Entwickelung Platz gegriffen hatte, daß die ziel- und planlos wirkenden Naturkräfte ſchon vieles Unzweckmäßige erzeugt hatten; da aber nach der Sündfluth in Folge der bedeutenden Veränderung der klimatiſchen und Nahrungsverhältniſſe die Variation noch größer werden, und damit auch noch mehr unzweckmäßige Formen zeitweilig erzeugt

werden mußten, so kann dieses hier nicht gemeint sein. Auch eine übermäßige Vermehrung der sogenannten schädlichen Thiere, namentlich der Raubthiere, kann nicht gemeint sein, weil dieses Verhältniß jetzt ohne das Eingreifen des Menschen mindestens nicht besser ist, was die Insekten anbetrifft, vielmehr schlimmer; auch wird eine zu starke Vermehrung der eigentlichen Raubthiere sehr bald durch den Mangel an Nahrung aufgehalten. Wir schließen vielmehr aus der großen Menge der niederen Thiere und der kleinen Zahl der Säugethiere und Vögel, welche man versteinert findet, daß die Entwickelung des Thierreiches eine abwärtssteigende, anstatt eine in gewissem Sinne aufwärtssteigende geworden, und daß dies ein gegen die ursprünglichen Schöpfungsabsichten Gottes gehendes Verhältniß war. Wir denken insbesondere daran, daß sich besonders unter den niederen Thieren am meisten Raubthiere ausgebildet hatten, während die Säugethiere meist Pflanzenfresser waren. (Die Hyänen und Bären, welche sich im Diluvium zahlreich finden, lebten wahrscheinlich größtentheils nach der Sündfluth; vergl. S. 419 des ersten Bandes.) Unter diesen Umständen gehörte die Herrschaft thatsächlich den niederen Thieren auf dem Lande: den Reptilien, im Meere: den Weichthieren ꝛc.; es war dieses eine natürliche Folge der veränderten Entwickelung, begünstigt durch das feuchtwarme Klima. Diesem Zustande sollte nach göttlichem Plane durch die Sündfluth auch ein Ende bereitet werden, und dieses geschah auch wirklich. (S. 416 und 420 des ersten Bandes.) Nachdem nun Gott einmal die Fluth beschlossen hatte, offenbarte Er es dem Manne, den Er erhalten wollte V. 13—21. Gott verlangte dabei, daß Noah nicht nur Maßregeln zur Rettung seiner Familie ergreifen sollte, sondern auch zur Rettung von allerlei Thieren. Noah konnte selbst als Landbauer natürlich nicht die Zahl der Arten aller in der dortigen Gegend wohnenden Landthiere kennen; er hatte sich in dieser Hinsicht nur nach der göttlichen Vorschrift zu richten, nach der er das zu bauende Schiff mit einzelnen Kammern zur Aufnahme der Thiere einrichten mußte. Er wird auch nicht gewußt haben, auf welche Weise er die verschiedenen Thiere bekommen sollte; und der göttliche Befehl V. 21 in Betreff der Speise war auch noch so allgemein gehalten, daß Noah nichts Gewisses über die Zahl und Art der aufzunehmenden Thiere wissen konnte. Der ganze Befehl Gottes trug den Stempel einer Glaubensprobe: darum wird ihm auch zunächst gesagt, daß er ohne Unterschie

der Thierart von jeder Art nur ein Paar in die Arche nehmen ſollte. Es war gewiß eine ſtarke Zumuthung, die an Noah geſtellt wurde, von allen Säugethieren und Vögeln (denn an Inſekten und Würmern dürfen wir ſchon der Nahrung wegen nicht denken; unter dem „Kriechenden" haben wir aber offenbar kleinere Säugethiere, insbeſondere wilde zu verſtehen), ohne Rückſicht darauf, ob ſie dem Menſchen ſchädlich oder nützlich ſind, je ein Paar aufzunehmen; dagegen mußte ihm wieder die ſpezielle Weiſung für ſeinen Bau zur Glaubensſtärkung dienen. Wir müſſen uns nämlich denken, daß Gott dem Noah noch ſpeziellere und ausführlichere Weiſung ertheilte, als V. 14—16 angegeben iſt; denn bei der Unkenntniß Noahs in Bezug auf Schiffbaukunſt konnte er ohne ſolche Weiſung nichts Näheres über die nöthige Stärke und ſonſtigen Verhältniſſe (ſoweit ſie überhaupt bei dieſem, unter der beſonderen Obhut Gottes ſtehenden Schiffe in Betracht kamen) wiſſen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß ſich über dieſe ganze Erzählung der Spott der Ungläubigen ergoſſen hat; indeſſen, eine geſchichtliche Grundlage geſtehen doch die Meiſten zu, und ſobald man das thut, und dabei von der göttlichen Leitung abſieht, dann erheben ſich noch viel mehr kritiſche Fragen über den Schiffbau ꝛc., die jene Männer aber wohlweislich gar nicht ſtellen, viel weniger beantworten. So wenig nun, als es unter der Herrſchaft der Pariſer Commune 1871 dem Einzelnen unmöglich war, ſeinem Handwerke nachzugehen, ja wenn er Luſt dazu hatte, auch wohl Häuſer zu bauen, ſo wenig wird es auch unter der Herrſchaft der Tyrannen abſolut unmöglich geweſen ſein, ein ſolches Schiff zu bauen, wenngleich natürlich unter mancherlei Spott und Bedrückung. Gottes Schutz mußte dem Noah dabei menſchlichen Schutz und menſchliches Wohlwollen erſetzen. Am Schluſſe des 6. Kap. wird uns dann berichtet, daß Noah dem göttlichen Befehle gehorchte, und dadurch die Glaubensprobe beſtand, weshalb er auch 7, 1 ein (durch den Glauben Hebr. 11, 7) Gerechter genannt wird.

Mit Kap. 7 beginnt die eigentliche Geſchichte der Sündfluth. Hier treten nun die Differenzen mit dem Berichte der Vorgeſchichte zu Tage. Während in Kap. 6 dem Noah befohlen wird, von jeder Art der Landthiere und Vögel ohne Unterſchied je ein Paar in die Arche aufzunehmen, wobei noch beſonders betont wird „von allem Kriechenden", ſo wird hier 7, 2 ein Unterſchied gemacht zwiſchen reinen und unreinen Thieren, und von dem „Kriechenden" iſt gar

nicht die Rede. Wenn man nun unter „Kriechendem“ kleinere, wilde Säugethiere verſteht, unter Vieh aber (ſo wie es in den meiſten Fällen gebraucht wird) beſonders das zahme Vieh, die Hausthiere, ſo wird man ſagen können, daß hier unter „Vieh“ die Säugethiere überhaupt begriffen ſind. Will man dagegen durchaus unter dem „Kriechenden“ Würmer, Spinnen, Inſekten und Reptilien verſtehen, dann wird man zugeben müſſen, daß doch in 7, 2 dem Noah nur befohlen wird, Säugethiere und Vögel aufzunehmen. Wie erklärt ſich aber der Unterſchied zwiſchen beiden Befehlen Gottes? Die Kritiker finden darin den entſchiedenſten Beweis, daß der Sündfluthbericht aus zwei Urſchriften zuſammengeſetzt ſei. Wir dagegen ſagen, daß dieſe beiden Befehle Gottes doch deutlich der Zeit nach unterſchieden ſind, alſo nicht in zwei verſchiedenen Berichten dieſelbe Stelle vertreten können. Kap. 6, 13—22 zeigt dem Noah die göttliche Abſicht an, befiehlt ihm, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und motivirt dieſelben mit dem vorläufigen Befehle, in das zu bauende Schiff ein Paar von jeder Thierart aufzunehmen; 7, 1 dagegen iſt die Arche gebaut, und es erfolgt der Befehl zum Eingange. Die wirklich vorhandenen Differenzen in den beiden Befehlen beruhen nun natürlich nicht auf einer willkürlichen Aenderung des göttlichen Rathſchluſſes, ſondern ſind vielmehr in der pädagogiſchen Weisheit Gottes begründet. Der Befehl Gottes an Noah 7, 2, der ihm befiehlt, von allen reinen (d. h. eßbaren) Thieren je ſieben Paar, von den unreinen, und darum auch wilden, je ein Paar aufzunehmen, das „Kriechende“ aber gar nicht erwähnt, und es überdem dem Noah freiſtellt, ob er von allen unreinen Thieren und von allen Vögeln Paare aufnehmen wollte, oder nur von ſolchen, die ihm leicht zugänglich waren, die ihm in die Hände liefen, — dieſer Befehl war ungleich leichter auszuführen, als der erſte, wonach dem Noah noch beſonders eingeſchärft wird, daß er von allem Kriechenden, darunter auch von allen Raubthieren, je ein Paar aufnehmen ſollte. Der erſte Befehl war eine Glaubensprobe, an der es ſich zeigen ſollte, ob Noah bereit wäre, auf das Wort des Herrn hin auch das Unmögliche zu unternehmen. Nachdem er durch die That bewieſen, daß er zu Allem willig war, ging es hier, wie ſpäter bei Abraham: Gott erließ ihm die ſtrikte Ausführung Seines erſten Befehles, weil Ihm noch andere Mittel zur Erreichung Seiner Abſichten zu Gebote ſtanden. In den verſchiedenen Befehlen liegt alſo ſo wenig ein Be-

weis gegen die Einheit und Wahrheit des Berichtes, daß sie vielmehr ein Beweis der planvollen Einheit und des göttlichen Ursprunges der heiligen Schrift sind. So enthalten auch die folgenden Verse 7—9 keine überflüssige Wiederholung, sondern zeigen uns nur, daß Noah bei der Ausführung noch etwas über den letzten Befehl Gottes hinausging, indem er auch „allerlei Kriechendes" V. 7 aufnahm, womit nach dem Gebrauche des hebräischen „Kol" nicht gesagt werden soll, daß er alle kriechenden Thierarten (verstehe man nun kleinere Säugethiere oder andere darunter) in die Arche aufgenommen habe. Ebenso ist die Wiederholung V. 13—16 nicht einem anderen Verfasser zuzuschreiben; denn auch hier heißt es nicht, wie in 6, 20: „ein Paar", sondern nur im Allgemeinen: paarweise, womit also so wenig wie in V. 9 über die Zahl der Paare etwas ausgesagt ist. Man ist darum schon auf den Gedanken gekommen, einen späteren „Ergänzer" anzunehmen, so daß wir hier, wie überhaupt im ersten Buche Moses, ein aus drei Konzepten zusammengesetztes Schriftstück vor uns hätten. Allein das wäre eine sonderbare „Ergänzung", die den Bericht nicht etwa vervollständigte, sondern vielmehr Widersprüche und Tautologien hineintrüge. So richtet sich die Kritik durch sich selbst. Wir haben die Wiederholung jedenfalls nicht anders aufzufassen, als Gal. 1, 8 f.; 5, 2—4. Sowie dort Paulus der Wichtigkeit der Sache wegen sogar dieselben Worte wiederholt, so wiederholt hier der Verfasser dieselbe Sache unter Hinzufügung einiger neuen Momente, namentlich der genauen Bezeichnung des Tages, an welchem die Sündfluth einbrach, und der genauen Angabe, woher das Wasser kam. Die folgende Erzählung gibt eigentlich keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß sie aus zwei verschiedenen Quellen stamme; nur die Einlegungskunst der Kritiker hat auch sie in zwei Bestandtheile zerlegt. Da wir indessen den Raum für nothwendigere Erörterungen sparen müssen, gehen wir jetzt über zu einer näheren Feststellung des Verlaufes der Sündfluth, wie er sich nach dem biblischen Berichte ergibt, wobei sich von selbst noch einige Widerlegungen ergeben werden.

Der Zweck der Sündfluth ist ausgesprochener Maßen zunächst die Vertilgung der gottlosen Menschen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnte sich die Fluth sehr wohl blos auf den bewohnten Theil der Erde beziehen, ohne allgemein zu sein, wie dies auch von neueren Theologen und gläubigen Naturforschern vielfach

angenommen wird. Doch muß man dann einestheils verschiedene Bibelsprüche abschwächen und anderntheils voraussetzen, daß die Erde damals erst zum kleinen Theile bewohnt war. In Bezug auf Letzteres dürfte man sich aber wohl täuschen. Denn obgleich Naturforscher vom Schlage Carl Vogts behauptet haben, wenn die jetzige Bevölkerung von Noah und seinen Söhnen abstammen sollte, so setze das eine selbst für Ratten und Mäuse unerhörte Fruchtbarkeit voraus, so ist eine solche Behauptung nur ein Beweis der totalen Unzurechnungsfähigkeit oder der böswilligen Entstellung. Es verhält sich vielmehr so, daß, wenn wir die gegenwärtige Fruchtbarkeit der Menschen als Maßstab annehmen, die von einem Paare abstammende Bevölkerung nach Verfluß von 1500 Jahren schon 1000 Millionen übersteigen konnte. Bleibt es nun auch zweifelhaft, ob eine solche Vermehrung wirklich stattgefunden hat, so dürfen wir uns gleichwohl denken, daß die Zahl der Menschen bereits so groß war, daß sie über den größten Theil der bewohnbaren Erde, soweit sie dieselbe bei der Konfiguration des Landes erreichen konnten, zerstreut waren. Schon allein aus diesem Grunde enthält die Annahme einer partiellen Ueberschwemmung, sofern man damit der Auffassung der Bibel ein Genüge zu thun glaubt, so viel unwahrscheinliche, ja unmögliche Voraussetzungen, daß man sie gänzlich verwerfen muß. Wir haben demnach anzunehmen, daß die ganze Erde, sei es an einzelnen Orten auch nur kürzere Zeit, unter Wasser gesetzt wurde, womit auch übereinstimmt, daß nach 7, 21 ff. wirklich alles Fleisch, alles Lebendige starb, und blos ein „Same" V. 3 übrig blieb. Von dieser Thatsache aus entsteht aber die Frage: So wären also wirklich alle Landthierarten der ganzen Erde nur durch die Arche Noahs in die neue Welt hinüber gerettet worden? Wir beantworten diese Frage mit einem entschiedenen: Nein. Wir wollen uns nicht mit Auseinandersetzungen aufhalten über die Unmöglichkeit, die immerhin nach Tausenden zählenden vorsündfluthlichen Arten der Säugethiere und Vögel (von Würmern und Insekten gar nicht zu reden) nicht nur mit dem auf ein Jahr nöthigen Futter unterzubringen, sondern sie auch regelmäßig zu füttern; wir wollen nur darauf hinweisen, daß bei einer solchen Auffassung die Faulthiere Amerikas und die Beutelthiere Neuhollands, die sich beide sowohl fossil als lebend nur dort finden, die lange Reise angetreten und hernach wieder zurückgewandert sein

müßten, ohne unterwegs eine Spur, etwaige Nachkommen zurückzulassen, oder gar zu sterben, ohne ihr Ursprungsland erreicht zu haben; außerdem gibt es noch eine Menge ähnlicher Bedenken dagegen. Doch wir hören unsere bibelgläubigen Leser bereits sagen: Es steht ja 7, 23 haarklar geschrieben: „Allein Noah blieb übrig und was mit ihm in dem Kasten war"; wo bleibt dann die gerühmte Uebereinstimmung mit der Bibel? Wir verkennen gar nicht das Gewicht dieses Wortes (des einzigen, welches unserer Anschauung zu widersprechen scheint); indessen legt der Erzähler doch offenbar das Hauptgewicht auf die Menschen, indem er Noah voranstellt. Wir können daher das Wort „allein" ausschließlich auf die Menschen beziehen, sobald eine anderweitige Andeutung vorliegt, daß auch noch an anderen Orten Thiere erhalten wurden. Und eine solche findet sich allerdings in V. 3b, wo es heißt: Auf daß Same lebendig bleibe auf dem ganzen Erdboden. Indem hier gesagt wird: Auf dem ganzen Erdboden, wird dadurch angedeutet, daß die hier vorgesehene Erhaltung von lebendigen Thieren nur ein Glied einer die verschiedenen Theile der Erde umspannenden Kette von Erhaltungsmaßregeln Gottes sei. Allerdings konnte eine solche Erhaltung nur durch eine besondere Fürsorge Gottes bewirkt werden; allein war diese nicht auch für die Bewohner der Arche noch nothwendig? In der That, da die Ueberschwemmung durch die Oszillation der Erdrinde bewirkt wurde (wie wir sogleich beweisen werden), war es sehr leicht möglich, daß einzelne Orte entweder ganz davon ausgenommen waren, oder neugebildete Gebirge zeitig genug über das Wasser emporgehoben wurden, um den auf Baumstämmen antreibenden Thieren eine Zufluchtsstätte zu gewähren. Im letzteren Falle werden auch oft Pflanzen, welche den Thieren zur Nahrung dienten, angeschwemmt worden sein, und Raubthiere werden sich unter solchen Umständen in Ermangelung lebender Thiere auch mit den theilweise eingefrorenen und daher längere Zeit haltbaren Leichnamen (S. 386 des ersten Bandes) begnügt haben. Wir haben demnach, da die hier vorkommende Bezeichnung: „Oberfläche der Erde" immer das trockene Land bezeichnet, anzunehmen, daß auf verschiedenen Punkten der Erde Landthiere erhalten wurden (S. 415 des ersten Bandes). Dadurch wird es auch erklärlich, daß Gott es dem Noah anheimstellen konnte, ob und wie viel er von wilden, insbesondere reißenden Thieren mit in die Arche nehmen wollte. Wir

glauben nun, daß er nur pflanzenfressende Säugethiere und Vögel aufgenommen hat, die Raubthiere mußten daher auf andere Weise gerettet werden, bezüglich aus anderen Gegenden, wo sie gerettet wurden, einwandern, während die Insekten und Würmer ihre Fortpflanzung durch erhaltene Eier bewirkten. Der Allgemeinheit der biblischen Ausdrücke in Bezug auf den Untergang der Thiere geschieht dadurch kein Eintrag, weil Gott ausdrücklich einen „Samen" davon ausnimmt V. 3. Wir kommen zu einem weiteren hier in Frage kommenden Punkte, nämlich wie man sich nach dem biblischen Berichte die Entstehung der Sündfluth zu denken habe, oder welches ihre nächsten Ursachen seien. In der Regel ist die Vorstellung verbreitet, die Bibel schreibe den Eintritt der Fluth hauptsächlich dem langdauernden Regen zu, doch ist dies nicht richtig. Zwar sagt Gott V. 4 allerdings nur von Regen; das geschah aber darum, weil zunächst nur dieser Vorgang dem Noah verständlich war, und wir haben darin einen Beweis dafür, daß Gott Sich bei Seinen Offenbarungen jederzeit auf das Nothwendigste beschränkt und den Menschen keine Naturwissenschaft lehrt. In dem folgenden Berichte wird aber immer als erster Grund der Sündfluth das „Aufbrechen der Brunnen der Tiefe" hervorgehoben, und der Regen erst in letzter Linie erwähnt 7, 11 f.; 8, 2. Was haben wir uns nun unter den „Brunnen der Tiefe" zu denken? Der Erzähler hat offenbar nach dem Augenscheine berichtet. Noah sah von der Arche aus überall das Wasser aus den tiefen Thälern emporbringen und mag sich daher allerdings gedacht haben, daß es aus Höhlungen unter der Erdoberfläche komme; gleichwohl weist der Ausdruck „große Tiefe" 7, 11 darauf hin, daß es thatsächlich Wasser des Meeres war, welches in die Thäler eindrang und von da immer höher stieg, bis es die Berge bedeckte. Der Regen spielte eine untergeordnete Rolle, und das Wasser, welches sich als Regen niederschlug, war vorher auch nicht einmal alles in der Atmosphäre enthalten, sondern erst während der Katastrophe in Wasserdampf verwandelt worden (S. 402 des ersten Bandes). Dadurch fallen alle Bedenken weg, die man sonst gegen einen allgemeinen 40tägigen Regen hegte. Was die Höhe der Fluth betrifft, so will die Bibel weder eine genaue, noch eine allgemein giltige Angabe machen; das zeigen schon die allgemeinen Ausdrücke; denn offenbar wurden die verschieden hohen Berge auch in verschiedener Höhe mit Wasser bedeckt. Wir können

auch nicht denken, daß Noah in solcher Lage Messungen vorgenommen, sondern sind mit anderen Auslegern der Meinung, daß er nur auf eine Wasserbedeckung von 15 Ellen geschlossen habe, weil die Arche während der 150 Tage V. 24 nirgends auf den Grund gerieth und doch 15 Ellen Tiefgang hatte. Es ist demnach für jene Gegend, wo sich die Arche befand, so wenig eine viel höhere Wasserbedeckung, als für einzelne Berge anderer Gegenden ein theilweises Freibleiben davon ausgeschlossen. — Was endlich die Zeitdauer der Sündfluth anbelangt, so ist es nur böswillige Erfindung, wenn man auch hier zwei verschiedene Angaben im Berichte finden will; wir überlassen es dem Leser, selbst darüber zu urtheilen. Nach dem biblischen Berichte dauerte es ein volles Jahr, bis die Erde wieder vollständig trocken war (die Monate sind Mondmonate von je 29½ Tagen), und der ganze Verlauf der Fluth ist chronologisch genau angegeben: 40 Tage dauerte das Steigen des Wassers, das Noah nur an dem allmäligen Verschwinden auch der höchsten Bergspitzen erkennen konnte; 150 Tage sah er nichts als Wasser 7, 24, dann schloß er aus der nach verschiedenen Richtungen eintretenden Strömung des Wassers, und dem Winde, daß das Wasser abnehme 8, 1 ff. (es kann aber schon vorher abgenommen haben); nach Verlauf von etwa 20 Tagen gerieth die Arche auf der Spitze des Berges Ararat auf den Grund; nach etwa 71 Tagen weiterer Abnahme erblickte er die Spitzen ferner Gebirge, vielleicht die des Kaukasus; dieser ist von ungefähr gleicher Höhe, wie der Ararat, und etwa 50 Meilen entfernt. Es mußten demnach die Spitzen desselben schon bis zu einer bedeutenden Tiefe von Wasser entblößt sein, um vom Ararat aus wahrgenommen werden zu können; außerdem hing ihre Sichtbarkeit auch von der Durchsichtigkeit der Atmosphäre ab. Nach weiterem Verlaufe von zwei Monaten war das Wasser völlig abgelaufen, und der Erdboden bedurfte nur noch der Abtrocknung, die nach 8, 14 erst nach 56 Tagen erfolgte. Dieser Zeitraum will uns gegen die früheren viel zu lang erscheinen; allein erst handelte es sich um Abfluß, nicht um Vertrocknung des Wassers, und der Ausgang Noahs aus der Arche erfolgte erst nach einer neuen göttlichen Offenbarung, offenbar, weil Noh sich nicht getraute, ohne eine solche etwas zu unternehmen. Wir dürfen aber nicht denken, daß Noah irgend zu lange in der Arche geblieben sein wird, denn was uns 8, 13 berichtet wird,

beruht doch nur auf der Wahrnehmung Noahs, daß die nächsten, noch hoch liegenden Thäler von Wasser frei waren; das flache Land wird damals immer noch mit Wasser bedeckt gewesen sein. Daß es sich bei der Abnahme des Wassers um Abfluß und nicht um Vertrocknung handelte, geht trotz 8, 1, wo der Wind erwähnt, aber nicht gerade als Ursache der Abnahme hingestellt wird, deutlich aus den wiederholten Ausdrücken: zurückkehren und gehen (wie es im Grundtexte heißt) hervor; die Vertrocknung kam erst am Ende der ganzen Fluth in Betracht. Von kritischer Seite ist hervorgehoben worden, daß der Bericht nichts von Wogen und Wellen wisse und dadurch verrathe, daß er sich nur auf eine größere Ueberschwemmung des Landes durch einen Fluß beziehe. Wenn man aber einmal zugibt, daß sich Noah bei der betreffenden Ueberschwemmung nicht auf einen Berg, sondern mittelst eines Schiffes gerettet habe, dann wird man finden, daß das Fahren des Schiffes 7, 18 Andeutung ist, daß es sich nicht auf ganz ruhigem Gewässer befunden hat; das Schiff der Kritiker aber wäre unter den bewandten Umständen mit rasender Schnelligkeit den Euphrat hinab in den persischen Meerbusen geschwommen und wahrscheinlich nie wieder nach Mesopotamien gekommen. (Von dieser Seite wird auch gesagt, daß die Patriarchen Israels keine eigentlichen Gebirge kannten, weil sie in dem ebenen Mesopotamien wohnten. Abraham wohnte aber vor seinem Auszuge nicht in der Ebene Mesopotamiens, sondern im nördlichen, gebirgigen Theile, vielleicht am Fuße des Masiosgebirges. Wer nun die Fluth für eine von den Vorfahren Abrahams erlebte hält, muß auch die Angabe, daß sie vom Ararat herabgestiegen, nicht als eine spätere Eintragung, sondern als eine schon durch den Wohnsitz sehr wahrscheinliche Ueberlieferung ansehen.) Daß aber die Wellen überhaupt nicht besonders hervorgehoben werden, kommt sehr natürlich davon her, daß Gott Seine schützende Hand über dieses Schiff ohne Steuerruder und Steuermann, ohne Segel und Anker halten mußte und hielt. — Was endlich die Erhaltung der Thiere betrifft, so dürfte wohl kein Zweifel bestehen, daß Noah diejenigen Thiere, welche er in der Arche hatte, auch ein Jahr lang mit Futter versorgen konnte, indem er ja, wie oben gezeigt, nicht alle Thierarten, die damals auf der Erde lebten (von der jetzigen Zahl noch ganz abgesehen), auch nicht einmal alle Landthiere der dortigen Gegend, sondern nur alle reinen Thiere in je 7 Paaren,

und nicht eßbare und wilde Thiere in beliebiger Anzahl, von Vögeln aber (jedenfalls so viel ihm solche zuflogen) von jeder Art 7 Paare aufbewahrte. Noah wird die Thiere keineswegs eingefangen haben, sondern sie werden ihm vielmehr vermöge des den Thieren in besonderem Grade zukommenden Vorgefühles der hereinbrechenden Katastrophe schon von selbst in die Hände gelaufen sein, indem sie vor Angst überall Schutz suchten und doch nirgends Ruhe fanden. Die Gegner haben unter Anderem auch gefragt, woher denn die Thiere bei dem einzigen „Fenster" der Arche Licht erhalten hätten; als lebten nicht unsere Hausthiere in den Ställen, die wilden Thiere in ihren Höhlen und die Vögel in hohlen Baumstämmen oft lange Zeit im Ganz- oder Halbunkel! Die Wasserthiere mußten allerdings unter den Wechselfällen der Katastrophe auch zum Theil umkommen, namentlich betraf dieses Schicksal die Süßwasserthiere. Da sie sich fast ausnahmslos durch Eier fortpflanzen, so wurden doch ohne Zweifel lebensfähige Keime genug erhalten. Die Reptilien, Landwürmer, Landschnecken, Spinnen und Insekten mußten zwar auch, so weit solche damals überhaupt existirten, meist umkommen, konnten sich aber durch Eier fortpflanzen; bei den mannigfaltigen Wechselfällen einer solchen Fluth ist es sehr gut denkbar, daß unter den jedenfalls zahlreich vorhandenen Eiern auch solche, die bei längerem Liegen im Wasser verderben, vor zu starker Nässe geschützt und erhalten wurden, so daß man nicht nothwendig hat, hier besondere Wunder anzunehmen. Ebenso gut, wie an einzelnen Orten lebende Säugethiere und Vögel rechtzeitig auf entweder neugebildete oder nie überschwemmte Berge gelangen konnten, ebenso war dies auch für Eier solcher Thiere ohne ihr Zuthun möglich. Daß trotz alledem manche Art sowohl von Wasser- als Landthieren wird ausgestorben sein, ist natürlich, entspricht aber auch nur den geologischen Verhältnissen.

Wir haben es bisher absichtlich vermieden, zwischen der hier geschilderten Sündfluth und der in § 18 des ersten Bandes beschriebenen Katastrophe Parallelen zu ziehen, nur einige unbedingt nothwendige Verweisungen mußten erfolgen. Der Leser wird trotzdem bereits die Identität beider deutlich genug erkannt haben. In der That finden wir es dem biblischen Schöpfungs- und Sündfluthberichte ganz entsprechend, daß man die Ablagerung der sedimentären Formationen größtentheils in die Zeit der Sündfluth verlegt,

und die in denselben sich findenden organischen Ueberreste als die Ueberreste sämmtlicher vor der Sündfluth gelebt habenden Generationen der damaligen Organismen ansieht. Was die Theologen und Geologen bisher an der Aufstellung einer solchen Behauptung hinderte, war einestheils der in den versteinerten Organismen *im Allgemeinen* sich kundgebende Fortschritt der Vollkommenheit von den tiefsten Formationen zu den obersten, andererseits die Mächtigkeit der Schichten und die Menge der organischen Ueberreste; alles dies ließ eine langsame Ablagerung im Laufe langer Zeiträume voraussetzen. Wir haben beide Schwierigkeiten bereits im ersten Bande besprochen und dadurch gehoben, daß wir für die Zeit vor der Sündfluth die niederen Thiere die tiefsten Meere und Thäler, die höheren und höchsten dagegen hochgelegene Binnenseen, hohe Gebirge und Hochebenen bewohnen ließen, im Uebrigen aber nachwiesen, daß im Allgemeinen die stärksten Ablagerungen aufgerichtet wurden, wodurch die ganze Mächtigkeit der sedimentären Formationen größer erscheint, als sie thatsächlich ist; die Gesteinsmassen aber lieferte in genügender Menge das Trümmerstück des Asteroidenplaneten. Auf biblischem Standpunkte könnte man etwa noch einwenden, daß die Erzählung der Bibel, obwohl sie eine großartige Fluth schildert, doch keineswegs eine solche ungeheuerliche Katastrophe voraussetzen lasse, wie sie die Entstehung der sedimentären Formationen fordert. Indessen, wenn die biblische Erzählung eine solche Katastrophe auch nicht gerade verlangt, so steht sie doch auch mit dieser Annahme nicht im Widerspruch; wir werden im Gegentheil zeigen, daß einzelne Ausdrücke auf eine solche Katastrophe hinweisen. Wir haben schon erwähnt, daß es in 6, 12 heißt: *alles Fleisch* hatte seinen Weg verderbet; wir haben daraus geschlossen, daß auch die Thierwelt eine Richtung der Entwickelung genommen hatte, wie sie den göttlichen Absichten zuwider sein mußte. War dieses also bei Menschen wie bei Thieren, wenn auch bei beiden in durchaus verschiedener Weise, der Fall, so lag es nahe, daß Gott nun solche Maßregeln ergreifen würde, welche einer gleichen Entwickelung in der Zukunft vorzubeugen geeignet waren. Dieses konnte aber nur durch Umänderung der klimatischen Verhältnisse, Umgestaltung des Pflanzenbodens und in Folge dessen der Nahrungsmittel der Thiere und Menschen geschehen; denn sobald das Klima kälter und der Boden weniger fruchtbar war, war dadurch der Ueberwucherung

der höheren Thiere durch die niederen und dem Uebermuthe der Menschen ein Hemmschuh angelegt, dessen sie sich nicht entledigen konnten. Wir finden darum auch sogleich in 6, 13 den göttlichen Ausspruch: ich will sie verderben **mit** der Erde. Durch die § 18 des ersten Bandes geschilderte Katastrophe wurde nun die Uebermacht der niederen Thiere thatsächlich gebrochen, die Erde aber in eine theilweise noch jetzt unbewohnbare Einöde verwandelt, welche es dem Menschen nicht so schnell wieder zu wohl werden ließ. Wohl hat der Mensch in neuerer Zeit die Natur in einer Weise unterjocht, wie vorher nie, aber andererseits kann er sich doch nicht dem ganzen Heere von Leiden und Naturübeln entziehen, welche fortwährend auf ihn eindringen und sein Glück, seine Gesundheit und sein Leben bedrohen. Es ist freilich traurig, daß der Mensch solchen Leiden unterliegen muß, aber es ist eine nothwendige Folge seines Hochmuthes und seiner Sünde, und ein gerechtes göttliches Verhängniß. Daß nach jenem göttlichen Ausspruche auch der sofortige Untergang zahlreicher Thierarten nichts Befremdendes mehr haben kann, dürfte wohl klar sein. Daß aber die Erdoberfläche eine so gänzliche Umänderung, in den meisten Fällen sogar in entgegengesetzter Richtung (Land wurde Meeresboden, dieser aber Festland ꝛc.) erlitt, widerspricht der biblischen Erzählung auch nicht. Wir haben in § 5 absichtlich nichts über die Lage des Paradieses gesagt, weil wir diese Frage bis hierher aufsparen wollten. Es haben sich bekanntlich schon viele Theologen und Geographen abgemüht, die Lage des Landes Eden und des Paradieses zu bestimmen; es ist jedoch kein einziger zu einem nur einigermaßen befriedigenden Resultate gelangt. Die in Gen. 2, 10—14 angegebenen Ströme und ihr Verhältniß zu einander fand man nirgends in befriedigender Weise repräsentirt. Die beiden ersten Flüsse, Pison und Gihon, lassen sich nirgends bestimmt nachweisen, noch weniger aber in der Bestimmung, die ihrem Laufe gegeben wird; der Hiddekel und Phrath aber, welche offenbar Tigris und Euphrat sein sollen, stehen an ihren Quellorten nicht in Verbindung. Wenn man aber die Verbindung in dem Zusammenflusse beider Ströme findet, so fehlen doch wenigstens die beiden ersten Ströme mit ihren näheren Bestimmungen. Wir erklären die Sache nun wie folgt. Die Beschreibung, die uns der Erzähler von der Lage des Paradieses gibt, soll allerdings ein möglichst genaues Bild entwerfen, kann dieses aber nur unter der

Bedingung, daß man sie wirklich als Beschreibung vergangener, nicht mehr existirender Zustände ansieht. Noah mag noch im Lande Eden gewohnt haben, als die Sündfluth eintrat; dasselbe mag auch thatsächlich in der Gegend des jetzigen Euphrat und Tigris gelegen haben. Dort gab es also vor der Sündfluth ein Land mit vier Strömen, auf welche die gegebene Beschreibung paßt, und die gewisse Länderstrecken umflossen, bis sie sich zusammen vereinigten. In der Nähe des Vereinigungspunktes oder unterhalb desselben lag dann das Paradies (es heißt nämlich Gen. 2, 10 wörtlich: „Er theilte sich daselbst und wurde zu vier Häuptern"), was man sich wohl am richtigsten dahin erklärt, daß er sich nach oben zu in vier Flüsse getheilt habe, oder mit anderen Worten, daß dort die vier Flüsse zu einem sich vereinigt haben. Dieses paßt auch am besten zu den zwei gegenwärtig noch vorhandenen Flüssen, die der Bericht nennt, und die ja auch thatsächlich nicht aus einer Quelle stammen, und sich in ihrem Unterlaufe vereinigen. Die Flüsse Gihon und Pison mögen vor der Sündfluth wirklich ihrem Charakter nach so benannt worden sein und zu jener Zeit Länder umflossen haben, die etwa dort lagen, wo der Verfasser des ersten Buches Mose die Länder Harila und Kusch kannte. Harila war nach 25, 18 ein Theil des jetzigen Arabiens; Kusch dagegen ist ein sehr unbestimmter, für verschiedene Länder gebrauchter Begriff (welcher verschiedene Gebrauch wahrscheinlich daher kommt, daß Kusch, der Sohn Hams, mit seinen Nachkommen immer weiter wanderte oder gedrängt wurde, bis er nach Aethiopien kam); für die älteste Zeit müssen wir auch die älteste Bedeutung suchen, und da finden wir, daß er nach 1. M. 10, 7; 4. M. 12, 1 offenbar auch einen Theil Arabiens bezeichnet (wie auch Winer anerkennt). Beide Länder sind verhältnißmäßig klein gewesen. Die Flüsse Gihon und Pison werden demnach vor der Sündfluth von Westen oder Südwesten gekommen sein und sich in Mesopotamien mit zwei anderen Flüssen, die ihrem Laufe nach dem jetzigen Euphrat und Tigris ähnlich waren, vereinigt haben. Nach der Sündfluth bemerkte Noah eine entfernte Aehnlichkeit der beiden letztgenannten Flüsse mit zwei derjenigen des Landes Eden, während es thatsächlich ganz andere Flüsse waren, indem die Erdoberfläche gänzlich umgestaltet war. Jene vorsündfluthlichen Flüsse hatten wohl die Richtung des gegenwärtigen Euphrat und Tigris, flossen aber auf einer Hochebene; die Flüsse Gihon und Pison

kamen aus noch höheren Gegenden herab und hatten überhaupt keinen so langen Lauf, wie der gegenwärtige Euphrat und Tigris, denn die Länder, die sie umflossen, waren ja klein. Ob der vereinigte Strom dann in der Gegend des jetzigen persischen Meerbusens in den Ozean gemündet habe, ist zweifelhaft; unserer Theorie entsprechend hätte vor der Sündfluth wohl eher an der Stelle des gegenwärtigen persischen Hochlandes ein Meer existirt, während dagegen der persische Busen Hochebene gewesen sein dürfte; in diesem Falle konnte der Pison auch von Süden herkommen und das nachmalige Havila im Osten begrenzen. Etwas Gewisses wird sich in dieser Hinsicht niemals festsetzen lassen, doch könnte man bei genauerer Kenntniß der dortigen geologischen Verhältnisse wenigstens zu einem wahrscheinlichen Resultate gelangen. Gegen eine solche Lösung der Frage nach dem Orte des Paradieses streitet der Grundtext gar nicht, denn die vorkommenden verba finita gehören dem erzählenden Tempus an, und die Partizipien sind dann auch nach diesem zu übersetzen (vergl. 1. Mose 19, 1; 42, 35 ꝛc.), aber nicht, wie Luther gethan, durch das Präsens.

Wir machen noch darauf aufmerksam, daß die Bibel auch den Tag des Beginnes der Sündfluth angibt; nach der gewöhnlichen Berechnung fiele dieser Anfang November, was mit unserer Angabe 402 f. des ersten Bandes ungefähr zusammenstimmt. Nach dem daselbst geschilderten Vorgange mußte die Strömung des Wassers bei dem Eintritte der Sündfluth vorherrschend von Süd nach Nord gehen, womit auch erklärt ist, warum die Arche, von Eden ausgehend, bis an den Ararat gelangte.

Wir wollen hier noch erwähnen, daß sich unter fast allen Völkern Sündfluthsagen finden, die freilich meist den Stempel des Volkes, und besonders den seiner Religion tragen, die aber doch eine Aehnlichkeit mit dem biblischen Berichte erkennen lassen. Das Wichtigste ist die im Jahre 1872 von Smith entzifferte assyrische Keil-Inschrift. Die nähere Besprechung dieser Sagen gehört nicht hierher.

Nach der Sündfluth trat in Folge der gänzlich veränderten Naturverhältnisse eine bedeutende Umänderung der Pflanzen- und Thierarten ein, und in Folge der einmal eingeleiteten Variabilität und zahlreicher Kreuzungen entstanden nach und nach eine Menge neuer Arten; die ganze Pflanzen- und Thierwelt bildete sich all-

mälig zu derjenigen um, die wir noch heute vor uns ſehen, vergl. S. 417 f. des erſten Bandes. Eine hier ſich erhebende wichtige Frage iſt die, ob die verſchiedenen Menſchenraſſen wirklich aus Einer Urform hervorgegangen ſein, und darum alle von Noah abſtammen können. Ehe der Darwinismus zur Herrſchaft gelangte, wurde dieſe Möglichkeit von allen Gegnern der Bibel auf das heftigſte beſtritten. Mit der Annahme des Darwinismus mußten ſie dieſes aufgeben; dagegen behaupteten ſie auf Grund deſſelben doch, daß die Bedingungen zur Herausbildung des Menſchengeſchlechtes aus den Affen an vielen Orten gleichzeitig vorhanden ſein, und die Menſchen demnach aus verſchiedenen Stämmen entſtehen mußten. Jetzt dagegen kommt die Mehrzahl der Darwiniſten, und unter ihnen gerade die wiſſenſchaftlichen Größen, darin überein, daß ſie eine Abſtammung des Menſchengeſchlechtes von Einem Paare, oder doch wenigſtens ein Ausgehen deſſelben von einem Zentralpunkte annehmen, ja Caſpari gibt aus ethnologiſchen Gründen ſogar die Verwilderung der Indianer und Auſtralneger zu. („Urgeſchichte der Menſchheit S. 113 f.) Unter dieſen Umſtänden verzichten wir darauf, die Möglichkeit der Abſtammung der Menſchen von Noah, und ihre Verbreitung über die ganze Erde durch Beweiſe zu ſtützen. Wir bemerken nur, daß auf dieſelbe Weiſe, wie bei der Thierwelt, eine größere Variabilität eintrat, ſo auch die Menſchennatur nach der Sündfluth viel mehr zur Veränderung geneigt war als vorher. So lange ſich eine neuentſtandene Raſſe nicht durch viele Generationen befeſtigt hatte, unterlag ſie bei ihren Wanderungen immer wieder von neuem den abändernden Einflüſſen des Klimas, der Temperatur, der Nahrung, Beſchäftigung, der geiſtigen Ausbildung oder Vernachläſſigung derſelben, ſowie auch den Einflüſſen ihres moraliſchen oder unmoraliſchen Lebenswandels; dadurch bildeten ſich immer neue Raſſen aus, welche ſich bei längerer Ruhe ſo befeſtigten, daß ſie jetzt nur noch kleiner Modifikationen fähig ſind. Dieſe neuen Raſſen waren jedoch in keinem Falle vollkommener, als die Urform, ſondern bei dem Vorwiegen der letzteren Einflüſſe unvollkommener. Daſſelbe geſchah im Laufe der Zeit mit den Thier- und Pflanzenarten. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, daß jetzt nicht mehr ſo leicht neue Menſchenraſſen und neue Organismenarten entſtehen können, wie damals.

Mit dem bibliſchen Berichte über das Ende der Sündfluth

steht eine Frage im Zusammenhange, die eigentlich rein physikalischer Natur ist, die aber im ersten Bande nicht zur Erledigung gebracht werden konnte, weil sie für unsere Naturphilosophie keine besondere Wichtigkeit hat, nämlich die Frage, ob der Regenbogen erst nach der Sündfluth sichtbar geworden sei. Die Erscheinung des Regenbogens beruht auf der Brechung der Sonnenstrahlen bei ihrem Durchgange durch die Regentropfen. Diese Eigenschaft muß aber den Sonnenstrahlen und Wassertropfen von Anfang an eigenthümlich gewesen sein, und kann nicht erst später hinzugekommen sein. Es kann also nur noch die Frage sein, ob vor der Sündfluth etwa noch andere Umstände das Zustandekommen eines Regenbogens verhinderten. Wir werden in der That im Folgenden zeigen, daß, trotzdem die Strahlenbrechung vorhanden gewesen ist, doch die Entstehung eines Regenbogens meist unmöglich war. — Gegenwärtig hat die Temperatur des Erdinneren so wenig Einfluß auf die Temperatur der Luft, daß man denselben gleich Null setzen darf; denn die Temperatur der Erdrinde in derjenigen Tiefe, wo sie sich das ganze Jahr gleich bleibt, ist fast immer der mittleren Jahrestemperatur des Ortes gleich; woraus hervorgeht, daß das Innere der Erde nur noch sehr geringfügige Wärmequantitäten an die Oberfläche sendet. Wir haben aber S. 374 f. des ersten Bandes nachgewiesen, daß die Temperatur der Luft vor der Sündfluth höher war, als jetzt, und daß der Unterschied *gegen jetzt* nur auf die damals noch bedeutende Einwirkung der inneren Erdtemperatur zurückzuführen ist, indem das Gesammtquantum der von der Sonne alljährlich auf die Erde gesendeten Wärme damals nicht größer gewesen sein kann, als jetzt. Da nun die Luft ihre Wärme zwar zum größeren Theile, aber doch lange nicht ausschließlich, durch Vermittelung des von der Sonne erwärmten Erdbodens empfängt, vielmehr schon bei dem Durchgange der Sonnenstrahlen einen Theil ihrer Wärme bindet, so mußte eine schon an sich, ohne die Einwirkung der Sonnenwärme mit einer gewissen Temperatur begabte Erdoberfläche eine größere Erwärmung der Luft in ihrer Nähe bedingen, als jetzt. Denn da die Sonne nicht die *ausschließliche* Wärmequelle war, mußte die *unmittelbare* Durchwärmung der Luft durch die Sonnenstrahlen, gegenüber der durch die Erdoberfläche vermittelten, nicht so ins Gewicht fallen, wie jetzt; aus diesem Grunde mußte demnach auch die Temperatur der Luft mit der Höhe schneller abnehmen. Auch abgesehen von dem eben er-

örterten Verhältniſſe, muß jederzeit die Abnahme der Lufttemperatur mit der Höhe um ſo größer ſein, je höher dieſelbe an ſich in der Tiefe iſt. Wir können uns nämlich doch nicht anders denken, als daß die Luft in ihren oberſten Theilen der Temperatur des Weltäthers nahe kommt. Da nun dieſe unverändert niedrig iſt, ſo muß bei gleicher Höhe der Luftſäule und größerer Erwärmung der Baſis die Lufttemperatur um ſo ſchneller abnehmen, je größer ihre abſolute Höhe an der Baſis, an der Erdoberfläche iſt. So verhält es ſich auch in der That mit der Abnahme der Temperatur in größerer Höhe; denn im Sommer, wo die Temperatur in der Nähe der Erde größer iſt, nimmt ſie bei der Erhebung über der Erdoberfläche ſchneller ab, als im Winter, wo ſie ohnedem niedrig iſt. Was iſt nun die Folge einer ſchnellen Abnahme der Temperatur mit der Höhe? Nichts Anderes, als daß die aufſteigenden Waſſerdämpfe ſich ſchneller zu Nebel verdichten, und alſo niedrig ſchwebende Wolken bilden. Es läßt ſich wohl nicht behaupten, daß die Wolken im Sommer tiefer herabſteigen, als im Winter. Dies liegt aber daran, daß in unſerem Sommer die Temperatur der Luft in der Regel weiter vom Thaupunkte (d. h. der Temperatur, wo unter der vorhandenen Menge des Waſſerdampfes ein Niederſchlag erfolgen würde) entfernt iſt, als im Winter. Vor der Sündfluth war dieſes aber anders. Denn die ganze Configuration des Landes war ja geeignet, die Luft an jedem Orte bald mit Waſſerdampf zu verſorgen; es mußten an jedem warmen Tage aus den zahlreichen Meeresarmen und Binnenmeeren große Quantitäten Waſſerdampf entwickelt werden, welche, am Tage durch den aufſteigenden Luftſtrom in die Höhe geführt, ſich bei der ſchnellen Temperaturabnahme in geringerer Höhe als jetzt zu Nebel umbildeten. Bei einer geringen Temperaturerniedrigung mußten ſich auch die Waſſerdämpfe der tiefſten Luftſchichten in Nebel verwandeln, und der aus der Höhe herabkommende Nebel, mit dem unteren ſich vereinigend, eine tiefliegende Regenwolke bilden. Andererſeits werden höhere Wolken, die in unſerer jetzigen Atmoſphäre ſchon Veranlaſſung zu Regen geben, bei ihrem Niederſinken in der bedeutend wärmeren Luft aufgelöſt worden ſein. Die Regenwolken der vorſündfluthlichen Zeit werden demnach ſtets ſehr tief gezogen ſein, ſo daß ſie die tiefen Thäler bedeckten, wie jetzt noch die Alpennebel oft die Thäler bedecken, während es auf der Höhe der Berge heiter iſt. Wo aber in Folge der Wind-

richtung die Regenwolken jener Zeit die hohen Gebirge und Hochebenen überschreiten mußten, da werden sie die ersteren selbst eingehüllt haben, auf den letzteren dagegen, die ja jederzeit eine höhere Temperatur besitzen, als Gebirge von gleicher Höhe, werden sie sich entweder aufgelöst, oder sie als Nebel überschritten haben. Da nun die Sichtbarkeit eines Regenbogens davon abhängig ist, daß der Beobachter die klar scheinende Sonne hinter sich, die regnende Wolke vor sich hat, dieser Fall vor der Sündfluth aber äußerst selten eingetreten ist, so konnte auch nur äußerst selten oder niemals ein Regenbogen sichtbar werden. Denn da die Menschen vor der Sündfluth die Hochebenen und Gebirge bewohnten, so hatten sie die Regenwolken, wenn sie nahe waren, entweder unter ihren Füßen, oder sie waren von denselben umgeben; waren die Regenwolken aber in größerer Ferne, so standen sie entweder ganz oder fast ganz unter ihrem Horizonte, darum konnten sie auch im günstigsten Falle nur einen sehr kleinen, schwachen Regenbogen erblicken. Die Thalbewohner, wenn es sonst welche gab, waren in dieser Hinsicht auch nicht günstiger gestellt, indem sie die Regenwolke entweder über sich, oder so nahe vor sich hatten, daß auf der entgegengesetzten Seite die Sonne fast nie von Wolken frei gewesen sein wird; bei größerer Entfernung mußte die Regenwolke, weil niedriger ziehend, sehr bald unter dem Horizonte verschwinden. Der Grund, warum die Menschen vor der Sündfluth keine, oder doch höchst selten und dann nur extensiv und intensiv, schwachen Regenbogen zu Gesicht bekamen, war also hauptsächlich die schnelle Abnahme der Temperatur der Luft in der Höhe, wozu noch kam, daß die gleichmäßige Vertheilung von Wasser und Land und die Wärme des Erdbodens die Bildung von Nebeln, und auf den Hochebenen die Bildung des Thaues mehr begünstigten, als die Bildung schnell vorüberziehender Regenwolken.

Nach der Sündfluth, und schon während derselben, mußte dies sofort anders werden. Die Erdrinde war durch den Niedersturz der Trümmermassen des Asteroidenplaneten und durch die dadurch erfolgte Ablagerung der sedimentären Formationen stärker und kälter geworden, die Gestalt des Landes war gänzlich verändert, und dadurch die Möglichkeit gegeben, größere und deutlichere Regenbogen viel öfter zu beobachten, als bisher. Ebenso war aber auch die Oberfläche der Erde in einer Weise umgestaltet, daß es dem Menschen hinfort viel saurer werden mußte, sich zu ernähren, daß er nament-

lich härter arbeiten und auch vielleicht manche schmackhafte Speise entbehren mußte. Dadurch hatte Gott zugleich die Mittel erlangt, welche es Ihm auf natürlichem Wege ermöglichten, eine **allgemeine**, wenn auch theilweise nur innerliche **Empörung** gegen Gott (nicht bloßer Abfall, wie er ja thatsächlich fast allgemein wurde) so lange zu verhindern, bis die rechte Zeit erschienen war, wo Gott wenigstens in **einem Theile der Menschen** eine Erneuerung bewirken konnte, die vollständiger ist, als alle durch Strafgerichte bewirkte. Aus dem letzteren Grunde konnte darum Gott beschließen, die Erde hinfort nicht mehr durch eine allgemeine Fluth zu verheeren (das Endgericht über den Satan und seine Anhänger auf Erden wird durch Feuer geschehen). Weil aber die neue Gestaltung der physikalischen und topographischen Verhältnisse der Erde die Ursache war, daß der Regenbogen hinfort viel öfter, und sowohl extensiv als intensiv bedeutender erschien, darum konnte ihn Gott als Zeichen Seines neuen Bundes mit den Menschen darstellen.

§ 8.

Die Thätigkeit Gottes in der Erhaltung und Regierung der Welt.

An die nach der Sündfluth dem Mose gegebene göttliche Verheißung 1. Mose 8, 21 f., schließen wir hier die Besprechung der göttlichen Thätigkeit in der Erhaltung an. Die Stellen der heiligen Schrift, welche von der Erhaltung der Welt handeln, sind aus einem Geiste hervorgegangen, der alles Gute, was er hat, allein Gott verdankt. Das wird auch noch heute der Sinn aller Gläubigen sein, daß sie nichts durch sich selbst sein wollen, und auch nicht ihre Kraft „der gütigen Mutter Natur", sondern Gott verdanken. Es kann dieses jedoch in sehr verschiedenem Sinne geschehen. Wir können anerkennen, daß wir das, was wir sind, nur durch Gottes Gnade sind, und dabei doch eine gewisse Selbständigkeit unserer eigenen und der in der Natur wirkenden Kräfte damit vereinigen, oder wir können alle Naturwirkungen beseitigen und Gott allein wirken lassen. Wir haben uns bereits am Schlusse von § 5 dahin ausgesprochen, daß wir Gott nach der Schöpfung keine Thätigkeit zuschreiben

können, welche gleicher Natur mit der in der Schöpfungsperiode entwickelten ist, weil eine solche Annahme gegen den Sabbath Gottes verstoßen würde. Wir müssen darum hier insbesondere noch erklären, daß es weder zum Bestehen, noch zur Bewegung der Weltkörper, weder zum Bestehen der Organismenarten, noch zur Entstehung, zum Leben und Wachsthum der einzelnen Individuen besonderer göttlicher Erhaltungsakte bedarf, sondern daß Gott die Natur schon so geordnet hat, daß sie ohne Seine fortwährende Unterstützung bestehen kann. Denn wäre diese fortwährend nöthig, so wäre die Thätigkeit Gottes von der in der Schöpfung qualitativ nicht verschieden, quantitativ aber größer. Wäre die Menschheit ohne Sünde geblieben, so wäre zur Erhaltung der Welt überhaupt keine neue Thätigkeit Gottes erforderlich, die Welt ginge vielmehr ihren Lauf, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, und zwar geschähe dieses Alles vermöge der prästabilirten Harmonie, die Gott Seinen Werken einorganisirt hat. Daß die Menschen in diesem Falle Gott trotzdem Alles zu verdanken hätten und, weil sündlos, Ihm auch verdanken würden, liegt schon darin, daß Gott Alles geschaffen und Jedem seine Bestimmung im voraus zugewiesen hat. Auch wäre noch eine gewisse Weltregierung denkbar, nur würden die Menschen in unmittelbarer Weise von Gott Befehle empfangen und sie gern und freudig vollziehen, während sie jetzt meist durch äußere Umstände dazu gezwungen werden müssen. Nun ist aber die Welt nicht ohne Sünde geblieben, und insbesondere ist auf der Erde die Natur vielfach in einen Gang gerathen, der zwar nicht ihre Auflösung, aber doch zeitweilig große Unordnung anrichten kann. Aus diesem Grunde bedarf es einer Thätigkeit Gottes, welche die schädlichen Einflüsse der verkehrten Richtung modifizirt oder aufhebt, und diese Thätigkeit Gottes kann man, weil sie auf Erhaltung der zweckmäßigen Naturordnung gerichtet ist, allerdings Erhaltung nennen; man kann sie aber auch unter derjenigen Thätigkeit Gottes, welche auf das Heil der einzelnen, besonders der vernünftigen Geschöpfe, und vor Allem in moralischer Beziehung gerichtet ist, welche man im engeren Sinne Weltregierung nennt, mit befassen. Die Erhaltung der Welt, wie wir sie fassen, hat also zwei Seiten: eine positive und eine negative. Positiv geht sie nicht dahin, daß Gott der Natur im Ganzen, und jedem einzelnen Wesen insbesondere, jeden Tag erst die Kraft zum Bestehen darreichen müßte, oder daß Gott

bei jeder Entstehung eines neuen Organismus mitwirken müßte, sondern dies Alles geschieht schon vermöge der in der Schöpfungszeit in die Natur gelegten Kräfte, welche den Organismen so anerschaffen sind, daß jeder einzelne Organismus Nachkommen mit den gleichen Kräften, wie er sie selbst besitzt, hervorbringen kann. Da jedoch auch diese in der Natur vorhandenen, selbständig wirkenden Kräfte ihr Dasein und ihre Selbständigkeit allein Gott verdanken, und überdem die Wirkung der Naturkräfte von Gott vorausgesehen und in Seinen Weltplan aufgenommen worden ist, so wird auch jeder Mensch das, was er seiner eigenen Natur nach hat, und was ihm die äußere Natur an Gütern darbietet, Gott allein zu verdanken haben. In noch höherem Grade ist dies aber der Fall, insofern Gott positiv auf die Erhaltung Seiner zweckmäßigen Ordnung in der Natur überall dort hinwirkt, wo ihr von Seiten der durch die Sünde verkehrten Richtung der Naturentwickelung Gefahr droht. Die negative Seite der Erhaltung der Welt besteht darin, daß Gott die in die Natur gelegten Kräfte bestehen und wirken läßt, daß Er Sein Werk nicht zerstört. Wäre die ganze Welt mit ihren Bewohnern vollständig Gott unterthan, so verstände sich das von selbst, und brauchte nicht erwähnt zu werden. Da dieses aber nicht der Fall ist, so gewinnt diese Seite der Erhaltung für diejenigen Weltkörper besonderen Werth, welche von Geschöpfen bewohnt werden, die Gott widerstreben, also zunächst für die Erde. Die positive Seite der göttlichen Erhaltung der Welt kann sich oft sehr ins Einzelne erstrecken; denn es läßt sich wohl sagen, daß auch bei der falschen Richtung der Naturentwickelung der Wechsel der Jahreszeiten und der Bestand der Organismen im Allgemeinen ohne besondere göttliche Fürsorge möglich wäre; daß aber oft gerade in solchen Fällen, wo für eine einzelne Art, für eine einzelne Gegend, ein einzelnes Volk oder eine Familie Hunger oder Vernichtung droht, noch Hilfe geschafft wird, das wird man der besonderen göttlichen Fürsorge zuzuschreiben haben. Ebenso wird auch die negative Seite der göttlichen Erhaltung der Welt oft sehr ins Spezielle gehen; nicht nur die Welt im Ganzen wird von Gott mit ihren Gottlosigkeiten getragen (2. Petr. 3, 9), sondern auch einzelne Völker (Hos. 1, 6 f.), Städte (Jona 3, 11) und Personen (Offb. Joh. 2, 21). So wird auch die Entstehung neuer Organismen, insbesondere der Menschen, in manchen Fällen positiv (besonders bei den Gläubigen) von Seinem Segen,

in allen Fällen aber negativ von Seiner Zulassung abhängen. So können wir auch auf unserem Standpunkte von ganzem Herzen in die Worte der h. Schrift einstimmen, wie wir sie finden in Ps. 104, 13—15. 29; 147, 8; Matth. 5, 45; Apg. 14, 17; 17, 26. 28. Die negative Seite der göttlichen Erhaltung allein finden wir ausgedrückt in 1. Mose 8, 22; Hebr. 1, 3. In der ersteren Stelle verspricht Gott den Menschen, daß Er die neu festgesetzte Naturordnung nicht wieder, wie dies eben erst geschehen war, durch ein unmittelbares Dareingreifen aufheben wolle; dabei sind aber einzelne durch die Naturkräfte von selbst hervorgebrachte Verheerungen so wenig ausgeschlossen, als einzelne beschränkte Akte göttlicher Strafvollziehung. In der zweiten Stelle wird gesagt, daß der Sohn Gottes nicht nur die Welt gemacht hat, sondern sie auch trägt mit Seinem kräftigen Worte. Das „Wort" bezeichnet nun hier nicht ein fortwährendes Sprechen, eine fortwährende Kraftausströmung, sondern dem hier gebrauchten griechischen Worte entsprechend, ist es das einmal in der Vergangenheit „Gesagte", Ausgesprochene, ebenso wie Hebr. 11, 3, wo es auch heißt: „daß die Welten durch das Ausgesprochene Gottes zugerichtet sind." Es soll also hier gesagt werden, daß die Welt vermöge der Kraftwirkung des Sohnes Gottes nicht nur geschaffen ist, sondern auch, vermöge der ihr von Demselben Ein Mal mitgetheilten Kraft, fortbesteht.

Wenn wir nun in dem Vorstehenden unsere Anschauung von der Erhaltung der Welt auseinander gesetzt haben, so wissen wir wohl, daß wir damit der Anschauung der meisten Bibelgläubigen entgegen treten; ja nicht nur das, sondern wir wissen auch, daß die Schreiber jener Bibelstellen, wenigstens der alttestamentlichen, allerdings nicht unsere Anschauung theilten. Wir wissen aber auch, daß die Ansicht, die sie von dem durch sie Ausgesprochenen hatten, von der Absicht Gottes verschieden sein konnte, und wenn wir die Anschauung der Bibel kennen lernen wollen, so dürfen wir uns nicht mit der Ansicht der Schreiber, insbesondere derjenigen, über die der h. Geist nur zeitweilig und vorübergehend kam, begnügen, sondern müssen alle Bibelstellen, die hierher gehören, vergleichen. Wir wollen nun gar nicht behaupten, daß man aus der kleinen Zahl biblischer Aussprüche, die sich über diese Frage finden, nothwendig auf unsere Anschauung kommen müsse; wir erkennen im

Gegentheile an, daß diese Frage nicht so deutlich in der Schrift entschieden ist, und daß gerade ein Gläubiger, der in seinem persönlichen Leben seine Abhängigkeit von Gott in reichem Maße erfahren kann, ohne Kenntniß der naturwissenschaftlichen Thatsachen, oder doch bei mangelnder Berücksichtigung derselben viel eher auf die Ansicht geführt werden kann, daß es zur Erhaltung der Welt eines fortwährenden Kraftzuflusses aus Gott bedürfe. Andererseits können wir aber nicht umhin, es auszusprechen, daß diese letztere Ansicht bei Vielen, auch Theologen, viel mehr eine erlernte, oder auf Vorurtheilen gegründete, als eine aus der Schrift und inneren Erfahrung gewonnene ist. Denn von den Vertretern dieser Anschauung werden auf der einen Seite nicht nur Stellen, die wenigstens hauptsächlich auf die Weltregierung gehen (wie Jes. 40, 29; 41, 10; 42, 1), sondern auch Stellen, die überhaupt über die vorliegende Frage nichts aussagen (wie Joh. 5, 17; Kol. 1, 16 f.), als Beweisstellen geltend gemacht; auf der anderen Seite aber Stellen, wie Ps. 93, 1 f.; Marc. 4, 28, entweder gar nicht erwähnt, oder doch in ihrer Bedeutung abgeschwächt; endlich aber wird von ihnen die Bedeutung des Schöpfungswerkes und des Sabbaths Gottes verkannt. Denn so wenig auch, nach unserer Anschauung, die Ruhe Gottes eine absolute ist (besonders in Hinblick auf die sogleich zu erörternde Weltregierung) und nach der Schrift auch nicht sein kann, so wenig ist es doch mit der Bedeutung des Schöpfungswerkes vereinbar, wenn Gott Seinem Werke ebenso viel oder noch mehr Unterstützung müßte zu Theil werden lassen, als ein menschlicher Künstler seinem von allen Seiten Störungen unterworfenen Werke. Noch weniger aber wäre diese fortwährende Unterstützung und Schaffung neuer Wesen mit der göttlichen Sabbathsruhe vereinbar. Deshalb müssen wir sagen: schon eine genaue Berücksichtigung der biblischen Aussprüche muß jene Ansicht *mindestens* zweifelhaft erscheinen lassen; eine Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Thatsachen kann nur unsere oder eine ähnliche Anschauung von der Erhaltung der Welt als richtig erweisen. Die Thätigkeit Gottes in der Erhaltung der Welt stellt sich danach als eine nicht unbedingt, aber doch relativ nothwendige, und besonders durch die Sünde der Menschen, respektive der Teufel, veranlaßte Wirksamkeit dar. Bemerken wollen wir noch, daß vor der Sündfluth, als die Natur noch zweckmäßiger war als jetzt, die negative Seite der Erhaltung vor-

herrschte, während die positive nach der Sündfluth den zerstörenden Naturmächten gegenüber zur Geltung kam.

Wir kommen nun zur Besprechung der göttlichen Weltregierung, die wir schon in § 35 des ersten Bandes nach ihrer naturwissenschaftlichen Seite behandelt, und dort auch die Erhaltung der Welt mit ihr vereinigt haben. Auch sie wird in der Weise, wie sie sich auf der Erde geltend macht, durch die Sünde der Menschen nothwendig gemacht. Ohne die Sünde würde die unvernünftige Kreatur sich dem göttlichen Weltplane gemäß entwickeln, die Menschen aber würden nicht durch verschiedene Machtwirkungen Gottes gezwungen, Seinen Rath zu vollführen, sondern würden durch unmittelbaren Verkehr mit Gott dazu angeleitet werden, so wie es auch in der Zukunft nach der Ueberwindung des Satans geschehen wird. Die Weltregierung Gottes hat den Zweck, das wahre und ewige Wohl der Geschöpfe (das nicht immer mit dem natürlichen, zeitlichen zusammenfällt) zu befördern. Auch sie hat eine negative Seite, die Zulassung Gottes, und eine positive, die Schickung Gottes. Ebenso bezieht sie sich sowohl auf das Heil der ganzen Schöpfung, insbesondere der vernünftigen, als auf das Heil der einzelnen, auch der geringsten Geschöpfe. — Im ersten Bande haben wir die spezielle Fürsorge Gottes für einzelne Geschöpfe nicht hervorgehoben und uns überhaupt nur auf Andeutungen beschränkt, weil wir nicht so in das Einzelne gehende Beweise dieser göttlichen Fürsorge aufzählen konnten. Dagegen haben wir mehrere ganz offenbare und unleugbare Beweise der göttlichen Weltregierung hervorgehoben, und dadurch überhaupt die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes in die Natur dargethan. Diese augenfälligen Beweise des göttlichen Eingreifens haben wir Wunder genannt, und bereits gezeigt, daß sie in einer die Naturgesetze zeitweilig aufhebenden und den Naturkräften sogar entgegenwirkenden Thätigkeit Gottes begründet sind. Wir haben indessen auch angedeutet, daß es außer diesen offenbaren Akten der göttlichen Weltregierung noch eine Menge minder auffallendere gebe, so daß wir im einzelnen Falle nicht immer sicher entscheiden könnten, ob eine unmittelbare göttliche Thätigkeit, eine Schickung Gottes, oder eine Thätigkeit der Naturkräfte, eine Zulassung Gottes vorliege. Wir haben damit, wie überhaupt mit unserem ganzen ersten Bande, bereits unsere Stellung genommen gegenüber dem Deismus und Pan-

theismus sowohl, als auch gegenüber einer falschen Theologie, die sich gern die „biblische“ nennt. Dem Deismus und Pantheismus stehen die gesammten Resultate unserer Erörterungen entgegen, indem wir nachgewiesen haben, daß Gott ein von der Welt wesentlich verschiedenes, dieselbe aber unumschränkt beherrschendes Wesen ist; gegen jene „biblische Theologie“ bleibt uns indessen noch übrig, hier ein Wort zu sagen. Nach der Behauptung gewisser Theologen (die allerdings nur die Konsequenz einer in gläubigen Kreisen weit verbreiteten Anschauung ist, und die wir bereits bei der Besprechung der Erhaltung der Welt bekämpft haben) sind die Wunder, sowie überhaupt alle Akte der göttlichen Weltregierung, weiter nichts, als eine Konzentrirung und Potenzirung der ohnehin in der Natur wirkenden Kräfte. Dies ist aber hier nicht in dem Sinne gemeint, als wollte man das Wunder seiner göttlichen Ursächlichkeit berauben, sondern man raubt der Welt vielmehr ihre Selbständigkeit, indem man ihr überhaupt keine eigenen (wenn auch nur verliehenen) Kräfte zuschreibt. Die Naturkraft ist nicht wesentlich von der göttlichen verschieden, und die göttliche, in den Wundern wirkende Kraft soll nichts Uebernatürliches sein. Eine solche Anschauung ist aber ontologischer Pantheismus, und bringt es nicht zu einem wahren Weltbegriffe. So gewiß die *Substanz* der Weltdinge von der Substanz Gottes wesentlich verschieden ist, so gewiß muß auch die der Substanz angehörige *Kraft* wesentlich verschieden sein. Aus der wesentlichen Verschiedenheit folgt aber mit Nothwendigkeit eine relative Selbständigkeit der Welt gegenüber der Gottes; es ist nur immer festzuhalten, daß die Selbständigkeit der Welt eine *verliehene* und durch die Selbstbeschränkung Gottes *bedingte* ist. Sobald es Gott gefällt, die Sich selbst gesetzten Schranken zu durchbrechen und die selbständige Wirkung der Naturkräfte aufzuheben, vermag Er dieses zu thun: und dadurch entsteht das Wunder. Es mag diese Anschauung nicht nach dem Sinne der meisten Naturforscher sein, — die andere Anschauung ist es sicher noch weniger; überdem kann jene Anschauung den eingenommenen Standpunkt nicht lange behalten, sondern *logisches* Denken muß von hier aus jederzeit entweder zum ontologischen, oder zum kosmologischen Pantheismus fortschreiten. Unserer Anschauung kann man von jener Seite auch nicht entgegenhalten, daß eine wesentlich von der anderen verschiedene Kraft nicht auf diese wirken könne, weil wir sonst überhaupt

die Wirkungen Gottes auf die von Ihm wesentlich verschiedene Welt, die Wirkungen des menschlichen Geistes auf den von ihm wesentlich verschiedenen Körper leugnen müßten. Uebrigens führt die Leugnung der Selbständigkeit der Welt mit Nothwendigkeit dazu, Gott auch zum Urheber der Sünde zu machen. Davor sollten sich aber alle Gläubigen als vor einer Gotteslästerung hüten. Daß bei dem Wunder eine Gegenwirkung Gottes gegen die Naturkräfte und eine zeitweilige Aufhebung derselben geschieht, haben wir schon im ersten Bande an den offenbaren Thatsachen der göttlichen Weltregierung (nämlich die Zersprengung der Asteroidenplaneten, die Umgestaltung der Erdoberfläche in der Sündfluth und die Katastrophen der sogenannten neuen Sterne) nachgewiesen, und werden es später bei der Besprechung der Wunder noch mehr thun. Jetzt gehen wir nicht weiter darauf ein, sondern gehen über zur Besprechung der Weltregierung Gottes nach ihren verschiedenen Seiten und ihrer verschiedenen Erstreckung.

Die negative Seite der Weltregierung, oder die Zulassung Gottes, zeigt sich zunächst darin, daß Gott die in der Natur stattfindenden Ereignisse und die von Menschen beabsichtigten und hervorgerufenen Wirkungen geschehen läßt, sobald sie Seinen auf das wahre Heil der Geschöpfe zielenden Absichten nicht unbedingt widersprechen. Diese negative Seite der göttlichen Weltregierung dürfte viel weiter gehen, als es von Gläubigen angenommen wird. So können verheerende Wirkungen der Naturkräfte (wie Erdbeben, Ueberschwemmungen, Bergstürze, verheerende Seuchen), ebenso wie durch menschliche Thätigkeit hervorgerufene Uebel und Unglücksfälle (wie z. B. Krieg, Feuersbrünste, Pulverexplosionen ꝛc.) göttliche Zulassung sein. Daß darunter viele Unschuldige leiden und umkommen, ist gerade ein Beweis, daß solche Katastrophen mehr oder weniger auf Zulassung beruhen. Denn wenn ja allerdings vor Gott Niemand unschuldig ist, so gibt es doch immerhin eine relative Unschuld auch unter denjenigen Menschen, die keine wahren Gläubigen sind; und wenn nun vollends diejenigen, an denen nach Röm. 8, 1 nichts Verdammliches ist, die darum auch nicht im eigentlichen Sinne gestraft, sondern vielmehr, im Falle der Unlauterkeit, gezüchtigt werden können, — wenn also auch die Gläubigen zuweilen durch Naturereignisse gewaltsam, ja (wiewohl höchst selten) auf schreckliche Weise umkommen, so kann dieses Naturereigniß sicher keine Schickung,

sondern nur eine Zulassung Gottes sein; die aber unschuldig darunter, als einem Fluche des allgemeinen Verderbens, gelitten haben, werden dafür im jenseitigen Leben eben so gut entschädigt werden, wie diejenigen, die um des Wortes Gottes willen verfolgt werden (Luc. 16, 25). Wenn wir vollends auf die durch menschliche Thätigkeit absichtlich hervorgerufenen Uebel und Unglücksfälle sehen, so können diese noch weniger göttliche Schickung sein, denn sonst wären ja die Urheber wegen ihrer gottlosen Thaten entschuldigt. Und wenn es offenbar ist, daß Gott öfter solche Handlungen der Menschen als Zuchtmittel gebraucht für Andere, so werden diese nimmermehr damit entschuldigt. Wenn z. B. ein Napoleon I. eine Geißel für ganz Europa sein mußte, so wird er doch für alle die Kriege und Gewaltthaten, die er angestiftet hat, verantwortlich bleiben, weil sie ihm nicht von seinen Gegnern aufgedrungen worden sind (wie z. B. 1870 Deutschland der Krieg von Frankreich aufgedrungen wurde), sondern weil er sie selbst muthwillig und frech begann, oder durch seine Gewaltthaten veranlaßte. Hierher gehören auch die blutigen Verfolgungen, die zu verschiedenen Zeiten über die wahren Jünger Christi ergingen. Sie sind vor allen Dingen Zulassungen Gottes, die Er zum Baue Seines Reiches und zur Bekehrung anderer Menschen ausschlagen ließ.

Wenn man aber fragt, warum Gott alle diese Unglücksfälle und Verbrechen zuläßt, wenn doch relativ Unschuldige oder Gerechte darunter leiden, und Er die Macht besitzt, sie zu verhindern, so hat dieses zwei Gründe. Erstens beschränkt Er Sich selbst, soweit es zur Erreichung Seiner Absichten möglich ist. Zweitens wendet Er auch diese von ihm zugelassenen Ereignisse so, daß Seine Absichten dadurch gefördert werden. Es sind bei Naturereignissen, die den Menschen den Tod bringen, gewiß jederzeit die Mehrzahl solche Menschen, die wenigstens nicht durch den Glauben gerecht sind, und gewiß ein großer Theil solche Menschen, die in Gottes Augen wirklich einen schrecklichen Tod verdient haben; die relativ Unschuldigen können sich wenigstens niemals über Unrecht beklagen, indem sie doch alle Sünder sind. (Luc. 13, 1—4.) Der Zweck aber, den Gott damit erreichen will, ist in der Regel der, daß die überlebenden Menschen durch solche furchtbare Ereignisse aus ihrer alltäglichen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt und zur Sinnesänderung gebracht werden sollen. Wenn aber oft relativ Unschuldige durch Mörder-

hände umkommen, so kann man hier allerdings nicht von einer Absicht Gottes sprechen. Doch ist keineswegs ausgeschlossen, daß Gott nicht trotzdem, daß die That gewiß *gegen* Seinen Willen geschieht, in *einzelnen Fällen* die Folgen zum Heile Anderer gereichen läßt; *nie* aber ist es Seine Absicht, und *nie* wendet Er Selbst die Sache so, daß noch mehr Menschen dadurch in das Verderben gerathen, sondern wenn einzelne Menschen durch solche Thaten Anderer sich zur Nachahmung verleiten lassen, so ist es immer ihre eigene Bosheit.

Unter die Zulassung Gottes gehört aber, außer den natürlichen oder durch Menschen hervorgerufenen Unglücksfällen, auch die überaus große Zahl derjenigen Fälle, wobei Gott dem Menschen Alles, seiner natürlichen Begabung entsprechend, glücken oder mißglücken läßt, ohne einen Unterschied darin zu machen, ob der Unternehmer ein Gottloser, oder (nach alttestamentlichem Begriffe) ein relativ Gerechter, oder (nach neutestamentlichem Begriffe) ein Gläubiger ist; ebenso gehören hierher *theilweise* die Fälle, wo ein Mensch nach seiner Körperbeschaffenheit entweder gesund oder leidend ist, mag er im Uebrigen gläubig oder ungläubig sein. Besonders den alttestamentlichen Gläubigen machte die Beobachtung dieser Thatsachen zuweilen Noth. Sie konnten beinahe an der Gerechtigkeit Gottes irre werden (Ps. 73, weil ihnen über eine jenseitige Vergeltung, *anfänglich* wenigstens, nichts *geoffenbart* war, und ihnen überhaupt eine tiefere Einsicht in die Heilswege Gottes mit den Menschen noch abging. Auch bei der Offenbarung des Neuen Bundes wird das Verhalten Gottes in dieser Hinsicht den Menschen oft ein Räthsel bleiben. Denn wenn sich auch Niemand, der überhaupt an das Wort Gottes und an eine Vergeltung im Jenseits glaubt, daran stoßen sollte, so sind doch diese Thatsachen ganz geeignet, wenigstens den Glauben an eine der Welt einorganisirte gerechte Weltordnung zu erschüttern. Wir haben schon in § 2, bei der Besprechung der Gerechtigkeit Gottes, darauf aufmerksam gemacht, daß die gerechte Weltordnung Gottes im Leben des *Einzelnen* sich nicht so deutlich offenbart, wie im Leben der *Völker*. Im Leben des Einzelnen greifen eben weit mehr die besonderen Heilsabsichten Gottes mit jedem einzelnen Menschen ein, so daß es deswegen nicht sogleich zur Offenbarung Seiner Gerechtigkeit kommen kann. Dem einen Menschen läßt Er nach seiner entschlossenen,

auf eigene Kraft vertrauenden, aber doch ehrlichen Natur eine Zeit lang Alles gelingen, weil Er ihn durch Seine Güte zur Buße leiten will. Kommt es aber nicht dazu, dann zeigt ihm Gott auf einmal, daß er nichts vermag; einen Anderen aber, der schon verstockt ist, läßt Er seine eigenen Wege gehen und sich selbst den Zorn häufen auf den Tag des Zornes; einem Dritten endlich, der zwar schon gläubig ist, in dem aber eine gewisse Unaufrichtigkeit oder Halbheit herrscht, bringt Er in der Leidensschule zur Läuterung und Bewährung. Trotz alle dem beweist es sich doch auch im Leben des Einzelnen oft deutlich genug, daß es Gottes heilige Naturordnung ist, daß das redliche Bemühen, die Gebote Gottes zu halten, Segen, das Gegentheil Fluch bringt. Und wem sich irgendwie ein Anstoß aus der Zulassung Gottes ergibt, der blicke in sein eigenes Herz und erkenne sich als strafwürdigen Sünder, dann werden diese Anstöße bald beseitigt werden. Dem wahrhaft Gläubigen aber können sie niemals zum Anstoße werden, denn er ist aus dem Glauben an die zukünftige gerechte Vergeltung zur Gewißheit derselben durchgedrungen 2. Tim. 1, 14; Röm. 8, 35. 37.

Die positive Seite der Weltregierung, oder die Schickungen Gottes, beziehen sich auf alle diejenigen Ereignisse, welche nicht unter die Zulassung Gottes fallen. Als die augenscheinlichsten Beweise der Schickung Gottes werden oft Naturereignisse angesehen; man kann indessen auch hierin zu weit gehen. Gleichwohl mag es richtig sein, daß viele Naturereignisse (froher oder häufiger trauriger Art) besondere Akte göttlicher Weltregierung sind, ja wir haben im ersten Bande nur Naturereignisse als solche Akte nachzuweisen vermocht. Es entsteht aber nun die Frage: Kann man gegenüber göttlichen Schickungen, namentlich gegenüber Strafgerichten, durch Mittel, welche die menschliche Klugheit an die Hand gibt, sich auch noch schützen? In der heiligen Schrift wird uns von zwei Strafgerichten erzählt, bei denen kein Schutz, kein Entrinnen möglich war ohne besondere göttliche Fürsorge, nämlich: bei der Sündfluth, und bei dem Untergange Sodoms. Es scheint demnach, daß gegenüber solchen durch göttliche Thätigkeit hervorgerufenen Naturereignissen keine Hilfe möglich ist ohne göttlichen Beistand. Was soll man aber dazu sagen, wenn die Menschen, auch die gottlosesten, ihre Häuser durch Blitzableiter vor dem Blitzstrahle sichern, oder wenn es (z. B. bei der Choleraepidemie in Zwickau) im Jahre 1866 gelang, die Strafanstalt durch aus-

nehmend umsichtige Maßregeln davor zu bewahren, obgleich die darin thätigen Aerzte in den eigenen Häusern Cholerakranke hatten? Sind denn alle Epidemien und alle sonstigen schädlichen Naturereignisse nur Zulassungen Gottes? Und wenn es Schickungen Gottes sind, ist es dann recht gehandelt, wenn man sich davor zu schützen sucht? Und wenn wir sagen würden, daß es nur Zulassungen seien, würde nicht der gläubige Theil unserer Leser mißtrauisch den Kopf schütteln? Müßte man da nicht sagen, daß die göttliche Weltregierung zu einem bloßen Scheine herabsänke, und thatsächlich die Naturkräfte und die Menschen regierten? In der That haben diese Fragen schon von jeher denkende Menschen beschäftigt und — zum Theil zur Leugnung der Weltregierung Gottes veranlaßt. Zunächst müssen wir sagen, daß selbst dann, wenn die Schickungen Gottes überaus selten vorkämen, die meisten Thatsachen aber, die man sonst dafür gehalten hat, auf Zulassung beruhten, — damit noch gar nicht gesagt wäre, daß nun wirklich Alles den Naturkräften und den Menschen anheimgestellt ist. Denn sobald man anerkennt, daß Gott Naturereignisse positiv hervorruft (geschähe dies auch kaum in 1000 Jahren einmal), so erkennt man damit auch an, daß Er solche verhindert. Sofern nun Alles Seiner Zulassung unterliegt, kann Er zwar Vieles zulassen, was Seinen Absichten nicht unmittelbar dient, Er verhindert aber sicher das, was Seinen Absichten entgegen ist. Das Verhindern ist aber ebenso eine freie göttliche Thätigkeit, wie das Hervorrufen, und schon dadurch kann Gott vielfach Seine Absichten fördern, wie wir unten noch näher erkennen werden. Indessen werden wir die göttlichen Schickungen doch nicht auf ein so kleines Gebiet einschränken, sondern nur einen Unterschied in denselben machen müssen. Es kann Schickungen geben, die auf einem unbedingten Willensrathschlusse Gottes beruhen, aber auch solche, deren Ausführung von Bedingungen abhängig ist. Erstere treten nur dort ein, wo sie zur Erreichung der göttlichen Absichten unbedingt nothwendig sind; ihnen kann dann auch Niemand entfliehen. Bei den letzteren dagegen ist ein Schutz, eine Verwahrung davor möglich, und Gott erreicht dann Seine Absicht auf eine andere Weise. Alle unbedingten Rathschlüsse Gottes werden zunächst bedingt gefaßt: es wird dem Menschen erst eine Zeit zur Bewährung oder zur Sinnesänderung gelassen. Tritt in dieser Zeit keine Aenderung ein, dann wird der göttliche Rathschluß unbedingt gefaßt und kommt meist auch sofort zur Aus-

führung. Liegt jedoch zwischen der Fassung des unbedingten Rathschlusses und der Ausführung desselben noch eine Frist, so kann während derselben auch ein anderes Verhalten der Menschen an dem Entschlusse Gottes nichts mehr ändern: das von Gott den Menschen als Folge ihres länger andauernden Verhaltens zugedachte Glück oder Unglück kommt zur Ausführung. Das ewige Loos derselben ist damit aber keineswegs besiegelt, denn sonst wäre das Wort des Herrn Hes. 18, 21—24 nicht wahr. Beispiele von unbedingten Rathschlüssen Gottes sind einerseits, sofern es sich um Segen handelt, 1. Mose 22, 16 f.; 2. Sam. 7, 11—16, mit Ps. 89, 4 f. 36 f.; andererseits, sofern es sich um Strafgerichte handelt, die Sündfluth, nach Ablauf der Gnadenfrist, der Untergang Sodoms 1. Mose 19, 13; ferner 4. Mose 14, 22 f., mit Ps. 95, 11. Die unbedingten Schickungen Gottes sind die offenbaren Beweise Seiner Weltregierung, während die bedingten allerdings auch auf Zulassungen gehalten oder mit diesen verwechselt werden können; ja bei der Ausführung bei, ihrem Wesen nach, bedingten Schickungen Gottes spielt immer wieder die Zulassung herein, indem Gott in einzelnen Fällen es zuläßt, daß sich die Menschen durch kluge Maßregeln dagegen schützen, in anderen aber alle Klugheit zu Schanden macht. Hier kommen nun alle diejenigen Fälle in Betracht, wo sich für jeden Unglücksfall, oder für jedes Glück, eine natürliche Ursache nachweisen läßt, die aber oft so gegen, oder doch ohne alle natürliche Berechnung wirkt, daß der Mensch solche Fälle entweder als Zufall oder Glück und Unglück bezeichnet und damit sagen will, daß der Eintritt eines solchen Ereignisses gegen alle menschliche Voraussicht oder Absicht stattgefunden habe. Wir haben S. 545 des ersten Bandes angedeutet, daß Gott auch auf ein einzelnes belebtes Wesen, d. h. vor allen Dingen auf Menschen, wirken könne, und ebenso S. 541, daß Gott bei Seiner Regierungsthätigkeit Sich der unmittelbaren Eingriffe in die Natur möglichst enthält, vor allen Dingen die Naturkräfte wirken läßt und ihnen durch einen kleinen Anstoß am passenden Orte diejenige Richtung ertheilt, die zur Erreichung Seiner Absichten nothwendig ist. Seine Wirksamkeit auf die Menschen kann durch kleine, dem Anscheine nach ganz natürliche und zufällige, Begebenheiten geschehen, indem der Mensch dadurch sich nach physikalischer oder geistiger Kausalität zu einer gewissen Handlung bestimmen läßt, welche dann wieder die Ursache anderer Handlungen seinerseits oder

von Seiten Anderer wird; ebenso kann aber auch Gottdirekter auf den Menschen einwirken, indem Er, sei es durch das S. 545 f. des ersten Bandes beschriebene mechanische Mittel, oder durch Seine Engel im Menschen unwillkürliche Assoziationen von Gedächtnißvorstellungen bewirkt, welche ihren (aber keineswegs unbedingt bestimmenden) Einfluß auf die Willensentschlüsse des Menschen äußern. Es ist klar, daß bei solchem Einflusse Gottes auf die Willensentschlüsse der Menschen oft ein kleiner Anstoß genügt, um ein gewisses Ereigniß hervorzurufen oder zu verhindern, denn eine kleine Veränderung in dem Handeln eines Menschen wird oft die Ursache einer größeren Veränderung bei sich selbst oder bei Anderen. Zwar ist es dem Menschen vermöge seines freien Willens immer möglich, sich solchen verschiedenartigen Einflüssen mehr oder weniger zu entziehen, da aber, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, die meisten Menschen fast ausnahmslos sich von geistigen, viele sogar mehr oder weniger häufig von physikalischen Motiven in ihrem Handeln leiten lassen, so werden in der Regel die ersten göttlichen Wirkungen von Erfolg sein, und wo sie dies nicht sind, dann sind sicher andere Menschen bereit, denselben Folge zu geben. Auf diese Weise ist es dann möglich, daß Gott auch ohne unbedingte Schickungen, und ohne die Freiheit des Menschen aufzuheben, Seine Absichten früher oder später erreicht. Denn wenn z. B. einzelne Menschen sich vor Naturereignissen schützen, die vielleicht gerade ihnen gelten sollten, so entrinnen sie zwar für den gegebenen Fall der Hand Gottes, aber nicht für immer. Wie mancher Mensch, der sich vor Allem schützen zu können glaubte, begeht plötzlich einen Mißgriff, eine Versäumniß, in Folge deren ihn das schon lange zugedachte Strafgericht mit nur um so größerer Heftigkeit ereilt. Jeder Mensch kann dergleichen Erfahrungen an sich selbst oder an Anderen machen, wenn er nur die Augen nicht absichtlich verschließt. Zwei selbsterlebte Beispiele wollen wir indessen hier anführen. Ein hochmüthiger Mann rühmte sich einst, daß bei ihm keine Fensterscheibe und kein Messer vorhanden sei, das er nicht versichert habe. Wenige Wochen darauf schlug der Blitz in die mit hohen Bäumen umgebene Scheune, und da stellte sich heraus, daß er die eben eingebrachte Heuernte nicht versichert hatte! Ein anderer Mann wollte gegen alle Billigkeit die Niederlassung einer Familie an einem gewissen kleinen Orte hindern. Er setzte Himmel und Hölle in Bewegung

und erreichte seinen Zweck nicht. Als aber die Sache nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, da fand man in den Gerichtsarchiven, daß einer seiner Freunde das Verkaufsrecht an das betreffende Haus besaß! (In der Zeit, als sich dieser Vorfall zutrug, waren die alten Rechte noch nicht aufgehoben, und die Freizügigkeit bestand noch nicht.) Es kann demnach keinem Zweifel unterworfen sein, daß Gott nicht nur die Mittel besitzt, Seinen Willen geltend zu machen, sondern daß Er sie auch thatsächlich benützt, soweit Er es nach Seiner Weisheit als nothwendig erachtet. Aber, wird man fragen, wenn Gott so die Menschen Seinen Absichten dienstbar machen kann, warum entfernt Er nicht alle Greuel der Sünde von der Erde? Wir antworten: Einmal ist dem Menschen gerade auf dem moralischen Gebiete eine größere Freiheit verliehen, welche Gott auch niemals unbedingt aufheben kann; die Einwirkungen Gottes auf die Menschen beziehen sich daher zum Theil auf solche Dinge, die nicht unmittelbar moralischer Natur sind. Auf moralischem Gebiete kann Gott zwar auch radikale Mittel anwenden, bei denen dem Menschen nur die Alternative bleibt: entweder gehorchen oder untergehen; allein abgesehen davon, daß es, wie angedeutet, auch hier noch dem Menschen möglich ist, zu widerstehen, so kann Gott an einem so erzwungenen Gehorsame keinen Gefallen haben. Daran reiht sich der andere Grund, der Gott bewegt, Sich auch auf moralischem Gebiete selbst einzuschränken, nämlich der, daß mit einer gezwungenen Unterwerfung keinem Menschen gedient und geholfen wäre, denn die Sünde bliebe ihm doch im Herzen stecken. Es bedarf einer Erneuerung von innen heraus, und diese Erneuerung zu bewirken, darauf zielt der Weltplan Gottes im Ganzen und die Heilsabsicht auf jeden Einzelnen: Sein Weltplan ist in Bezug auf die Erde und das Menschengeschlecht auch Sein Heilsplan. Diesem Plane müssen im Grunde alle Akte der göttlichen Weltregierung dienen, selbst wenn sie demselben scheinbar widersprechen. Weiteres darüber siehe in § 10. Wie Gott die Bedürfnisse des Einzelnen bis in die geringsten Kleinigkeiten hinein befriedigen kann, darüber haben wir schon in § 2 bei der göttlichen Allwissenheit und Allmacht gesprochen.

Im Vorstehenden haben wir uns bemüht, die Uebereinstimmung der biblischen Anschauung von der Erhaltung und Regierung der Welt mit der im ersten Bande aus den empirischen Thatsachen theils als nothwendig, theils als möglich erkannten Wirkungen sowohl der

Naturkräfte als Gottes nachzuweiſen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß man mit Vermittelungen zwiſchen ſtreitenden Parteien meiſt wenig Dank erntet, ſondern in der Regel auf beiden Seiten Anſtoß erregt; allein unſer Werk will ja weder die einen noch die anderen zu unſerer Anſchauung bekehren, ſondern einestheils Denjenigen, welche mit Zweifel kämpfen, eine Brücke bieten, um über denſelben hinweg zu kommen, anderntheils aber möchten wir doch gern auf beiden Seiten die Ueberzeugung wecken, daß Bibel und Natur, Chriſtenthum und Naturwiſſenſchaft keine unvereinbaren Gegenſätze ſind, ſondern bei einem offenen Auge für die wunderbaren Wirkungen der Naturkräfte einerſeits, und bei einem regen Gewiſſen und moraliſchen Sinne andererſeits ſich wohl vereinigen laſſen. Aus dieſer Anſchauung iſt auch unſere Erörterung über die Erhaltung und Regierung der Welt, die ja zu den wichtigſten, jedenfalls älteſten Angelpunkten des Streites zwiſchen theiſtiſcher Weltanſchauung einerſeits, und ihren verſchiedenen Gegnern andererſeits gehören, hervorgegangen.

§ 9.

Die Sprachverwirrung und ihre Folgen.

Nachdem wir die bei und nach der Sündfluth in der Geſchichte zum erſten Male deutlich hervorgetretene Erhaltung und Regierung der Welt beſprochen haben, nehmen wir den Faden der bibliſchen Geſchichtserzählung wieder auf und beſprechen den nächſten wichtigen Akt der göttlichen Weltregierung, der für die ganze Menſchheit Bedeutung hat, nämlich: die ſogenannte babyloniſche Sprachverwirrung mit den ſich daran anſchließenden Folgen.

Die Geſchichte von der Verwirrung der Sprachen, Gen. 11, iſt ein Gegenſtand des Spottes geworden, wie wenige andere Berichte der heiligen Schrift. Allerdings bietet der Vorgang nach der gewöhnlichen Auffaſſung manches Unerklärliche dar, doch war dieſes nur die willkommene Veranlaſſung, aber keineswegs die eigentliche Urſache zum Spotte. Dieſe lag vielmehr in dem Sinne der Menſchen, welche überhaupt lieber einen fernen, unthätigen, als einen nahen und überall mit Seiner Thätigkeit eingreifenden Gott haben wollten. Es wird unſere Aufgabe ſein, an der Hand des Grundtextes die bibliſche Erzählung in das rechte Licht zu ſtellen, und namentlich unter Benutzung der früher ſchon in Bezug auf den Urſprung der

Sprache gewonnenen Ergebnisse die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines solchen Geschehens, wie es der biblische Bericht meldet, nachzuweisen. Wir können auf unserem Standpunkte uns natürlich nicht mit den Hypothesen über die Entstehung der einzelnen Sprachen einlassen, um so mehr, als sie noch nichts Haltbares zu Tage gefördert haben. Nach unseren Erörterungen in § 5 müssen wir vielmehr behaupten, daß die Sprache, wenn auch in einfacher Gestalt, ein göttliches Geschenk sei, und darum auch im Anfange eine von allen Menschen gesprochene Ursprache bestanden habe. Wir haben dort auch erwähnt, daß diese Sprache durch Anpassung an neue Bedürfnisse sehr bald Umwandelungen ausgesetzt sein mußte, welche allmälig ihren ursprünglichen Charakter bedeutend modifiziren oder gänzlich verändern konnten. Bei der weiten Verbreitung, welche, nach den im Deluvium und Tertiär gefundenen menschlichen Kunstprodukten zu schließen, das Menschengeschlecht schon vor der Sündfluth erlangt hatte, ist es auch nicht anders denkbar, als daß mehr oder weniger zahlreiche Verschiedenheiten der Sprache unter den Menschen entstanden. Diese brauchten jedoch sowohl in grammatischer als lexikalischer Hinsicht nicht so bedeutend zu sein, indem jene Zeit bei dem langen Leben der Menschen gewiß ebenso konservativ war, als es das Morgenland jetzt noch ist. Da indessen nur eine Familie durch die Fluth hindurch gerettet wurde, konnte nach der Sündfluth „die ganze (bewohnte) Erde (auch nur) eine Sprache und einerlei Worte haben" 1. Mose 11, 1. Ohne Zweifel wären bei der Ausbreitung des Menschengeschlechtes auch wieder Verschiedenheiten entstanden, welche sich bei länger andauernder Summirung bis zur völligen Unverständlichkeit der Dialekte steigern konnten; gleichwohl war es auf natürlichem Wege nicht wohl möglich, daß die Sprache in den verschiedenen Gegenden sich in so grundverschiedene Sprachen ausgestaltete. Die Bibel gibt uns nun eine Nachricht über die Ursache der überaus großen Verschiedenheiten der Sprache, die wir nach ihrem wahren Werthe schätzen müssen. Die Veranlassung zu einem, diese Verschiedenheit bewirkenden göttlichen Einschreiten bot ein hochmüthiges Unternehmen, dessen Bedeutung wir hier nicht näher zu erörtern haben. Nach Kap. 10, 25 können wir schließen, daß das in Frage stehende Ereigniß zur Zeit der Geburt Pelags, also etwa 100 Jahre nach der Sündfluth, stattfand. Damals konnten die Menschen, auch bei großer Fruchtbarkeit, nur erst gering an Zahl

sein, und das Unternehmen, einen so gewaltigen Thurm zu bauen, wie wir jetzt noch dessen Ueberreste finden, war in der That ein großartiges und erforderte zu seiner Vollendung auf alle Fälle einträchtiges Zusammenwirken und unverdrossene Arbeit aller dabei Betheiligten. Ja, wenn dieser Thurmbau wirklich schon zu jener Zeit und nicht etwa später stattfand (denn mit Gewißheit ist aus jener beiläufigen Bemerkung nichts zu schließen), dann wäre die Vollendung jedenfalls erst nach Verfluß mehrerer Generationen möglich gewesen. Indessen vermag der Mensch seinem Hochmuthe und Ehrgeize auch manche Opfer zu bringen, und es ist daher begreiflich, wenn es in dem göttlichen Rathschlusse 11, 6 heißt: sie werden nicht ablassen von Allem, was sie vorgenommen haben zu thun. („Bis an den Himmel" V. 4 ist zu verstehen: bis an den Wolkenhimmel.) Ein solches Bauwerk wäre der Mittelpunkt der Menschheit für lange Zeit geworden, ebenso aber auch der Mittelpunkt der Kultur. Da das Verderben unter den Menschen wahrscheinlich schon wieder von neuem eingerissen war, wäre diese Metropole der Kultur auch zugleich die Metropole des Lasters geworden, wie es später die großen Hauptstädte Mesopotamiens und insbesondere Babel wirklich geworden sind. Nur wäre bei einer so einzigartigen Bedeutung, wie sie Babel bekommen sollte, der schädliche Einfluß derselben ungleich größer gewesen: es wäre mit einem Worte durch die Erhebung Babels zur Welthauptstadt und durch eine so bedeutende Zentralisation von vornherein die Gefahr einer neuen allgemeinen Verderbniß entstanden. Bei einer Zerstreuung dagegen konnten sich zwar unter einzelnen Völkern große Laster und Greuel ausbilden, aber es waren doch einzelne Ausnahmen möglich, deren Wichtigkeit wir im nächsten Paragraphen kennen lernen werden. Unter diesen Umständen war die Zerstreuung der Menschen in dem Heilplane Gottes begründet. Damit aber die Zentralisation, insbesondere die Errichtung großer Weltreiche (welche zu allen Zeiten als Feinde des Einen Gottesreiches erscheinen) für immer unmöglich gemacht werde, war es nothwendig, daß verschiedene durch die Sprache getrennte Nationen gebildet wurden; denn die Verschiedenheit der Sprache war zu allen Zeiten und ist auch heute noch das wirksamste Trennungsmittel, insbesondere auch für alle Feinde des Evangeliums. Wie haben wir uns nun die Entstehung der Sprachunterschiede nach der biblischen Erzählung zu denken? Sollen wir annehmen, daß durch

einen besonderen Akt Gottes plötzlich eine solche Konfusion in dem Gedächtnisse jener Menschen entstand, daß sie die alltäglich gebrauchten Worte vergaßen und sich urplötzlich neuer Ausdrücke bedienten? Oder sollen wir annehmen, daß hier weiter gar nichts geschah, als daß die schon vorher vorhandenen großen Sprachverschiedenheiten bei einem solchen Unternehmen erst recht offenbar wurden und die schließliche Trennung herbeiführten? Uns scheinen beide Auffassungen unmöglich zu sein. Denn die erste widerspricht doch zu sehr aller unserer Vorstellung, als daß wir sie für möglich halten könnten; die zweite aber widerspräche der Bibel ganz offen und verleugnete insbesondere jede, oder doch jede auffallende göttliche Thätigkeit. Wir werden wohl am richtigsten gehen, wenn wir annehmen, daß vorher allerdings eine Sprache und die gleichen Wörter im Gebrauche waren, daß aber doch bei der nach der Sündfluth stattfindenden bedeutenden Veränderung, und darum auch Variabilität der Menschennatur, eine verschiedene Aussprache der einzelnen Wörter stattfand. Es waren demnach allerdings Verschiedenheiten der Sprache vorhanden, aber es waren weder grammatische noch lexikalische, sondern rein dialektische Verschiedenheiten. Es werden nun in V. 7 unseres Kapitels Gott die Worte in den Mund gelegt: „Lasset uns ihre Sprache verwirren." Dieser Ausdruck ist allerdings geeignet, uns auf den Gedanken einer plötzlichen Verwirrung zu bringen, besonders wenn wir die folgenden Worte in der Uebersetzung Luthers lesen. Wir werden auch ohne Zweifel, wenn wir in dem ganzen Vorgange einen auffallenden Akt der göttlichen Weltregierung erblicken, eine solche Verwirrung annehmen müssen, nur braucht sie keine so plötzliche zu sein, sondern vielmehr nur der Anfang eines längere Zeit andauernden sprachlichen Entwickelungsprozesses, dessen Gesetze damals den Menschen durch eine Veränderung ihrer Natur von Gott gewissermaßen einorganisirt wurden. So wahren wir die Bedeutung des göttlichen Aktes, ohne eine solche gegen alle Natur streitende Annahme machen zu müssen, wie wir sie oben angegeben. Die durchgreifendsten Veränderungen fanden ohne Zweifel in verhältnißmäßig kurzer Zeit (vielleicht innerhalb 100 Jahren) statt, denn die ältesten Werke der eine Schriftsprache besitzenden Völker zeigen bereits die wesentlichen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der heutigen Sprachen und Sprachenstämme. Dagegen kamen natürlich die Veränderungen nicht zum plötzlichen Abschlusse, sondern setzten sich und setzen sich heute

noch fort, wenn auch in ſchwächerem Grade; ſo hat ſich z. B. die Lautverſchiebung in den germaniſchen Sprachen viele Jahrhunderte fortgeſetzt. Daß nun die Sprache, jede ſich nach ihren eigenen Geſetzen, geſtaltet und entwickelt hat und ſich fort- und umbildet, das alles ſind Dinge, über deren Grund uns noch kein Sprachforſcher Aufklärung gegeben hat und auch niemals geben wird. Dieſe Geſetze können nur in einem göttlichen Akte ihren Grund haben; dieſer Akt kam anläßlich des Thurmbaues zu Babel zur Ausführung und auf Grund deſſelben begannen dort die Veränderungen der Sprache, welche nach Verlauf eines gewiſſen Zeitraumes gänzliche Verſchiedenheit bewirkten. Ein blos zur Erklärung dieſer großen Verſchiedenheiten erſonnener Mythus kann die Geſchichte nicht ſein, denn den Hebräern waren in der älteſten Zeit gar keine ſo tiefgreifenden Sprachunterſchiede bekannt, daß ſie nothwendig gehabt hätten, ein unmittelbares Eingreifen Gottes zu ihrer Erklärung zu erſinnen.

Doch wir hören bereits den ſtrenggläubigen Theil unſerer Leſer gegen die gegebene Erklärung proteſtiren, indem es ja V. 7 ausdrücklich heiße, daß keiner des Anderen Sprache verſtehen ſolle, was nothwendig eine plötzlich eingetretretene bedeutende Verſchiedenheit vorausſetze. Wir haben dagegen zuerſt geltend zu machen, daß dieſer Ausdruck eben nur in dem göttlichen Rathſchluſſe enthalten iſt, aber in dem nächſtgenannten Erfolge nicht ſteht, ſomit nicht ſofort zur vollen Ausführung kam. Es iſt dies ganz die Weiſe Gottes, Seine unbedingten Rathſchlüſſe ſo beſtimmt auszuſprechen, als ſollte die Erfüllung nicht nur ſofort erfolgen, ſondern oft ſogar als wäre ſie ſchon erfolgt. Es beruht dies eben darauf, daß Gott nicht ein Menſch iſt, daß Er lüge, oder daß Ihm etwas gereuen ſollte. Seine unbedingten Rathſchlüſſe ſind keine bloßen Ideen, ſondern unveränderliche Realitäten, darum kann Er, wo es ſich auch um eine ſpätere Erfüllung handelt, ſo ſprechen, als würde dieſe ſofort erfolgen, ja als ſei ſie ſchon erfolgt. Wir machen zur Beurtheilung unſerer Erklärung nur auf eine wichtige Stelle aufmerkſam, nämlich auf 1. Sam. 15, 28, wo es heißt: Der Herr hat das Königreich Iſrael heute von dir geriſſen und deinem Nächſten gegeben; und doch dauerte es noch viele Jahre, bis Saul (durch ſeinen Tod) das Königreich verlor und David König wurde. Nun wird man aber fragen, was denn dann die Menſchen zum Aufhören gezwungen habe, wenn ſie ſich doch noch fortwährend verſtändigen konnten? Die

Antwort liegt in dem Worte: „verwirren“. Der Herr verwirrte ihre Sprache zunächst so, daß sie in Uneinigkeit und Streit geriethen, und sich darüber endlich trennten. Wir haben schon oben erwähnt, daß ein solches Werk gewiß das einträchtige Zusammengehen aller vorhandenen Kräfte erforderte, wenn es zur Ausführung kommen sollte; wenn nun Gott durch einen unmittelbaren Akt Uneinigkeit unter ihnen anrichtete, so war es natürlich, daß sie den Bau nicht vollenden konnten. Aber bei der vorhandenen Uneinigkeit trat nun auch wirklich anfangsmäßig das ein, was jenes Verwirren der Sprache V. 9 eigentlich bedeutet: nämlich eine solche Verwirrung, daß man einander nicht versteht. Denken wir uns einmal zwei Menschen, die zwar dieselbe Sprache, aber in verschiedenem Dialekte reden, miteinander in Streit; was wird geschehen? Ohne Zweifel wird Jeder im Streite seinen Gegner noch weniger verstehen, als bei ruhiger Unterhaltung. So wird es auch bei dem Thurmban zu Babel gegangen sein. Schon auf diese Weise findet demnach auch V. 7b seine anfangsmäßige Erfüllung. Allein so wie das „Verwirren“ eine doppelte Erfüllung gleich zu jener Zeit fand, so findet auch der andere Rathschluß sogleich seine doppelte Erfüllung, nämlich außer der anfangsmäßigen im eigentlichen Wortverstande, auch eine vollkommene im uneigentlichen Wortsinne. Das V. 7b gebrauchte hebräische Verbum „schama“ heißt nämlich nicht gerade „verstehen“, sondern zunächst „hören“; dann aber ist es der häufigste Ausdruck für „gehorchen“; im Sinne von „verstehen“ wird es nur an den meisten derjenigen wenigen Stellen gebraucht, wo es sich allerdings um das Verstehen einer Sprache handelt. Durch den Zusammenhang wird es freilich deutlich, daß es sich hier zunächst um das Verstehen handelt, indessen können wir doch annehmen, daß damit auch gesagt werden sollte, daß Keiner auf die Sprache des Anderen hören und ihm gehorchen würde. Die Erfüllung des göttlichen Rathschlusses V. 7, soweit sie sofort eintrat, liegt also, nach unserer Auffassung, einestheils in dem anfangsmäßigen Hervorrufen von (geringen) Sprachverschiedenheiten von Seiten Gottes, und in dem anfangsmäßigen Mangel des gegenseitigen Verstehens auf Seiten der Menschen (anfangsmäßige Erfüllung des eigentlichen Wortsinnes). Anderentheils trat die Erfüllung ein durch das Hervorrufen von Streitigkeiten durch einen göttlichen Akt und durch den Mangel jeglichen Gehorsams auf Seiten der Menschen (vollendete Erfül-

lung des im übertragenen Wortsinne aufgefaßten Rathschlusses). Dieser Erfüllung folgte dann die vollkommene Erfüllung im Laufe der Zeit, so wie es mit fast allen göttlichen Verheißungen und Drohungen der Fall ist. Wenn wir übrigens hier Gott die Anstiftung von Streitigkeiten zuschreiben, so schreiben wir Ihm damit keine sündliche Handlung zu, denn bei einem solchen Baue lagen Meinungsverschiedenheiten über die Fortführung und Vollendung desselben sehr nahe, und diese waren an sich durchaus nichts Unmoralisches, sondern in der Mangelhaftigkeit des menschlichen Verstandes begründet. Daß solche Meinungsverschiedenheiten die Gemüther oft erhitzen, liegt an der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur überhaupt, aber nicht daran, daß Gott dieses beabsichtigte. Ueberdem war die an sich schon reine That Gottes auch nicht, wie dies bei Menschen oft der Fall ist, von unreinen Absichten getragen. Dann kann die göttliche Einwirkung theilweise auch dahin gegangen sein, daß die Besseren zur Einsicht kamen und freiwillig davon abstanden. Daß übrigens der Bericht bezüglich des sofortigen Erfolges auf die Zerstreuung den meisten Werth legt, geht daraus hervor, daß diese V. 8 allein genannt ist. Die Zerstreuung selbst erfolgte dann so, daß die verschiedenen Stämme zunächst in die Kap. 10 genannten Länder zogen; indessen sind sie auch dort nicht immer geblieben, sondern zum Theil später wiederholt weiter gezogen. Wir haben z. B. schon in § 7 erwähnt, daß der Name Kusch (Luther: „Mohrenland") im Alten Testament in verschiedener Bedeutung vorkommt, was sich ganz ungezwungen dadurch erklärt, daß Kusch der Sohn Hams mit seiner Familie zunächst in einer Gegend Arabiens sich niederließ, von dort aber, vielleicht nach mehrmaligem Weiterziehen, endlich nach Aethiopien übersiedelte. So wie es nun noch heutigen Tages geschieht, daß der alte Name eines Landes, Sees, Flusses ꝛc. nicht schnell verdrängt wird, sondern immer wieder auftaucht, so geschah es auch mit diesen Ländern, die nach dem Namen ihrer ursprünglichen Bewohner genannt waren; denn nachdem sie andere Bewohner und andere Namen erhalten hatten, blieben doch die alten Namen neben den neuen, besonders bei den Ausländern noch lange Zeit in Geltung. Wir halten es aus diesem Grunde für ein unfruchtbares Unternehmen, aus dem späteren Vorkommen von Ländernamen auf die Abstammung gewisser Völker von gewissen Söhnen und Enkeln Noahs zu schließen; denn die Namen entfernter

Länder blieben im Munde der Hebräer offenbar immer dieselben, wenn auch ihre Bewohner wechselten. Man hat mit diesen Bemühungen weiter nichts erreicht, als den Widerspruch, und den noch grundloseren Spott der Ethnographen und Historiker hervorzurufen. Im Allgemeinen mag ja richtig sein, daß die Europäer von Japhet, die Afrikaner und Kanaaniter von Ham, die Juden, Syrer und Assyrer ohne Zweifel von Sem abstammen; für die meisten übrigen Völkerschaften bietet uns jene Völkertafel dagegen keinen genügenden Aufschluß: sie hatte ihre Bedeutung hauptsächlich für eine bestimmte, jetzt längst vergangene Zeit. Den gegenüber der biblischen Zeitrechnung erhobenen Einwürfen bemerken wir hier noch, daß die Angaben der Chinesen, Aegypter und anderer Völkerschaften noch durchaus nicht als glaubwürdig anerkannt sind, und daß keine einzige hinreichend beglaubigte Thatsache darauf hinweist, daß jene Völkerschaften schon viel längere Zeit in ihren Ländern wohnten, als sie nach dem biblischen Berichte über die Zerstreuung der Völker wohnen können. Die neueren und neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie sind vielmehr der Art, daß die biblische Geschichte immer mehr gerechtfertigt wird gegenüber den vielfachen tendenziösen Angriffen, die sie in höherem Grade zu erleiden hatte, als irgend ein griechischer Geschichtsschreiber der alten Zeit. In Lenormant: „Anfänge der Kultur" finden sich verschiedene solche Beiträge zur Bestätigung der biblischen Geschichte nach der Sündfluth, aber in Bezug auf Chronologie hat er die falsche Anschauung, daß es der Bibel gar nicht um Chronologie zu thun sei; in diesem Falle begreifen wir nur nicht ihre sorgfältig fortgeführten Zahlenangaben. Daß die Zeitangaben der Bibel, wie überhaupt die Zahlenangaben in einzelnen Fällen verschrieben sein, in einzelnen minder wichtigen Fällen auch vom Verfasser minder genau angegeben sein können, ist wohl zuzugeben; im Allgemeinen und besonders ursprünglich sind sie aber gewiß als fehlerfrei anzusehen, denn wenn die Chronologie gar nicht in den Plan der Bibel gehörte, dann hätte sie dieselbe auch gewiß nicht aufgenommen. Eine Chronologie war schon in Bezug auf den Heilsplan Gottes von Wichtigkeit, indem wir daraus sehen können, wie lange Zeit von der Verheißung bis zur Erfüllung verfließen konnte, und dieselbe dann doch eintrat. Es dürfte vielmehr die Chronologie der Bibel, wenn auch nicht unmittelbar bestätigt, doch durch spätere archäologische Forschungen immer wahr-

ſcheinlicher gemacht werden. So hat ſich z. B. in der beſonders genau erforſchten und älteſten ägyptiſchen Geſchichte jetzt allgemein die Annahme Bahn gebrochen, daß die zahlreichen Dynaſtien nicht ſämmtlich nacheinander, ſondern zum Theil nebeneinander regiert haben. Es dürfte auch noch eine weitere Reduktion möglich ſein, indem man die beiden Perioden der Barbarei in eine zuſammenzieht, was uns um ſo wahrſcheinlicher dünkt, als man für das Hereinbrechen der älteſten nicht den geringſten Grund weiß. Zuverläſſiger iſt die Geſchichte der Chineſen, ſofern man die mythiſche Zeit von 2940 bis 2207 v. Chr. abrechnet. Von 2207 an darf man die chineſiſche Geſchichte im Allgemeinen als glaubwürdig betrachten, weil man eine im Jahre 2158 v. Chr. von ihnen beobachtete große Sonnenfinſterniß durch Rückwärtsberechnung beſtätigt gefunden hat. Da nach der bibliſchen Chronologie die Zerſtreuung der Völker etwa um 2230 v. Chr. ſtattgefunden hat, iſt dieſe Geſchichte alſo nicht als eine der bibliſchen widerſprechende zu bezeichnen. Dieſer Bericht der Chineſen über die Sonnenfinſterniß iſt aber, wie ein beſonnener, aber keineswegs orthodoxer Naturforſcher (J. H. Klein) ſagt, das älteſte vollſtändig beglaubigte Dokument der „gemeinen“ hiſtoriſchen Ueberlieferung.

Ehe wir unſere Erörterungen über die Verwirrung der Sprachen und Zerſtreuung der Völker abſchließen, müſſen wir noch einige Worte ſagen über die Art und Weiſe, wie wir uns die Entſtehung der ſo außerordentlich mannigfaltigen Sprachen aus einer einzigen Urſprache denken. Bei den Sprachforſchern iſt dieſe Annahme in neuerer Zeit überhaupt verworfen worden. Es kommt das davon her, daß man einestheils früher von gläubiger Seite zu Ungereimtes, wie überhaupt über natürliche Dinge, ſo auch über die Sprachenbildung vorgebracht hat; anderentheils unterlag aber auch die Sprachforſchung dem Zuge der Neuzeit, nicht blos die Autorität der Bibel in jeder Hinſicht abzuſchütteln, ſondern ſie auch noch zu verſpotten und abſichtlich ihren Angaben etwas Anderes entgegenzuſtellen. Wir müſſen allerdings ſagen, daß eine poſitive Erklärung, wie ſich die Ausbildung jeder einzelnen Sprache aus einer Urſprache darlegen laſſe, wohl für immer unmöglich ſein wird; allein wenn man daraus ſofort die Unmöglichkeit eines ſolchen Vorganges überhaupt beweiſen will, ſo iſt dieſes doch durchaus ungerechtfertigt. Freilich muß man darauf verzichten, die hebräiſche Sprache oder gar eine noch voll-

kommenere, als die Ursprache der Menschheit zu betrachten, sondern vielmehr zu den einfachen zurückgehen, wie wir dies schon in § 5 gethan haben; denn das Herabsinken einer flektirenden Sprache zu einer flexionslosen, und die Auflösung mehrsilbiger Wurzeln in einsilbige ist doch kaum zu erwarten. Wir haben mit dieser Bemerkung schon angedeutet, wo wir die Ursprache der Menschheit suchen. Wir werden zwar keine der jetzt existirenden Sprachen geradezu als die Ursprache bezeichnen können — denn Umwandelungen haben ja alle Sprachen erlitten —, aber immerhin werden wir sagen müssen, daß die Ursprache eine einsilbige und flexionslose war, und also zu den sogenannten isolirenden Sprachen gehörte. Von diesen steht wohl die chinesische Sprache auf der niedersten Stufe: da jedes Wort ursprünglich nur aus einer Silbe besteht, besteht der ganze Wortvorrath der Sprache in etwa 500 Silben, von denen jede mehrere Nominal- und Verbalbedeutungen hat. Aus dieser primitivsten Form mußte freilich die größte Zweideutigkeit der Sprache entstehen, und je mehr sich die Zahl der zu bezeichnenden Gegenstände und Thätigkeiten und ihrer verschiedenen Verhältnisse vergrößerte, um so mehr mußte sich das Bedürfniß geltend machen, eine größere Bestimmtheit des Ausdruckes zu erzielen. Obgleich sich nun die Entwickelung der Sprache aus dem vorhandenen Materiale nicht bis in ihre Anfänge zurückverfolgen läßt, sondern auch in den ältesten uns erhaltenen Schriftwerken die Zahl der Wörter schon bedeutender ist, als oben angegeben, und auch durch Vorsetzung oder Anhängung von Partikeln schon eine größere Bestimmtheit des Ausdruckes erzielt ist, läßt sich doch in dem älteren Stile ein seltenerer Gebrauch der Partikeln, und in Folge dessen eine größere Undeutlichkeit nachweisen. Die Zahl der Wörter hat man nämlich sehr bald durch die verschiedenen Accente, mit denen sie gesprochen werden, verdreifacht. Durch Vorsetzung oder Anhängung von Partikeln aber hat man die durch unsere Kasus und Zahlen, Tempora und Modi bezeichneten Verhältnisse auszudrücken gesucht; der immer noch bleibenden Vieldeutigkeit der einzelnen Wörter aber hilft man in freier Weise durch Zusammenstellung mehrerer Wörter ab, welche entweder eine Bedeutung gemeinsam haben, oder sich wie Gattung und Art verhalten. Bezeichnend ist, daß diese Zusammenstellungen bei den Gebildeten, die sich mehr an die alte Schriftsprache halten, seltener sind, als im Volksdialekt. Wenn wir nun eine so primitive Sprache bei einem Volke finden, das

nächst den Aegyptern das älteste Kulturvolk ist, und manche Entdeckungen eher gemacht hat, als die Europäer, so können wir doch niemals schließen, daß ihre Sprache bei dem sonstigen Fortschritte erst auf ihr gegenwärtiges Niveau herabgesunken sei; wir werden vielmehr annehmen müssen, daß sie nie einen höheren Grad der Ausbildung erlangt hat. Ist dieses der Fall, dann müssen wir überhaupt schließen: die Ursprache der Menschheit war eine isolirende, die sich nicht über den Standpunkt der jetzigen chinesischen Sprache erhob. Wir haben die letztere deshalb noch nicht als die Ursprache selbst zu betrachten, aber wir können doch annehmen, daß sie unter allen jetzt existirenden Sprachen derselben am nächsten kommt. War also die Ursprache der Menschen eine einsilbige, flexionslose, so mußten sich durch successive Vervollkommnung die übrigen Sprachen aus ihr entwickeln. In der That bieten uns verschiedene Sprachen gewisse Phasen der Entwickelung dar, aus denen wir schließen können, auf welche Weise die Bildung von mehrsilbigen Wörtern, die Entstehung der Deklinationen und Konjugationen ꝛc. stattfand. In allen großen Sprachengruppen finden sich Sprachen, welche zeigen, daß ihre Wörter aus ursprünglich einsilbigen Stämmen hervorgegangen sind. So lassen sich z. B. alle Nomina und Verba des Sanskrit auf einsilbige Wurzeln zurückführen, und für die übrigen Wörter desselben kann man dies nach der Analogie schließen. Da das Sanskrit aber der hypothetischen Muttersprache des ganzen indogermanischen Sprachenstammes am nächsten steht, so sind sie demnach alle aus einer einsilbigen Ursprache hervorgegangen. Auch für die semitischen Sprachen, bei denen fast sämmtliche Wörter aus triliteralen Wurzeln (Wurzeln mit drei Konsonanten und verschiedener Vokalisation) hervorgegangen zu sein scheinen, ist es keineswegs unmöglich, daß sie aus einer einsilbigen Sprache entstanden sind. Man hat z. B. in der hebräischen Sprache schon eine ganze Anzahl ursprünglich biliteraler Wurzeln nachgewiesen, und wenn man auch nie zum Nachweise von einsilbigen Wurzeln gelangen sollte, so wird man doch keineswegs behaupten können, daß die Sprache in ihrer ältesten Form auf uns gekommen, und daß nicht vorher eine radikale Umbildung vorgegangen sei. Wir wollen hier auf eine Thatsache aufmerksam machen, die, so viel uns bekannt, noch nicht beachtet, oder doch nicht genügend gewürdigt worden ist, nämlich daß unter allen mit „P" beginnenden Verbalwurzeln ungefähr $^3/_4$ die

Bedeutung des Trennens irgendwie in ihrer Grundbedeutung haben. Wir schließen daraus, daß dieser Konsonant mit seinem entsprechenden Vokale in der Muttersprache die einsilbige Verbalwurzel mit der Bedeutung „trennen" bildete; durch Hinzufügung anderer einsilbiger Wurzeln wurde diese Bedeutung in verschiedener Weise modifizirt, so daß daraus die verschiedenen Bedeutungen spalten, schneiden, reißen, klaffen, offenstehen, öffnen 2c. entstanden. Es dürften sich aber bei genauerem Studium noch mehr solche einsilbige Wurzeln erkennen lassen. Wie die Zusammensetzung der einsilbigen Wurzeln zu mehrsilbigen stattfand, können wir außer dem schon Bemerkten, besonders an denjenigen isolirenden Sprachen sehen, welche schon weiter ausgebildet sind, als das Chinesische. So hat z. B. das Siamesische die zu bezeichnenden Gegenstände und Verhältnisse nach gewissen Aehnlichkeiten in große Gruppen eingetheilt und dieselben mit gewissen Wörtern bezeichnet, die dann dem den eigentlichen Gegenstand bezeichnenden Worte beigefügt werden; ähnlich ist es im Birmanischen. Andere Verba oder Nomina erhielten wieder durch Hinzufügung eines als Partikel gebrauchten Wortes, andere durch Wiederholung der einsilbigen Wurzel eine nähere Bestimmung. Ein Unterschied in der Bedeutung entstand natürlich auch, wenn ein Wort dem anderen entweder vorgesetzt oder angehängt wurde. Bei alledem würde freilich noch eine große Eintönigkeit und Vieldeutigkeit herrschen, wenn die Wurzeln immer unverändert geblieben wären. Allein abgesehen davon, daß die Vokale in allen Sprachen mehr oder weniger leicht verändert werden, so unterliegen doch auch die Konsonanten mannigfachen Veränderungen. Erfolgen dieselben auch jetzt immer nach bestimmten Gesetzen, so läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Gesetze immer dieselben waren, denn dieses könnte man höchstens dann, wenn diese Gesetze auch in allen Sprachen dieselben wären, was aber bekanntlich nicht im geringsten der Fall ist. Wir können also annehmen, daß bei der Sprachverwirrung wirklich eine weitergreifende Veränderung der Radikale stattfand, besonders der bereits mehrsilbig gewordenen Wurzeln. Indessen gibt es eine Anzahl Wörter nicht nur in verschiedenen Sprachen, sondern sogar in verschiedenen Sprachstämmen, welche sich so wenig verändert haben, daß man an ihnen die gemeinsame Wurzel erkennt. Die Ausbildung bestimmter Redetheile kann man auch an den isolirenden Sprachen lernen: auf der niedrigsten Stufe wird z. B. die Bedeutung eines

Wortes als Nomen, Verbum oder Partikel blos durch seine Stellung im Satze erkannt; auf einer höheren Stufe unterscheidet sich das Nomen vom Verbum dadurch, daß entweder das erstere eine Komposition mehrerer Nomina ist, oder zu dem letzteren eine Partikel tritt. Sind solche Kompositionen fest miteinander verwachsen und zum Theile umgebildet, dann ist das Wort auch der Deklination oder Konjugation fähig. Diese geschehen auf der niedrigsten Stufe bei den agglutinirenden Sprachen durch lose Anfügung von Partikeln oder Pronomen; bei den eigentlich flektirenden Sprachen wird das Formelement mit dem Nomen oder Verbum wirklich verbunden und zu Einem Worte verschmolzen. Statt der ursprünglich hinzugefügten ganzen Partikel oder Pronomen bildete sich bei den flektirenden Sprachen allmälig der Gebrauch aus, nur einzelne Reste derselben anzufügen, oder vielmehr die angefügten Wörter wurden theils mit einzelnen Lauten des zu flektirenden Wortes assimilirt, theils mehrere Laute der Partikel oder des Pronomens abgeworfen. Ein solcher Vorgang ist z. B. für die Konjugation der hebräischen Verba von den Grammatikern deutlich nachgewiesen worden.

Wir haben demnach in der grammatischen und lexikalischen Ausbildung der Sprachen im Allgemeinen keinen Grund, die Möglichkeit zu leugnen, daß alle Sprachen aus Einer Ursprache hervorgegangen seien. Eben so wenig bietet aber auch die so außerordentlich mannigfaltige und verschieden geartete Ausbildung der Sprachen einen Grund dazu dar; denn daß z. B. bei einer Sprache der eine Redetheil besonders gut ausgebildet, der andere merkwürdig vernachlässigt ist, hindert doch gewiß nicht, sie beide aus einer unvollkommenen Sprache abzuleiten. Wir finden hier genau dasselbe Verhältniß, wie bei der Klassifikation der Organismen. So wie sich für die Entstehung der Organismen auseinander nicht eine gerade Linie successiver Vervollkommnung aufweisen läßt, sondern die organischen Reiche vielmehr Bäumen gleichen, aus deren Stamm sich verschiedene Aeste und Zweige entwickeln, so ist dies auch bei der Entwickelung der Sprachen aus einer Ursprache der Fall. Wir verstehen gar nicht, wie Männer, die dem Darwinismus huldigen, die Möglichkeit der Entstehung sämmtlicher Sprachen aus einer Ursprache leugnen können. Denn wenn man den ziel- und planlos wirkenden Naturkräften eine so wunderbare und verschieden geartete Vervollkommnung der Organismen zuschreibt, dann sollte man den ganz ähnlichen

Vorgang der Ausbildung der Sprachen doch gewiß dem denkenden Menschen zutrauen. Oder fehlt auf dem Gebiete der Sprachforschung etwa noch ein Geist ähnlich dem Darwins, welcher einerseits mit beharrlichem Fleiße und Geschicke alle dafür sprechenden Thatsachen sammelt und ordnet, und andererseits die Sache in einer Weise darstellt, daß auch Bibelfeinde, oder nur diese, Geschmack daran finden können?

Aber, wird man sagen, wenn man auch die Möglichkeit der Entstehung aller Sprachen aus Einer Ursprache zugeben muß, so ist damit doch noch keineswegs bewiesen, daß diese ganze Entwickelung in verhältnißmäßig kurzer Zeit stattfand, und demnach auf einem Akte der Weltregierung Gottes beruhte; wir werden vielmehr annehmen müssen, daß sie in natürlicher Weise in sehr langen Zeiträumen und in der vorgeschichtlichen Zeit stattfand! Allerdings läßt sich nicht bestreiten, daß dieses der einfachere Weg wäre, ja wir können auch annehmen, daß ein solcher Vorgang wirklich ohne einen göttlichen Eingriff stattgefunden hätte, wenn auch erst in viel längeren Zeiträumen. Es lag aber in dem Heilsplane Gottes beschlossen, daß eine schnellere Zertheilung der Völker eintreten sollte, wie wir bald erörtern werden. Daß dieses wirklich erfolgte, daß eine Verwirrung der Sprachen eintrat, und die Weiterentwickelung vermöge der von Gott in die Menschheit gelegten besonderen Dispositionen vor sich ging, dafür sprechen allerdings auffallende Thatsachen. Wenn die Sprachen sich auf natürlichem Wege weiter ausgebildet und vervollkommnet hätten, dann müßten wir doch die Beobachtung machen, daß solche Völker, bei denen das Bedürfniß der Ausbildung besonders hervortrat, die vollkommensten, solche Völker, bei denen dies nicht der Fall war, die unvollkommensten Sprachen hätten. Das Bedürfniß der Vervollkommnung wird aber bei den gebildeten Völkern am stärksten sein, weil bei ihnen einestheils durch Erfindungen die Zahl der zu bezeichnenden Gegenstände und die Zahl der zu bezeichnenden Abstrakta zunimmt, anderentheils die entstehenden Künste und Wissenschaften, sowie die feineren Sitten und Umgangsformen eine genauere Bezeichnung der temporalen, kausalen, finalen und modalen Verhältnisse erfordern. Dann könnte man bei gebildeteren Völkern auch jederzeit den ausgebildetsten Sinn für eine gute Sprache erwarten. Manche möchten nun wohl sagen, dies sei ja der Fall, indem die europäischen Sprachen am meisten ausgebildet sind. Allein

einestheils waren die Europäer zu der Zeit, als ihre Sprachen die wesentliche Form erhielten, keineswegs die gebildetsten Völker, anderentheils findet sich, von den Europäern abgesehen, bei den anderen Völkern keineswegs das angegebene Verhältniß. Die ältesten Kulturvölker waren die Aegypter und die Chinesen. Die Sprache der letzteren kennen wir schon als die unvollkommenste; die Sprache der alten Aegypter gehörte zu den agglutinirenden Sprachen und war demnach von der so vorzüglich ausgebildeten griechischen Sprache himmelweit verschieden. Die Griechen aber waren noch zu der Zeit Solons (noch mehr aber früher) gegen die Aegypter so weit zurück, daß die ägyptischen Priester dem Solon sagen konnten: „Griechen, ihr seid nur Kinder!“ Die Sprachen der gebildeten Phönizier, Assyrer und Babylonier standen auf der niedrigsten Stufe der flektirenden Sprachen, und waren namentlich viel weniger ausgebildet, als die der wilden, rohen Perser und der in nicht viel besserem Zustande befindlichen Romanen, Kelten und Germanen Europas, mit denen sie in Berührung kamen. Sehen wir uns in der Gegenwart um, so ist, wie schon erwähnt, die chinesische Sprache jetzt noch eine der unvollkommensten, die hinter der der wilden Mongolen und vieler anderer wilden Völker Asiens weit zurückbleibt. Auch die Sprache der hochgebildeten Japanesen ist verhältnißmäßig unvollkommen. Dagegen sind die Sprachen der wilden Völker Südafrikas, die zu dem sogenannten kongo-kaffrischen Sprachenstamme gehören, gar nicht so schlecht ausgebildet. Selbst die Sprache des Buschmannes, die Büchner den Thiersprachen gleichstellen möchte, ist vollkommener als die chinesische. Gehen wir endlich nach Amerika hinüber, so finden wir die Sprachen der meist sehr wilden Ureinwohner von durchgängig guter Ausbildung, Regelmäßigkeit und Ordnung; besonders ist das Verbum gut ausgebildet, und die syntaktischen Verhältnisse zeigen so große Regelmäßigkeit und methodische Ordnung, daß ein Sprachforscher sagt: „Viele von diesen Sprachen scheinen ihrer Konstruktion nach eher von Philosophen in den Studirstuben gebildet, als von Wilden in Wäldern.“ Mehrere derselben haben das Verbum vollkommener ausgebildet als die meisten modernen Sprachen Europas. Die Sprache der wilden Araukaner dürfte der Griechischen an die Seite zu stellen sein. Alle diese Verhältnisse lassen sich durchaus nicht erklären, wenn man die Sprachen ihrer natürlichen, allmäligen Ausbildung überlassen denkt, wohl aber, wenn

wir uns denken, daß Gott bei jenem Thurmbaue die Disposition zu bestimmten Veränderungen der Sprache einpflanzte, und das Alles nach Seinem allein weisen Rathe, der die Geschicke der Völker zu ihrem Besten, namentlich zur Erreichung Seiner Heilsabsichten mit ihnen, lenkt. Daß die gewöhnlichen, natürlichen Ursachen mitgewirkt haben, wird dabei keineswegs geleugnet; nur haben sie weder allein gewirkt, noch das Hauptsächlichste bewirkt. Die Heilsabsichten Gottes dabei, soweit wir sie erforschen können, werden wir sogleich erörtern.

§ 10.

Der Heilsplan Gottes mit der Menschheit.

Wir haben bereits in § 3 erwähnt, daß Gott schon vor dem Beginne der Erdbildung einen Plan zur Errettung der Menschen gefaßt hat. Er that dies nicht in der sicheren Voraussicht, sondern im Hinblick auf die Möglichkeit des Falles, und Sein Plan sollte bei dem etwaigen Eintritte desselben zur Verwirklichung kommen. Gleich nach dem wirklich stattgefundenen Sündenfalle, noch ehe Gott dem Menschen seine Strafe ankündigte, erfolgte der erste göttliche Ausspruch, welcher bestimmt war, den gefaßten Heilsrathschluß den Menschen zu offenbaren 1. Mose 2, 15. Zwar war dieses erste Evangelium noch sehr dunkel, denn es sagte nur im Allgemeinen, daß eine Errettung stattfinden würde, und es ließ noch keinen deutlichen Einblick in das Wesen dieser Errettung thun; doch war es geeignet, in den Menschen eine Hoffnung und ein Verlangen danach zu wecken. In der That sehen wir wenigstens, daß Lamech 5, 29 sich eines Erretters getröstete (die Worte Evas 4, 1 lauten im Grundtexte etwas zweideutig, und Luthers Uebersetzung ist wahrscheinlich nicht richtig), und daß also die göttliche Verheißung von den Nachkommen Adams treu überliefert wurde. Eine weitere Spur der Heilshoffnung findet sich in dem Segen Noahs 9, 26 f. Von der folgenden Zeitgeschichte wird uns überhaupt wenig berichtet, bis auf einmal die Ausführung des göttlichen Heilsplanes beginnt Kap. 12.

Das allgemeine Verderben unter der Menschheit und die fortwährende Verletzung der heiligen Rechtsordnung Gottes erfor-

derten allerdings von der unveränderlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit desſelben eine äquivalente Beſtrafung der Miſſethäter. Dies iſt Lehre der ganzen heiligen Schrift, und wer dieſes nicht anerkennt, verleugnet damit nicht nur die Wahrheit, ſondern bringt ſich auch ſelbſt um ſein Heil. Die Strafe der Sünde zeigte ſich zunächſt darin, daß alle Menſchen ſterben müſſen 1. Moſe 2, 17; Röm. 6, 23; außerdem wurde im alten Bunde zeitliches Unglück von Gott als Strafe über die beſonders Gottloſen verhängt. Weil aber dieſes nicht immer geſchah, und durch Prophetenwort noch keine jenſeitige Vergeltung in Ausſicht geſtellt war, ſo philoſophirten die Frommen Iſraels von der Zeit Davids an über dieſe Frage, gelangten aber darum zu keinem beſtimmten Reſultate, weil ſie ein ſolches überhaupt nicht von menſchlicher Philoſophie, ſondern von göttlicher Offenbarung erwarteten. Erſt in den Propheten, welche kurz vor dem Exile lebten, und dann auch in den ſpäteren, kamen einige göttliche Ausſprüche, welche eine Ausſicht auf ein ewiges Leben oder einen ewigen Tod eröffneten; jedoch waren ſie noch ſo dürftig, daß die ſich ſpäter mehr entwickelnde Philoſophie jedenfalls ſchon viel weiter war, und die Propheten ſich in dieſer Hinſicht nicht als „religiöſe Genies“ zeigten. Erſt in der Zeit des neuen Bundes wurde auch durch göttliche Offenbarung die Lehre von einer jenſeitigen Vergeltung entwickelt, zugleich aber gezeigt, daß ſchon der Tod, wie er, dem göttlichen Ausſpruche gemäß, als Lohn der Sünde über die Menſchheit verhängt war, nicht blos in dem zeitlichen, leiblichen Tode beſtand, ſondern daß mit der Sünde auch die Verdammniß über alle Menſchen gekommen war Röm. 5, 12—18; Jak. 2, 10. Dieſe Verdammniß der Menſchen abzuwenden, beſchloß Gott, der die Liebe iſt, eine Erlöſung zu ſtiften, wodurch Allen, die es begehrten, Errettung zu Theil werden könnte Joh. 3, 16; 1. Tim. 2, 4. Die Gerechtigkeit Gottes iſt aber unverbrüchlich und kann durch Seine Liebe nicht aufgehoben werden. Bei Ihm beſteht überhaupt kein Gegenſatz der Eigenſchaften, Liebe und Gerechtigkeit iſt geeint. Die von ihm beſchloſſene Erlöſung konnte darum nicht gegen das Recht geſchehen, wie dieſes auch aus Stellen, wie 2. Moſe 23, 7; Sprw. 17, 15; Jeſ. 1, 27 hervorgeht. Indem Gott 2. Moſe 23, 7 die Forderung, gerechtes Gericht zu handhaben, mit den Worten begründet: „Denn ich mache den Gottloſen nicht gerecht,“ und Spr. 17, 15 geſagt wird: „Wer den Gottloſen

gerecht macht und den Gerechten verdammet, die sind beide dem Herrn ein Greuel," wird damit zugleich ausgesprochen, daß Gott nicht gegen das Recht verstößt, daß Er darum auch den Sünder nicht einfach amnestiren kann. Zu was auch noch einen Heilsplan, wenn ohne Weiteres Amnestie erfolgen kann? Es war gewiß keine Laune von Gott, daß Er festsetzte, daß nur durch Seinen Sohn der Welt das Heil zu Theil werden sollte, sondern dieser Entschluß war in der Nothwendigkeit einer Sühnung der Sünde und einer stellvertretenden Genugthuung begründet. Darum beschloß Gott, seinen Sohn in die Welt zusenden, damit dieser, nachdem er die menschliche Natur angenommen, für die Sünden der ganzen Menschheit leiden und sterben könnte. Durch seinen Tod sollte die Sünde gesühnt 1. Joh. 2, 2; 4, 10 (Grundtext); Jes. 53, 5, und sollten die Menschen vom Zorne Gottes losgekauft werden (wie eigentlich die von Luther mit „Erlösung" und „erlösen" übersetzten Wörter heißen) Gal. 3, 13 mit Röm. 4, 15; Röm. 5, 9; 1. Thess. 1, 10 mit Ps. 49, 8. Daß Christus wirklich die Stelle der Menschen vertrat bei seinem Leiden und Sterben, geht zweifellos aus Matth. 20, 28; Marc. 10, 45; 1. Tim. 2, 6 (Grundtext) hervor. Ebenso sprechen aber auch alle anderen Stellen dafür, wo Luther die betreffende griechische Präposition mit „für" („uns" oder „die Menschen", „die Welt") übersetzt hat, denn 2. Kor. 5, 20 und Philemon V. 13 wird sie in derselben Bedeutung gebraucht, wie die in den erstgenannten Stellen sich findende, nämlich eben im Sinne von Stellvertretung. Die Genugthuung endlich wird bezeugt durch Hebr. 2, 9. 14 f. mit Röm. 6, 23, sowie durch alle Stellen, die von loskaufen und Loskaufung sprechen. Es ist daher ein gegen das Wort Gottes streitendes Beginnen vieler neueren Theologen, wenn sie die Begriffe: Sühnung, Stellvertretung und Genugthuung aus dem Erlösungswerke entfernen wollen. Es war nothwendig, dies hier hervorzuheben, weil wir nur so die großartigen Veranstaltungen und Vorbereitungen zur Vollführung des Heilsplanes würdigen können. Aus dem, was wir S. 39 über das Wesen Gottes gesagt haben, geht hervor, daß der Sohn Gottes freiwillig dieses Leiden auf sich nahm Joh. 10, 18, darum aber auch seine Aufopferung den Menschen zu Gute kommen konnte. Uebrigens sollte die Erlösung allerdings nicht blos eine Erlösung von der Sündenschuld und Sündenstrafe sein, sondern auch eine Erlösung von

der Sündenmacht. Der Menſch, der von Natur unfähig iſt, den Willen Gottes vollkommen zu erfüllen, und nach einmal begonnener ſündlicher Entwickelung ein Knecht der Sünde wird, ſo daß er bei dem beſten Willen und der größten Anſtrengung nicht aus der Sünde herauskommen kann, — er ſollte jetzt durch die Erlöſung die Kraft erhalten, von der Sünde ſich loszumachen und den Willen Gottes immer vollkommener zu erfüllen. Allein dieſe Erlöſung von der Sündenmacht kann nur dadurch ſtattfinden, daß dem Menſchen die Gabe des heiligen Geiſtes und die Kräfte der zukünftigen Welt (Hebr. 6, 4 f.) zu Theil werden, wodurch er die Kraft empfängt, ein Geiſtesmenſch zu werden und die Gebote Gottes wahrhaft zu erfüllen. Der heilige Geiſt kann aber in kein unreines Herz eingehen, darum iſt die Bedingung ſeines Empfanges die Reinigung von den anhaftenden Sünden, oder die Erlöſung von der Sündenſchuld, die Vergebung der Sünden Apg. 2, 38. Die ſubjektive Erlöſung von der Sündenmacht iſt darum die nothwendige, und ohne den etwaigen Wiederabfall des Menſchen unausbleibliche Folge der ſubjektiven Erlöſung von der Sündenſchuld. Diejenigen Theologen, welche die Erlöſung von der Sündenſchuld entweder ganz leugnen, oder die Erlöſung von der Sündenmacht für das Weſentliche, für die Hauptſache der ganzen Erlöſung erklären, ſind darum ebenſo weit von der Wahrheit entfernt, wie Diejenigen, welche die Erlöſung zu einem reinen Amneſtiegeſchäfte machen; ſolche mögen ſich bibliſch oder unbibliſch nennen, ſie haben die Wahrheit der Bibel nicht ergriffen. Thatſächlich verhält es ſich vielmehr ſo, daß die Erlöſung von der Sündenſchuld in gewiſſem Sinne das Weſentliche der ganzen Erlöſung iſt. Denn mit der Erlöſung von der Macht der Sünde allein wäre keinem Menſchen geholfen, ſelbſt wenn ſie ohne die Vergebung der Sünden überhaupt möglich wäre; denn abgeſehen davon, daß der Menſch ſich nie ganz rein von Sünden erhalten kann, auch wenn er wiedergeboren iſt 1. Joh. 1, 8, ſo zeugen doch die vorher begangenen Sünden fortwährend gegen ihn, und ſein frommer Lebenswandel könnte ihn nicht davon retten. Dagegen iſt die Erlöſung von der Sündenſchuld nicht nur der Anfang des Heils, ſondern auch die Grundlage, auf der ſich die Erlöſung von der Sündenmacht aufbauen muß. Ueberdem iſt durch die Erlöſung von der Sündenſchuld allerdings unter gewiſſen Umſtänden einem Menſchen vollſtändig geholfen, nämlich wenn er derſelben erſt kurz vor

seinem Tode theilhaftig wird; er wird dann eben so gut gerettet werden, wie der schon in der Jugend bekehrte und durch die empfangene Kraft geheiligte Mensch, nur hat er das Glück eines Kindes Gottes in dieser Welt nicht genossen, und wird auch in jener Welt zwar der gleichen Seligkeit, nicht aber der gleichen Herrlichkeit theilhaftig werden Matth. 20, 10 ff.; 2. Kor. 9, 6. Wer sich freilich in pharisäischer Eigengerechtigkeit an dieser Heilsordnung stoßen will, der stoße sich daran.

Der Heilsrathschluß Gottes mit der Menschheit gipfelte also, wie oben bemerkt, in dem Beschlusse, Seinen eingeborenen Sohn für das Heil der Menschen dahin zu geben. Damit dieser nun, wenn er die Menschheit annehmen würde, sein Erlösungswerk wirklich vollbringen könnte, war es nothwendig, daß mindestens ein Volk vorhanden war, in dem nicht nur die Erkenntniß des Einen, wahren Gottes erhalten geblieben, sondern das auch auf ein solches Wunder in anderer Weise, namentlich durch Kultus und Weissagung, vorbereitet war. Dies war das eine Motiv der vorbereitenden Veranstaltungen Gottes im Alten Testamente, welches begründet war in der Nothwendigkeit der objektiven Vollbringung des Versöhnungswerkes durch den dazu ausersehenen Mittler.

Allein die Erlösung mußte nicht nur objektiv vollbracht werden, sondern sie mußte, wenn sie ihren Zweck erreichen sollte, auch subjektiv angeeignet werden. Die Bedingung der Aneignung ist der Glaube an den Erretter. Der Werth dieses Glaubens liegt vor Gott hauptsächlich in der Armuth am **eigenen** Geiste, die sowohl in der dem Glauben vorhergehenden Sinnesänderung zum Ausdrucke kommt, als auch den Glauben stets begleitet. Das, was Gott von dem Menschen verlangt, um ihm die Errettung zu Theil werden zu lassen, ist also Erkenntniß seines wahren Zustandes. Der Mensch muß erkennen, daß er sich in einem sittlichen Bankerott befindet, aus dem er aus eigener Kraft nie wieder herauskommen kann, sondern darin ewig verloren sein muß. Das ist das negative Moment des Glaubens, zu dem aber nothwendig das positive Moment gehört: der Mensch muß nicht nur erkennen, daß er sich selbst nicht helfen kann, sondern er muß auch bereit sein, fremde Hilfe anzunehmen. Wo aber das negative Moment, die Erkenntniß der eigenen Hilflosigkeit, vorhanden ist, da kommt es in der Regel auch bald

zum positiven Ergreifen des dargebotenen Heiles; denn sich als hilflosen, verlorenen und verdammten Sünder erkennen, das ist der menschlichen Natur seit dem Sündenfalle die größte und schwerste Aufgabe. Darum waren aber auch die Veranstaltungen Gottes schon vor dem Erscheinen des Erlösers darauf gerichtet, dieser Erkenntniß in der Menschheit Bahn zu brechen. Er schlug zu diesem Ziele die zwei überhaupt möglichen Wege ein, damit es durchaus offenbar werde, daß der Menschheit auf keine andere, als die von Gott selbst in der Fülle der Zeit dargebotene Weise geholfen werden könne: Er ließ den einen, und zwar den größten, Theil der Menschheit seine eigenen Wege gehen, damit es auf diese Weise offenbar werde, daß, trotz der über die alte Welt ergangenen Strafe, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens Thorheit und Sünde ist immerdar, und daß der Mensch, sich selbst überlassen, nie die Gerechtigkeit erlangen kann. Den anderen, und zwar kleinsten, Theil der Menschheit, das Volk Israel, sonderte er dagegen aus, gab ihm Gesetze, welche ihm nicht nur in moralischer Beziehung zeigten, was es thun und lassen sollte, sondern die ihm auch zu einer Scheidewand wurden, durch welche es von den anderen Völkern geschieden ward. Die Befolgung dieser Gesetze war aber hier nicht so in den freien Willen des Menschen gestellt, wie bei den Heiden die Befolgung des Gewissensgesetzes, sondern hier wurde von Gott, durch Androhung der schrecklichsten, zeitlichen Flüche für den Fall der Uebertretung, und Verheißung des reichlichsten, zeitlichen Segens für den Fall der Bewahrung der Gesetzesvorschriften, ein gewisser Zwang ausgeübt. (Es ist wohl zu beachten, daß im Alten Testamente zeitlicher Fluch und zeitlicher Segen angekündigt wurde; diese wirken auf den fleischlichen Menschen viel mehr als Zwang, als die Ankündigung zukünftigen, ewigen Fluches oder Segens.) Gott sah auf beiden Gebieten, sowohl auf dem Gebiete der Menschheitsentwickelung ohne Gesetz, als auf dem unter dem Gesetze, den Erfolg voraus. Aber es mußte vor der Menschen Augen zur Belehrung und Warnung für alle folgenden Geschlechter konstatirt werden, daß der Mensch weder ohne das Gesetz, noch mit und unter dem Gesetze aus seiner eigenen Kraft es dahin bringe, eine Gerechtigkeit zu erwerben, die vor den Augen Gottes besteht: es mußte zur Konstatirung des allgemeinen sittlichen Bankerotts der Menschheit kommen. Daß dieser nun auch unter Gesetz und Zwang un-

ausbleiblich sei, das zu beweisen, war das andere Motiv der das spätere Heil vorbereitenden Veranstaltungen Gottes im alten Bunde. Diese bezweckten also auf dem Gebiete der persönlichen Offenbarung Gottes, die Herzen der Menschen zu der subjektiven Bedingung des Heiles vorzubereiten, ebenso wie das Gehenlassen der Heiden die Herzen auf dem Gebiete der Naturoffenbarung Gottes dazu bereiten sollten. Das Ziel beider Wege wurde insofern vollständig erreicht, als auf beiden Gebieten der sittliche Bankerott der Menschheit offen zu Tage trat für alle Diejenigen, welche ihn nur sehen wollten, oder noch sehen wollen. Uebrigens verfolgte der alte Bund auch noch den Zweck, die ihm Angehörigen relativ rein und auf das zukünftige Heil vertrauend zu erhalten, und so, wenn möglich, eine Anzahl derselben wirklich zu retten. Eine wirkliche Vergebung ihrer Sünden konnte dabei nicht stattfinden, sondern es war einestheils nur Erlassung der zeitlichen Strafen, und anderentheils ein Vorübergehenlassen (vergl. 2. Sam. 12, 13 im Grundtexte), ein Tragen der Sünden vermöge der göttlichen Nachsicht und Geduld (Röm. 3, 25) möglich, bis auf die Zeit, wo alle Sünden durch das Opfer Christi gesühnt wurden. Auf diesen letzteren Zweck des alten Bundes können wir hier nicht näher eingehen, weil er keine allgemeine Bedeutung hat.

Daß Gott überhaupt einen Rathschluß zur Errettung der Menschheit faßte, das hatte demnach allerdings zunächst seinen Grund darin, daß die Menschheit desselben bedurfte; dieses Bedürfniß auf Seiten der Menschheit begründet aber noch keine Nothwendigkeit in Gott, auch nicht in der Weise, daß Sein Heilsrathschluß nun eine nothwendige Folge Seiner Liebe wäre. Denn ohne Zweifel liebt Gott Seine Geschöpfe alle in gleichem Maße, und möchte ihnen allen das größtmögliche Glück zu Theil werden lassen, ja Er hat dieses gewiß in Seinen Schöpfungszweck aufgenommen. Wenn nun aber dieser Schöpfungszweck durch die Schuld der Geschöpfe selbst nicht vollkommen erreicht wird, so folgt daraus noch keine Nöthigung für Gott, nun auf einem anderen Wege, auf dem der Erlösung, Seinen ursprünglichen Schöpfungszweck zur Vollendung zu bringen. Denn einestheils ist es ja klar vor Aller Augen, daß dieser Zweck auch durch die Erlösung bei Weitem nicht bei allen Menschen erreicht wird, anderentheils hätte dann Gott auch für die Teufel einen Heilsplan fassen müssen. Weil nun weder den Teufeln, noch den

ungläubigen Menschen in der heiligen Schrift eine Errettung in Aussicht gestellt wird, sondern vielmehr Verdammniß in die Ewigkeit der Ewigkeiten Offb. 19, 3, so ist der Entschluß Gottes, für die Menschen eine Erlösung zu stiften, ein **freier** Liebesrathschluß. Hatte Er diesen Rathschluß einmal gefaßt, dann lag freilich in der Natur der Sache die Nothwendigkeit begründet, Seinen eingeborenen Sohn für die Menschheit dahin zu geben, wie wir dies schon § 4 bei Gelegenheit der Erschaffung des Weibes entwickelt haben. Wäre freilich die Ansicht vieler neueren Theologen richtig, wonach das Erlösungswerk entweder keine Sühne und Genugthuung in sich schloß, oder sich objektiv gar nicht auf Erden vollzog, sondern nur von dem erhöheten Christus ausgeht, oder endlich ein bloßes Amnestiegeschäft ist, dann begreifen wir nicht, warum Christus überhaupt leiden und sterben mußte, und warum Sein Versöhnungswerk so lange Zeit typisch vorgebildet wurde. Dann wäre es doch viel einfacher, wenn Gott die Sünder einfach amnestirte, oder wenn der Sohn Gottes vom Throne seiner Herrlichkeit aus der verdorbenen Menschheit die göttlichen Lebenskräfte mittheilte, ohne erst selbst Mensch zu werden, oder, wenn Er aus anderen Gründen (die wir freilich nicht entdecken können, wenigstens nicht in der Bibel) doch Mensch werden mußte, sich mindestens einen solchen schmerzlichen Tod ersparte. Weil aber keinen **andere Möglichkeit der Errettung** für die Menschheit vorhanden war, als auf dem Wege der Sühnung, Stellvertretung und Genugthuung, darum, und nur darum, mußte der Sohn Gottes Mensch werden und das, was der Mensch nicht vermochte, bewirken. Aber eben darum, weil die Erlösung der Menschheit eine so einzigartige That Gottes, ein im ganzen Universum so unerhörtes Ereigniß war (vergl. 1. Petr. 1, 12 Schluß), darum wird es auch erklärlich, daß zu seiner Vorbereitung so umfassende Anstalten getroffen wurden, so viele Wunder geschahen, und Alles so genau und wiederholt geweissagt wurde. Unter diesem Gesichtspunkte haben wir die ganze Menge der alt- und neutestamentlichen Wunder und Weissagung zu betrachten, denn nur so wird es uns verständlich, warum in jener Zeit so große Wunder geschahen, und jetzt nicht mehr. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, werden wir auch im nächsten Paragraphen die Wunder und Weissagungen besprechen.

Wie wir schon in § 8 erwähnten, fällt der Weltplan Gottes in Bezug auf die Erde mit Seinem Heilsplane zusammen. Die Erde soll wieder zu dem erneuert werden, was sie vor dem Falle der Menschen war; und nicht nur das, sondern sie soll auch zu dem erklärt werden, was sie als Wohnsitz der erlösten Menschen in Zukunft sein soll. Es sind die Meinungen darüber getheilt, ob die Erde und die Menschheit im Falle der Bewahrung des Unschuldsstandes auch allmälig zu dem verklärt worden wäre, was sie nun in Folge des göttlichen Heilsplanes werden soll, oder ob beide in dem ursprünglichen Zustande verblieben wären. Für unsern Zweck hat diese Frage weniger Wichtigkeit, indem sie mehr eine Sache theologischer Spekulation ist; wir halten uns hier nur an das, was die heilige Schrift offen lehrt über die Entwickelung der Menschheit und der Erde. Danach soll allerdings der gegenwärtige Weltlauf einmal ein Ende nehmen, vorher aber werden so viele Menschen, als möglich gerettet, der Satan und seine Anhänger völlig überwunden werden. Das ist dann die Durchführung und Vollendung des Heilsplanes, die schon mit dem ersten Pfingstfeste begann und immer weiter fortschreitet, wenn es auch oft ganz anders aussieht. Zwischen dieser Durchführung des Heilswerkes und der bereits erwähnten Vorbereitung liegt die Ausführung desselben durch Christum. Die Vorbereitung des Heiles wollen wir hier nach ihrem geschichtlichen Verlaufe noch einer näheren Besprechung unterziehen, während wir die Ausführung und Durchführung desselben für einige spätere Paragraphen aufsparen.

Die der Offenbarung des Heiles vorangehenden Veranstaltungen Gottes hatten, wie schon gezeigt, ein doppeltes Motiv. Einestheils konnte der verheißene Erretter nur in einem Volke auftreten, welches die Erkenntniß des einzigen wahren Gottes bewahrt und Seine Offenbarungen erhalten hatte, darum aber auch von dem verheißenen Erretter zum Voraus wußte; anderentheils sollte der Beweis geliefert werden, daß die Menschen nicht nur auf dem Wege der Freiheit (wozu es keiner positiven Veranstaltungen bedurfte), sondern auch auf dem Wege des Zwanges nicht dazu gebracht werden konnten, den Willen Gottes zu erfüllen. Die Veranstaltungen selbst sind sowohl ihrer zeitlichen Verwirklichung als ihrem Wesen nach in zwei Abschnitte getheilt. Geschichtlich bildet die Zeit vor der Gesetzgebung, und die nach derselben jede eine Periode für sich; dem inneren

Wesen nach sind die vorbereitenden Veranstaltungen in Verheißung und Gesetz zu scheiden. Verheißung und Gesetz finden sich in beiden geschichtlichen Perioden, jedoch so, daß in der vormosaischen die Verheißung vorherrscht, in der nachmosaischen das Gesetz, wobei indessen nicht verkannt werden darf, daß von David an auch die Verheißung wieder mehr in den Vordergrund tritt, namentlich durch genauere Spezialisirung derselben. Der wesentliche Unterschied dieser beiden Perioden war begründet in der Verschiedenheit der Menschen, mit denen Gott Seinen Bund schloß. Vor der Gesetzgebung waren es einzelne gläubige, von Gott erwählte Männer, die nach ihrer Erkenntniß ohne Zwang den Willen Gottes zu erfüllen trachteten. Von der Gesetzgebung an waren es die verschieden gearteten Nachkommen der Patriarchen, es war ein ganzes Volk, von dem nicht Alle den Sinn der Väter haben konnten (thatsächlich nur der kleinste Theil), darum mußte ihnen, wenn der göttliche Zweck erreicht werden sollte, ein Gesetz auferlegt werden, welches sie zu dem zwingen sollte, was ihre Väter freiwillig gethan hatten. Da nämlich bald nach der Sündfluth der Abfall von Gott wieder von Neuem in der Menschheit eintrat, wenngleich er eine neue Gestalt annahm (nicht mehr Atheismus und Unglaube, sondern Polytheismus und Aberglaube), und nicht bis zur Empörung gegen Gott ging, so lag die Gefahr nahe, daß bei der Vermischung der Menschen die Erkenntniß des wahren Gottes und die wahre Gottesfurcht völlig verloren gehen würden. Um dieses zu verhindern, erfolgte schon bei dem Thurmbaue zu Babel eine Zerstreuung, und zugleich im Hinblick auf die spätere Entwickelung eine Verwirrung der Sprachen. Das waren aber Alles nur auf negative Resultate zielende Akte. Der erste positive Akt in der Vorbereitung des Heiles begann mit der Erwählung und Aussonderung Abrahams. Die Erwählung wird in § 12 näher besprochen werden; hier sei nur erwähnt, daß die alttestamentliche Erwählung an sich keinen ewigen Vorzug der Erwählten bewirkte, denn die zur erwählten Familie oder zum erwählten Volke Gehörenden waren von der persönlich sittlichen Aufgabe nicht nur nicht dispensirt, sondern sie war ihnen nur um so höher gestellt. Allerdings waren auf der einen Seite die Bedingungen zur Erfüllung derselben hier insofern besser vorhanden, als es nicht an Anregungen des Gewissens fehlte; dagegen war sie, wie bemerkt, auf der anderen Seite schwerer, und überdem die angedrohte Strafe, im Falle der Nichterfüllung,

um so größer. — Die Absonderung der auserwählten Familie, und später besonders des auserwählten Volkes, wurde begünstigt durch die anfängliche Zerstreuung der Völker und die später immer größer werdende Trennung der Sprache. Während die Patriarchen in Kanaan wanderten, trug zwar die Sprachentrennung nicht viel bei zur Absonderung, denn die Patriarchenfamilie nahm, anstatt der ursprünglich gesprochenen aramäischen Sprache, die Sprache der Kanaaniter, das nachmalige Hebräisch an. Allein gegenüber den frommen und gläubigen Patriarchen bedurfte es einer solchen äußeren Scheidewand auch nicht: ihr Glaube und ihre Gottesfurcht trennte sie viel wirksamer von den Kanaanitern. Als sich dagegen die Familie zum Volke auszubilden begann, war eine solche Absonderung nothwendig, und diese fand in wirksamer Weise in Aegypten statt, von dessen Volke und Sprache das Volk der Israeliten mit ihrer Sprache gänzlich verschieden war. Hier zeigte sich, wenn sonst nirgends, der heilsame Einfluß der Sprachentrennung (übrigens auch später wieder). Dem gläubigen Verhalten der Patriarchen entsprechend, kommen Wunder in dieser Zeit der Verheißung nicht vor, denn die wunderbaren Erscheinungen sind doch wesentlich anders aufzufassen, als die eigentlichen Wunder. (Die Zerstörung Sodoms geschah nicht wegen Abraham, um ihn zum Glauben zu reizen, wie dies bei den späteren Wundern der Fall war, sondern vielmehr trotz dem Glauben Abrahams.) Die wunderbaren Gotteserscheinungen sind nämlich Zeichen des vertraulichen Verkehres Gottes mit den Patriarchen, und sind auf gleiche Stufe zu stellen mit den Erscheinungen des Auferstandenen während der 40 Tage. In beiden Fällen waren sie bestimmt, auf jener Stufe des Glaubens einigermaßen das zu ersetzen, was die wahrhaft Gläubigen des neuen Bundes an dem fortwährenden Besitze des heiligen Geistes und dem fortwährenden Genusse der Nähe ihres Heilandes haben Math. 28, 20. Die Wunder dagegen traten hauptsächlich in der mosaischen und nachmosaischen Zeit auf, denn sie waren dazu bestimmt, das ungläubige und ungehorsame Volk zum Glauben und Gehorsam zu bringen. Diesem Zwecke entsprechend, traten also die Wunder keineswegs, wie von Seiten der Anhänger der mythischen Auffassung, aller Geschichte zum Trotze, behauptet wird, in der ältesten Zeit am häufigsten auf, und werden in der neueren Geschichte immer seltener, sondern es verhält sich damit so, daß sie jederzeit dann auftreten,

wenn es entweder gilt, einem neuen göttlichen Werke Glauben und Gehorsam zu verschaffen (Schließung des alten und des neuen Bundes), oder wenn es gilt, den Willen Gottes dem erwählten Volke von Neuem einzuschärfen und eindrücklich zu machen (Wunder in der zerrütteten Richterzeit, und in der Zeit der Abgötterei unter den späteren Königen). Dagegen geschahen weder unter dem Reformator Samuel, noch in der guten Zeit Davids und seiner Nachfolger, noch in der Zeit strengster Gesetzlichkeit seit und nach der babylonischen Gefangenschaft, irgend welche Wunder. Die Wunder gehören also nicht normalen Zeiten an, sondern immer anormalen; sie waren in der Zeit des alten Bundes ein außergewöhnliches Zwangsmittel, das zu den gewöhnlichen hinzutrat, wenn die Zeit es erforderte. (In der Zeit des neuen Bundes haben sie einen anderen Zweck, wovon später.) Die göttliche Offenbarung durch das Wort dagegen, die dem Wunder in gewisser Beziehung zur Seite steht, war auch in normalen Zeiten vorhanden; nur trat sie bei den Patriarchen in anderer Form auf als später, nämlich in der Form unmittelbarer göttlicher Mittheilung. Auch beschränkte sie sich, dem Glaubensstande der Patriarchen entsprechend, fast durchgängig auf Lehre, Gebot und Verheißung. (Nur 1. Mose 17, 14 ist dem Gebote auch eine Drohung beigefügt, die aber nur mit Rücksicht auf spätere Geschlechter ausgesprochen wurde, vergl. das Wort „Volk".) Später, unter dem Gesetze, erfolgten die göttlichen Offenbarungen an das Volk mittelbar durch Engel, Priester und Propheten, und enthielten häufig auch Drohungen, oder Ankündigungen unmittelbar bevorstehender Strafgerichte. Diese Drohungen sind im Grunde genommen weiter nichts als Entfaltung der Gesetzesflüche, gehören also ihrem Wesen nach zu diesem, während die Verheißungen nicht weit über die Segensverheißungen des Gesetzes hinaus auf die messianische Zeit gingen und bestimmt waren, die Hoffnung auf den Messias rege zu erhalten. Der Charakter des Gesetzes selbst war der des Zuchtmeisters und Erziehers. Es sollte durch eine Menge einschränkender Bestimmungen das Volk abgesondert, ja abgeschlossen werden von jeder Gemeinschaft mit heidnischen Völkern, damit sie nicht zum Götzendienste verführt würden. Darum wurden ihnen so viele Dinge geboten oder verboten, die ihrem äußerlichen Charakter gemäß für die Moral ganz gleichgiltig sind. Es wurde ihnen aber auch ein Sittengesetz gegeben, das gewiß das Höchste verlangt, was man von einem noch außerhalb der neutestamentlichen

Gnade stehenden Menschen verlangen kann. Alles, was im neuen Bunde dem Triebe und der Liebe des Einzelnen überlassen ist, aber von den Namenchristen oft nicht erfüllt wird, obwohl es auch nach dem Maßstabe des mosaischen Gesetzes von einem natürlichen Menschen erfüllt werden kann, war unter dem Gesetze Jedermann vorgeschrieben: das Gesetz sorgte für Arme, Witwen, Waisen und Fremdlinge, für Leibeigene, ja für das Vieh. Selbst bis an das neutestamentliche Gebot der Feindesliebe streifte es an, ohne diese jedoch wirklich zu gebieten; denn es war nicht nur jede Art von Selbstrache untersagt, sondern auch geboten, dem Feinde die jedem Menschen schuldigen Dienste zu leisten 2. Mose 23, 4. Außerdem wurden noch natürliche Vorkommnisse (Krankheit, Tod, geschlechtliche Zustände ꝛc.) in einer Weise behandelt, daß das Volk in denselben theils Folgen der Sünde, theils Einmischung derselben erkennen lernen sollte. Der Opferkultus war ferner ganz dazu eingerichtet, nicht blos das Volk zur Erkenntniß der Sünde zu führen, sondern ihm auch vorbildlich zu zeigen, daß es zur Vergebung der Sünde einer Sühnung von Gott bedürfe. Endlich waren die Verordnungen über die Feier des Sabbaths, des Sabbath- und Jubeljahres, sowie die Aussprüche über das Regiment Gottes in Israel ganz geeignet, das Vertrauen auf Gott, auf Seine Durchhilfe und Führungen zu erwecken. Kurz das Gesetz war ganz darauf angelegt, einerseits das Volk vor dem Abfalle von Gott und vor Abgötterei zu bewahren, andererseits die Erkenntniß seiner Sünde, dann Glauben an Gott und Vertrauen auf Ihn zu lehren und, soweit es ohne innerliche Erneuerung möglich ist, auch einen sittlichen Lebenswandel zu bewirken. Da aber das Volk so wenig Lust hatte zum Gesetz, daß es dasselbe am liebsten von seinem Halse abgeschüttelt hätte und selbst in den besten Zeiten die äußerlichen Vorschriften kaum halb, und die eigentlichen sittlichen Gesetze noch weniger erfüllte (vergl. 1. Könige 3, 2 f. und die zahlreichen Psalmen Davids, wo er über die Gottlosen klagt, besonders Ps. 14), darum bedurfte es fortwährend neuer Anregung durch wunderbare Strafgerichte oder, im Falle der Demüthigung, durch wunderbare Durchhilfen, welche meist vorher angekündigt wurden, damit ihr Eintritt um so mehr Wirkung habe. Neben dieser Vorausverkündigung nahe bevorstehender Strafgerichte oder göttlicher Wunderhilfe hatte aber die Prophetie, besonders in späterer Zeit, noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Es zeigte sich nämlich unter den

späteren Königen immer mehr, daß trotz aller Wunderthaten das Volk nicht zum Gehorsam zu bringen war, sondern fort und fort in Abgötterei verfiel. Gegen das Ende der Königszeit, nach der Reformation des Josias, trat aber noch eine andere Abweichung offener hervor, die seit Sauls erstem Beispiele, trotz der sofortigen Warnung Samuels (1. Sam. 15, 21 f.), wie ein Sauerteig unter dem gesetzestreuen Theile des Volkes wirkte, nämlich die pharisäische Werkheiligkeit, die auf ihre äußeren (hier noch dazu nur ceremonialen und ritualen) Werke pocht, und sich überdem auf sein Erwählungsrecht steift. Gott sah voraus, daß das Volk, welches das Gesetz entweder gar nicht, oder nur äußerlich erfüllte und fleischlich auffaßte, in seiner Gesammtheit nie zum Glauben geschickt werden sondern den Messias verwerfen würde. Wir müssen zwar hier den Gedanken fern halten, als sei das Leiden und Sterben unseres Herrn nur durch die Verwerfung von Seiten der Juden hervorgerufen worden, als sei es ganz gegen die ursprüngliche göttliche Absicht eingetreten; wir haben ja vielmehr erkannt, daß es schon bei dem Sündenfalle als nothwendig von Gott vorausgesehen und mit dem ganzen Heilsplane unauflöslich verknüpft war. Ueberdem müssen wir schließen, daß wenn irgendwo Gott einen unschuldigen Menschen vor einem grausamen Tode schützen konnte, Er dies gewiß auch bei Seinem Sohne gethan hätte. Es war also gewiß kein bloßer Menschenrath, daß Jesus getödtet wurde. Aber noch mehr: auch daß Er von Seinem eigenen Volke verrathen und getödtet werden würde, war, wenn nicht von Gott längst beschlossen, doch wenigstens zur Zeit Davids (ja vielleicht schon zur Zeit Josephs) vorausgesehen, denn sonst wäre uns nicht in Davids Geschichte ein Typus, und in seinen Psalmen so treffende Weissagungen auf Christum gegeben. (Vergl. besonders die Geschichte Ahitophels 2. Sam. 15, 31; 17, 23 und Ps. 109.) Aber doch war damit noch nicht gesagt, daß das Volk als solches, in seiner großen Mehrheit und mit seinen legalen Vertretern, den Herrn verwerfen würde; überdem war selbst für diesen Fall, wenn es ein Akt der Uebereilung gewesen wäre, noch der Weg zu baldiger Bekehrung offen, wofür die Fürbitte Jesu am Kreuze (Luc. 23, 34) und Apg. 2, 37 ff. spricht. Jetzt aber wurde es klar, daß das Volk in seiner Gesammtheit den beiden Abwegen ergeben war: entweder Abgötterei und Gesetzlosigkeit, oder pharisäische Gesetzlichkeit und Eigengerechtigkeit mit engherzigem, auf

Gnade stehenden Menschen verlangen kann. Alles, was im neuen Bunde dem Triebe und der Liebe des Einzelnen überlassen ist, aber von den Namenchristen oft nicht erfüllt wird, obwohl es auch nach dem Maßstabe des mosaischen Gesetzes von einem natürlichen Menschen erfüllt werden kann, war unter dem Gesetze Jedermann vorgeschrieben: das Gesetz sorgte für Arme, Witwen, Waisen und Fremdlinge, für Leibeigene, ja für das Vieh. Selbst bis an das neutestamentliche Gebot der Feindesliebe streifte es an, ohne diese jedoch wirklich zu gebieten; denn es war nicht nur jede Art von Selbstrache untersagt, sondern auch geboten, dem Feinde die jedem Menschen schuldigen Dienste zu leisten 2. Mose 23, 4. Außerdem wurden noch natürliche Vorkommnisse (Krankheit, Tod, geschlechtliche Zustände ꝛc.) in einer Weise behandelt, daß das Volk in denselben theils Folgen der Sünde, theils Einmischung derselben erkennen lernen sollte. Der Opferkultus war ferner ganz dazu eingerichtet, nicht blos das Volk zur Erkenntniß der Sünde zu führen, sondern ihm auch vorbildlich zu zeigen, daß es zur Vergebung der Sünde einer Sühnung vor Gott bedürfe. Endlich waren die Verordnungen über die Feier des Sabbaths, des Sabbath- und Jubeljahres, sowie die Aussprüche über das Regiment Gottes in Israel ganz geeignet, das Vertrauen auf Gott, auf Seine Durchhilfe und Führungen zu erwecken. Kurz, das Gesetz war ganz darauf angelegt, einerseits das Volk vor dem Abfalle von Gott und vor Abgötterei zu bewahren, andererseits die Erkenntniß seiner Sünde, dann Glauben an Gott und Vertrauen auf Ihn zu lehren und, soweit es ohne innerliche Erneuerung möglich ist, auch einen sittlichen Lebenswandel zu bewirken. Da aber das Volk so wenig Lust hatte zum Gesetz, daß es dasselbe am liebsten von seinem Halse abgeschüttelt hätte und selbst in den besten Zeiten die äußerlichen Vorschriften kaum halb, und die eigentlichen sittlichen Gesetze noch weniger erfüllte (vergl. 1. Könige 3, 2 f. und die zahlreichen Psalmen Davids, wo er über die Gottlosen klagt, besonders Ps. 14), darum bedurfte es fortwährend neuer Anregung durch wunderbare Strafgerichte oder, im Falle der Demüthigung, durch wunderbare Durchhilfen, welche meist vorher angekündigt wurden, damit ihr Eintritt um so mehr Wirkung habe. Neben dieser Vorausverkündigung nahe bevorstehender Strafgerichte oder göttlicher Wunderhilfe hatte aber die Prophetie, besonders in späterer Zeit, noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Es zeigte sich nämlich unter den

späteren Königen immer mehr, daß trotz aller Wunderthaten das Volk nicht zum Gehorsam zu bringen war, sondern fort und fort in Abgötterei verfiel. Gegen das Ende der Königszeit, nach der Reformation des Josias, trat aber noch eine andere Abweichung offener hervor, die seit Sauls erstem Beispiele, trotz der sofortigen Warnung Samuels (1. Sam. 15, 21 f.), wie ein Sauerteig unter dem gesetzestreuen Theile des Volkes wirkte, nämlich die pharisäische Werkheiligkeit, die auf ihre äußeren (hier noch dazu nur ceremonialen und ritualen) Werke pocht, und sich überdem auf sein Erwählungsrecht steift. Gott sah voraus, daß das Volk, welches das Gesetz entweder gar nicht, oder nur äußerlich erfüllte und fleischlich auffaßte, in seiner Gesammtheit nie zum Glauben geschickt werden sondern den Messias verwerfen würde. Wir müssen zwar hier den Gedanken fern halten, als sei das Leiden und Sterben unseres Herrn nur durch die Verwerfung von Seiten der Juden hervorgerufen worden, als sei es ganz gegen die ursprüngliche göttliche Absicht eingetreten; wir haben ja vielmehr erkannt, daß es schon bei dem Sündenfalle als nothwendig von Gott vorausgesehen und mit dem ganzen Heilsplane unauflöslich verknüpft war. Ueberdem müssen wir schließen, daß wenn irgendwo Gott einen unschuldigen Menschen vor einem grausamen Tode schützen konnte, Er dies gewiß auch bei Seinem Sohne gethan hätte. Es war also gewiß kein bloßer Menschenrath, daß Jesus getödtet wurde. Aber noch mehr: auch daß Er von Seinem eigenen Volke verrathen und getödtet werden würde, war, wenn nicht von Gott längst beschlossen, doch wenigstens zur Zeit Davids (ja vielleicht schon zur Zeit Josephs) vorausgesehen, denn sonst wäre uns nicht in Davids Geschichte ein Typus, und in seinen Psalmen so treffende Weissagungen auf Christum gegeben. (Vergl. besonders die Geschichte Ahitophels 2. Sam. 15, 31; 17, 23 und Ps. 109.) Aber doch war damit noch nicht gesagt, daß das Volk als solches, in seiner großen Mehrheit und mit seinen legalen Vertretern, den Herrn verwerfen würde; überdem war selbst für diesen Fall, wenn es ein Akt der Uebereilung gewesen wäre, noch der Weg zu baldiger Bekehrung offen, wofür die Fürbitte Jesu am Kreuze (Luc. 23, 34) und Apg. 2, 37 ff. spricht. Jetzt aber wurde es klar, daß das Volk in seiner Gesammtheit den beiden Abwegen ergeben war: entweder Abgötterei und Gesetzlosigkeit, oder pharisäische Gesetzlichkeit und Eigengerechtigkeit mit engherzigem, auf

die Abstammung von Abraham pochendem Partikularismus. Unter einem abgöttischen Volke konnte der Erretter nicht auftreten, darum beschloß Gott ein Radikalmittel anzuwenden, um den Polytheismus auszurotten: die babylonische Gefangenschaft. Während nun der eine Abweg dadurch abgeschnitten wurde, war bei der Herzenshärtigkeit des Volkes vorauszusehen, daß der andere um so sicherer würde betreten werden. Darum erfolgte schon damals der Beschluß Gottes, das jüdische Volk nach der Verwerfung des Messias auch zu verwerfen, ebenso aber auch es am Ende der Welt wieder anzunehmen. (Die älteste prophetische Stelle, wo diese Rathschlüsse Gottes angedeutet sind, ist Joel 3, 26, wo es nach dem Grundtext heißt: „Und ich will rein sprechen ihre Blutschuld [Matth. 27, 25], welche ich nicht rein gesprochen hatte [Andeutung der langen Verwerfungszeit]. Und der Herr wird wohnen zu Zion.") Auf die Verwerfung Israels gründete sich aber die Erwählung der Heiden, zwar nicht in der Weise, daß ohne erstere den Heiden das Heil gar nicht zu Theil geworden wäre (denn das Heil war von Anfang an für die ganze Menschheit bestimmt), aber doch so, daß durch die Verwerfung der Juden das Heil in kürzerer Zeit und in umfassenderer Weise zu den Heiden kam, als ohne dieselbe. Gegenüber der hartnäckigen Abgötterei des Volkes war nun die Aufgabe der Prophetie die, einestheils dem Volke das nahende Strafgericht anzukündigen, anderentheils dasselbe durch Hinweis auf die zukünftige Errettung aus demselben, verbunden mit der zukünftigen messianischen Herrlichkeit, vor völligem Verzagen zu bewahren. Gegenüber der von Gott vorausgesehenen pharisäischen Abweichung, und bei der von Gott beschlossenen Verwerfung, war es dagegen die Aufgabe der Propheten, dem selbsterwählten Wege der äußerlichen Werktheiligkeit immer deutlicher einen anderen, durch den zukünftigen Messias vermittelten Heilsweg entgegen zu stellen, zugleich aber auch die Theilnahme der Heiden am Heile in noch nie dagewesener, umfassender Weise zu bezeugen und nachdrücklich zu betonen. Dadurch sollte es möglich gemacht werden, daß wenigstens ein Theil des Volkes vor Pharisäismus und Partikularismus bewahrt blieb. Daß dabei das zukünftige Heil und die Art und Weise seiner Erwerbung und Offenbarung deutlicher noch als bisher beschrieben wurde, versteht sich von selbst, war aber nicht blos durch die Gelegenheit veranlaßt, sondern überhaupt durch die Nähe der Zeit bedingt. Zu

beachten ist, daß ungefähr zu gleicher Zeit, als die babylonische Gefangenschaft und die Verwerfung des erwählten Volkes von Gott beschlossen wurde, auch die Wunder aufhörten, wenigstens die Wunder, die zum Zeugniß an Israel bestimmt waren (die im Propheten Daniel erzählten wunderbaren Begebenheiten waren zum Zeugniß an Heiden bestimmt), um in anderer Weise und zu einem anderen Zwecke erst mit der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch wieder aufzutreten. Die Nutzlosigkeit der Wunder gegenüber der Herzenshärtigkeit des Volkes im Ganzen hatte sich deutlich genug erwiesen; das Volk als solches konnte nur durch ein hartes Strafgericht zur theilweisen Besinnung gebracht werden. Nach demselben kam (mit Ausnahme weniger, kurz hintereinander auftretender, theils durch die betrübten Zeitumstände bedingter, theils die Weissagung auf Christum vollendender Propheten) weder Wunder noch Weissagung vor: die Absicht Gottes, das Volk zum Monotheismus und zur Befolgung des Gesetzes zu bringen, war erreicht. Hinfort konnte es, wenn auch nicht selbst in seiner Gesammtheit zur Erkenntniß des sittlichen Bankerottes gebracht, doch immerhin für alle Völker und Zeiten dafür ein Beispiel werden, daß mit äußerem Zwange von Seiten Gottes, und äußerer Gesetzlichkeit von Seiten des Menschen kein Menschenherz wirklich umgewandelt werden kann, daß daher auch der alte Bund nicht zur Offenbarung und Durchführung des Heiles ausreichte, sondern daß dieses erst durch einen neuen Bund des Geistes, der Erlösung und Versöhnung geschehen konnte.

§ 11.

Die übernatürlichen Gottesoffenbarungen in Wort und Werk.

Wir haben schon erwähnt, daß der Heilsplan Gottes mit Seinem Weltplane zusammenfällt, darum ist auch Seine Regierung durch Seinen Heilsplan bestimmt. Diesem muß sich im Grunde Alles unterordnen, daher finden wir auch in der rechten Erkenntniß desselben den Schlüssel zur Erkenntniß Seines Weltplanes.

Damit die Menschen überhaupt Kunde von dem erhielten, was Gott zu ihrem Heile beschlossen hatte, und sie zubereitet würden zum Empfange des Heiles, war es nothwendig, daß Gott sie nicht ihrem Schicksale überließ, sondern ihnen bald Mittheilungen über den rechten Gottesdienst machte, und zur Aufnahme des Heiles be-

reitete. Aus dieser Nothwendigkeit entsprangen die besonderen Gottesoffenbarungen, welche trotz allem sündlichen Verderben der Menschen erfolgten. Weil es Gott aber bei Seinem Heilsplane mit widerstrebenden Menschen zu thun hatte, und nicht, wie bei Seinem Schöpfungsplane, mit einem todten Stoffe, darum bedurfte es sehr verschiedener Modifikationen des göttlichen Wirkens. Nicht immer konnte Gott mit den Menschen von Angesicht zu Angesicht reden, wie mit den Engeln und sündlosen Menschen, sondern Er mußte zuweilen Seine Engel als Boten gebrauchen, zuweilen Sich dazu geeigneter Menschen als Propheten bedienen, zuweilen auch unmittelbar auf die Natur wirken und diese zu Zeugen aufrufen gegen die Menschen. Wir gehen nun über zum näheren Nachweise der Möglichkeit der einzelnen Offenbarungsakte.

In der ältesten Zeit treten besonders Gotteserscheinungen und unmittelbare Gottesreden auf, und zwar oft, wie es uns jetzt scheint, in unnöthiger Fülle, oder bei Gelegenheiten, wo wir sie gar nicht erwartet hätten. Allein die Kindheit des Menschengeschlechtes bedurfte einer erziehenden Thätigkeit Gottes, und da zu diesem Zwecke noch kein geschriebenes Wort zur Verfügung stand, so mußten nothwendig erst Offenbarungen auftreten. Dies bedingt schon eine größere Häufigkeit, sowie den Eintritt derselben da, wo wir jetzt solcher entbehren zu können meinen, während wir doch thatsächlich nur von den alten Gottesoffenbarungen zehren, selbst wenn dies, wie z. B. in vieler Hinsicht von der theistischen Philosophie, nicht eingestanden wird. Daß aber diese Gottesoffenbarungen in der Urzeit so unmittelbar erfolgten, war auch wieder der pädagogischen Weisheit Gottes ganz entsprechend. Denn da Er vor dem Sündenfalle in unmittelbarer Weise mit den Menschen verkehrt hatte, war es nothwendig, daß Er ihnen Seine Nähe nicht sofort gänzlich entzog, wenn sie anders das Zutrauen zu Ihm und das Vertrauen auf die verheißene Errettung nicht verlieren sollten. Später kamen sie nur bei solchen Menschen vor, die in besonders gläubiger Gemeinschaft mit Gott standen. Die Möglichkeit eines solchen Verkehres Gottes mit den Menschen zu bezweifeln, finden wir keinen Grund; denn sobald wir einen persönlichen Gott als Schöpfer der endlichen Wesen zugeben, dann werden wir auch zugeben müssen, daß Er fortgesetzt unmittelbar auf sie wirken konnte, gerade so, wie ein menschlicher Künstler nach Vollendung seines Kunstwerkes jederzeit

wieder Hand anlegen kann zur Abhilfe irgend eines Mangels. Der große Abstand zweier Wesen ist überhaupt *für das höhere* Wesen nie ein absolutes Hinderniß, sich dem niederen Wesen mitzutheilen; nur kann die Mittheilung jederzeit nur so weit gehen, als das beschränktere Wesen sie fassen kann. Ein Mensch kann z. B. mit einem Thiere wohl verkehren, aber er kann demselben nur einen sehr kleinen Theil von dem beibringen, was er anderen Menschen mittheilen kann. Das Gleiche findet aber auch bei den göttlichen Offenbarungen an die Menschen Statt; auch ihnen kann Gott nur einen sehr geringen Theil dessen mittheilen, was innerhalb des göttlichen Wesens selbst vorgeht, was die drei Personen der Gottheit einander mittheilen können. Was die *Art und Weise* der göttlichen Erscheinungen und Mittheilungen betrifft, so war sie einestheils im göttlichen Wesen selbst begründet, anderentheils durch die göttliche Herablassung bewirkt. Zunächst ist festzuhalten, daß nach der Lehre der heiligen Schrift nur *der Sohn Gottes* die gesammte Offenbarung vermittelt und im Namen der Dreieinigkeit redet. Schon im Alten Testamente tritt dieses deutlich hervor, wenn wir z. B. 2. Mose 33, 20 mit 24, 9 ff. vergleichen; doch konnte es noch nicht offen ausgesprochen werden, weil die Dreipersönlichkeit Gottes noch nicht geoffenbart war. Im Neuen Testamente sagt es uns Joh. 1, 18; 6, 46; 1. Joh. 4, 12, daß Gott der Vater, oder die ganze Trinität, niemals Jemandem erschienen ist. Dagegen begründet Johannes, indem er in seinem Evangelium, entsprechend dem in der Vision Offb. 19, 13 Erkannten, den Sohn das „Wort Gottes" nennt (die Offenbarung empfing Johannes *vor* der Abfassung seines Evangeliums), das Geschäft des Sohnes, alle Offenbarung Gottes an die Welt zu vermitteln; denn „das Wort Gottes" ist Zusammenfassung alles dessen, was Gott der Menschheit mitzutheilen hat. Diese Thätigkeit des Sohnes Gottes ist begründet in Seinem Urverhältnisse zur Schöpfung, indem Ihm die ganze Schöpfung Dasein und Bestehen verdankt Joh. 1, 3; 1. Kor. 8, 6; Kol. 1, 16; Hebr. 1, 2 f. Ist es aber der Sohn Gottes, der den Menschen erscheint, dann dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn Er in *Menschengestalt* erscheint; denn eine der menschlichen *ähnliche* Gestalt wird Ihm sowohl vor, als nach Seiner Menschwerdung ausdrücklich zugeschrieben Hes. 1, 26; Dan. 7, 13; Offb. 1, 13. Was das *Sprechen* Gottes anbetrifft, so haben wir bereits in § 4 gesagt, daß es nicht, wie das mensch-

liche Sprechen, in einer bloßen Schallerregung beſteht, daß aber dieſe keineswegs ausgeſchloſſen iſt. Sofern nun Gott mit den Menſchen ſprach, mußte allerdings ein Schall erzeugt werden, wie bei dem Sprechen eines Menſchen. Wenn nun bei dem Sprechen Gottes überhaupt eine Bewegung der Materie entſteht, ſo konnte dieſelbe bei einem Sprechen Gottes auf Erden in der That eine Wellenbewegung der Luft ſein, ähnlich wie ſie bei dem Sprechen eines Menſchen entſteht. Die ſinnlichen Wahrnehmungen Gottes dagegen, wie ſie uns als ſehen, hören, riechen ꝛc. berichtet werden, haben wir uns, nach Maßgabe der in § 35 des erſten Bandes entwickelten Theorie über die Wahrnehmung der Weltvorgänge von Seiten Gottes, ſo zu erklären, daß die ſtattfindende göttliche Wahrnehmung nur die Stelle der betreffenden, bei Menſchen ſinnlichen Wahrnehmung vertritt. Die, ſo zuſagen, körperliche Thätigkeit Gottes 1. Moſes 4, 21 haben wir in dem Sinne zu verſtehen, daß Gott die Menſchen lehrte, ſich Kleider zu verfertigen, denn am Schluſſe des Verſes heißt es auch wörtlich: „Und Er ließ ſie (die Kleider) anziehen.“ Es heißt ja überhaupt oft: Der Herr that es, oder ſprach, wo es ſich doch um eine mittelbare That handelt. So haben wir Gott auch in dem Schöpfungsberichte Gen. 2 nicht gerade wie einen ſein Werk mit ſeinen Händen formenden Künſtler zu denken, ſondern die Worte: „bilden“, „machen“ bezeichnen nur die ausgeſtaltende, dem Stoffe ſeine Form gebende Thätigkeit im Unterſchiede von der Erſchaffung ſowohl des Stoffes, als neuer Lebenspotenzen. Der nähere Vorgang dabei iſt unſerer Einſicht verſchloſſen.

Die Engelserſcheinungen ſind den Gotteserſcheinungen verwandt. Dieſelben erſcheinen in der Regel da, wo die Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott weniger vertraulich iſt, ſei es, daß der Betreffende ſelbſt nicht im lebendigen Glaubensleben ſteht (Hagar, Lot), oder daß es der pädagogiſchen Weisheit Gottes entſpricht, nur in mittelbaren Verkehr mit den Menſchen zu treten (Luc. 1, 11. 26; 2, 9), oder daß es gilt, ein Strafgericht auszuführen (z. B. 2. Sam. 24, 16). Nur ſelten erſcheinen Engel als Boten an Propheten und Apoſtel, und wenn ſie erſcheinen, ſo ſind es nie perſönliche Aufträge oder Mittheilungen, die ſie zu überbringen haben, ſondern ſie treten vielmehr als Schutzengel auf (Apg. 5, 19; 10, 7. 9). Nach dem, was wir § 3 über die Engel geſagt haben, kann kein

Zweifel sein, daß sie überhaupt auf der Erde gegenwärtig sein können. Die Sichtbarkeit dürfte bei ihnen, wie überhaupt bei den Geistern, durch einen besonderen, in ihnen vorgehenden physikalischen Prozeß vermittelt sein (vergl. S. 515 f. des ersten Bandes). Was ihre Gestalt anbetrifft, so haben wir keinen Grund, ihnen Menschenähnlichkeit abzusprechen. Bedürfen sie gewisser Organe der Bewegung, der Wahrnehmung, ja der Mittheilung und Verständigung, so werden diese zwar ohne Zweifel ihrem Wesen nach grundverschieden sein von den entsprechenden Organen der Menschen, es ist damit aber noch nicht gesagt, daß sie ihrer Gestalt nach denen der Menschen ganz unähnlich sein müssen; wir dürfen vielmehr mindestens ein Angesicht, einen aufrechten Gang und symmetrischen Bau bei diesen Wesen voraussetzen. Dabei können sie, mit einer göttlichen Sendung betraut, auch noch menschenähnlichere Form angenommen haben. Daß sie trotzdem von Menschen deutlich zu unterscheiden waren, ist gewiß. Es verhält sich aber auch mit ihnen so, daß sie bald als Wesen höherer Ordnung erkannt werden. Wenn es zwar an einzelnen Stellen scheint, als sei diese Erkenntniß erst durch das plötzliche Verschwinden gekommen, so zeigt eine genaue Betrachtung des Textes doch immer, daß vorher wenigstens eine Unsicherheit über den menschlichen Charakter des Boten herrschte. (Richt. 6, 17; 13, 6.) Die Häufigkeit der Engelserscheinungen in der ältesten Zeit ist durch dieselben Ursachen veranlaßt, wie die Häufigkeit der Gotteserscheinungen. So hätte ja Gott z. B. das Paradies ohne Weiteres zerstören können, anstatt zu seiner Verwahrung einen Engel davor zu lagern; aber dadurch, daß es bis auf Weiteres fortexistirte, und Adam doch nicht hinein konnte, wurde ihm der Verlust desselben um so empfindlicher, und die Sehnsucht darnach um so größer. Es wurde dadurch aber auch das Verlangen nach der von Gott verheißenen Errettung, nach der Wiedereröffnung des Paradieses (Luc. 23, 43) um so lebhafter. Eine Engels- und Gotteserscheinung, welche wohl die meisten Anstöße für die Vernunft darbietet, ist die 1. Mose 18 und 19. Hier wird uns der „Herr" (der Sohn Gottes) und zwei Engel nicht blos in menschenähnlicher Gestalt (was nach dem oben Gesagten nichts Auffallendes hätte), sondern geradezu in der Gestalt von Reisenden, die sich an der dargebotenen Mahlzeit erquicken und (bei Lot) übernachten, vorgestellt. Die ganze Erscheinung in dieser Gestalt hat gewiß den Zweck, den Glauben Abrahams und Lots

einestheils zu erproben, anderentheils zu stärken. Die Möglichkeit der Wandelung der äußeren Erscheinung (womit nicht nothwendig eine Verwandelung der eigentlichen Gestalt verbunden war) wird man wohl dem Sohne Gottes nicht absprechen wollen; bei den Engeln konnte sie durch göttliche Wirkung wohl eben so gut eintreten. (Vergl. Ps. 104, 4; Hebr. 1, 7, wo auch nicht gesagt werden soll, daß Gott das Wesen der Engel in unpersönliche Naturwirkungen auflöse, sondern nur, daß Er die Erscheinung ihrer wirklichen Gestalt in eine Naturerscheinung verwandeln könne.) So haben wir wohl auch das Essen und Uebernachten der Engel nur als eine äußere Erscheinung zu betrachten; denn wenn man damit das Essen des Herrn nach Seiner Auffstehung vergleicht, so bedenkt man nicht, daß der Herr Sich ausdrücklich darauf beruft, daß Er kein bloßer Geist, sondern mit Seinem Leibe umkleidet sei. Luk. 24, 39. (Die Besprechung dieser Erscheinungen folgt im nächsten Paragraphen.)

Noch zu erwähnen ist hier die öfter vorkommende Bezeichnung: „Engel des Herrn". Aus mehreren Erscheinungen dieses Engels, von denen 2. Mose 3 die beweisendste ist, hat man zum Theil geschlossen, daß es immer der Sohn Gottes gewesen sei. Dagegen spricht aber nicht nur der Umstand, daß es öfter geringfügige Gelegenheiten oder Personen waren, die nicht in einer so innigen Gemeinschaft mit Gott lebten, daß ihnen Gott selbst (d. h. der Sohn Gottes) erscheinen konnte, sondern wir haben auch Stellen, wo Menschen als Engel des Herrn bezeichnet werden Hagg. 1, 13; Mal. 2, 7. Daraus geht hervor, daß öfter auch erschaffene Wesen als „Engel des Herrn" bezeichnet werden. Daß aber zwischen „dem Engel des Herrn", der den Sohn Gottes bezeichnet, und den ersteren kein Unterschied der Bezeichnung zu entdecken ist, kommt nur daher, daß die hebräische Sprache zwischen: „einem Engel des Herrn" und: „dem Engel des Herrn" keinen Unterschied machen kann. Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß sowohl das hebräische als das griechische Wort für „Engel" ursprünglich „Bote", „Gesandter" bedeutet, und daher auch wirklich für Menschen ebenso gebraucht wird, wie für Engel 4. Mose 22, 5; 2. Sam. 3, 12; 5, 11; 1. Kön. 20, 2 ꝛc.; Jak. 2, 25; Offb. 2, 1 ꝛc. Aus diesem Grunde wird man sich mit der Uebersetzung „Engel" auch nicht immer begnügen können, sondern erst nach dem ganzen Eindrucke ihrer Thätigkeit entscheiden

müssen, ob wirklich ein Engel, oder blos ein Mensch als Gesandter Gottes erschienen ist. So sind z. B. Manche der Meinung, daß der „Engel des Herrn", Richt. 2, 1, ebenso ein Prophet gewesen sei, wie Haggai, der 1, 13 auch „Engel des Herrn" genannt wird. Man stützt sich bei der erwähnten Annahme darauf, daß von diesem „Engel des Herrn" Nichts ausgesagt wird, was nicht auch ein Mensch thun konnte. Indessen steht dem als Gegengrund die unmittelbare Rede im Namen Gottes gegenüber, wodurch der Redende sich auch als „der Engel des Herrn", als der Sohn Gottes kennzeichnen könnte.

Eine sehr wichtige Art der göttlichen Offenbarung bildet die Weissagung im weiteren Sinne. Die Weissagung im biblischen Sinne ist nicht gerade Voraussagung zukünftiger Begebenheiten, sondern vielmehr überhaupt das Aussprechen göttlicher Mittheilungen, welche dem Weissagenden auf irgend eine Weise zugekommen sind. Dadurch, daß diese Weissagungen oft Voraussagungen enthalten, hat sich im gewöhnlichen Leben erst die Ansicht festgesetzt, daß das Wesen der Weissagung in der Voraussagung künftiger Dinge bestehe. Weissagung im biblischen Sinne, und Voraussagung im allgemeinen Sinne decken sich überhaupt nicht; denn ebenso, wie es Weissagung giebt ohne Voraussagung, giebt es auch Voraussagung ohne Weissagung, insofern letztere eben nur auf göttliche Offenbarung gegründet ist, erstere aber bis zu einem gewissen Grade auch ohne Offenbarung möglich ist. — Was die Art der göttlichen Mittheilung betrifft, welche die Weissagung bestimmt, so geschah sie einestheils durch Gesichte, Verzückungen oder Extasen, anderentheils durch unmittelbare Wahrnehmung und durch Inspiration. Die Träume enthalten nie für Andere bestimmte göttliche Mittheilungen, sondern, wenn sie überhaupt Offenbarungen enthalten, sind sie nur für die betreffende Person bestimmt; sie gehören daher auch nicht zur Weissagung. Die letztere ist hier entschieden die höchste Form der göttlichen Offenbarung, weil sie im wachen, klaren Selbstbewußtsein stattfindet, und der Mensch ein klareres Verständniß der Mittheilung erhält. Das unmittelbare Hören der göttlichen Mittheilung, sowie das prophetische Schauen der Ereignisse, ist auf gleiche Stufe mit den Gotteserscheinungen zu stellen und nach diesen zu beurtheilen. Die Inspiration vermag der sie Empfangende sehr wohl von den Gedanken seines eigenen Geistes zu unterschei-

den 1. Kor. 7, 6. 10; doch wissen wir nichts Genaueres über die Art und Weise, wie dies möglich ist, ebensowenig, auf welche Weise sie überhaupt erfolgt. Wir können daher nur so viel sagen, daß sie ein innerliches Vernehmen der Gottesstimme ist, welches von der allgemeinen Gottesbezeugung im Gewissen, und von der allgemeinen Erleuchtung der Gläubigen durch den heiligen Geist wesentlich verschieden ist, weil von den Aposteln und Propheten beide Bezeugungen genau unterschieden werden. Sie muß darum auch auf einem besonderen Akte Gottes beruhen. Wenn wir nun darauf verzichten müssen, uns ein näheres Bild von dem Vorgange bei der Inspiration zu entwerfen, so wird von Seiten der Naturforschung und der Vernunft um so mehr Aufschluß gefordert über die Möglichkeit der Voraussagung, denn diese ist ja das dem natürlichen Menschen am meisten Auffallende. Zwar wenn wir die Freiheit des Menschen aufgeben wollten, dann wäre die Voraussagung sehr leicht zu erklären. Denn wenn alle Handlungen der Menschen theils mit physikalischer, theils mit geistiger Nothwendigkeit erfolgten, dann ließe sich nicht leugnen, daß Gott, der einestheils alle Naturkräfte auf das Genaueste kennt, demnach auch alle ihre Wirkungen auf das Genaueste voraussieht, der aber auch anderentheils (zum Theil aus demselben Grunde) die Entstehung jedes einzelnen Organismus in seiner ganzen individuellen Eigenthümlichkeit voraussieht, und die Gesetze der geistigen Kausalität ebenso genau kennt, wie die Gesammtheit der in jedem gegebenen Augenblicke auf den Menschen wirkenden physikalischen und geistigen Einflüsse, — daß Gott dann (gewissermaßen, wie ein tüchtiger Mathematiker die oft unendlich scheinenden Schwierigkeiten einer astronomischen Bahnberechnung durch genaue Erforschung der Störungen und Aufnahme derselben in seine Formel überwindet) durch Berücksichtigung aller dabei in Betracht kommenden Umstände das Verhalten eines jeden Menschen vorausberechnen kann. Ist es doch schon verständigen, die Menschen beurtheilenden Männern zuweilen gegeben, richtige Voraussagungen über die Zukunft eines einzelnen Menschen, eines Volkes oder Staates zu machen! Wie oft schon haben nicht verständige Beurtheiler in Zeitungen, die sich von den allgemeinen Vorurtheilen, seien sie optimistischer oder pessimistischer Art, freigemacht haben, gewisse politische Ereignisse vorhergesagt! Um wieviel mehr wird es Gott möglich sein, wenn der Wille des Menschen von geistigen, oder noch mehr

von physikalischen Ursachen unbedingt abhängig ist! Allein diese unbedingte Abhängigkeit haben wir eben aus guten Gründen verneint, und nun soll doch eine Voraussagung möglich sein!

Wir haben schon bei Gelegenheit unserer Erörterungen über die Allwissenheit Gottes in § 2 hervorgehoben, daß wir das Vorauswissen wirklich freier Handlungen der Menschen von Seiten Gottes logisch undenkbar finden, und daß wir entweder auf eine Rechtfertigung des Vorauswissens vor unserer Vernunft verzichten müssen, oder, im anderen Falle, entweder dem Menschen absolut freie Handlungen absprechen, oder Gottes Vorauswissen derselben verneinen müssen. Wir haben bisher versucht, die Wahrheit des göttlichen Wortes ohne die Annahme des Vorauswissens völlig freier Handlungen zu beweisen, und das soll auch jetzt unser Bestreben sein. Wir haben schon wiederholt erklärt, daß der Mensch auf moralischem Gebiete die Freiheit besitzt, nicht nur bei gleich starken physikalischen oder geistigen Einflüssen nach freiem Belieben zwischen moralischer und unmoralischer That zu wählen, sondern daß er besonders in moralischer Beziehung dies auch bei Einflüssen von ungleicher Stärke in der Weise thun kann, daß er sich zu einer Handlung entscheidet, trotz der entgegenstehenden stärkeren Einflüsse. Wir haben aber auch schon wiederholt erörtert, daß solche freie Willensentscheidungen doch äußerst selten vorkommen, daß sich die Menschen vielmehr zum weitaus größten Theile, und in den meisten Fällen mindestens von geistigen, oft aber auch von physikalischen Einflüssen bestimmen lassen. Weil dieses nun der Fall ist, darum kann Gott schon mit ziemlicher Bestimmtheit auf das Eintreten oder Nichteintreten gewisser Handlungen von Seiten der Menschen schließen. Es würde uns dieses aber doch für die Weissagung wenig nützen. Denn wenn Gott nur in wesentlich, d. h. qualitativ gleicher, wenn auch in quantitativ viel umfassenderer Weise als die Menschen, mit Wahrscheinlichkeit auf das Eintreten oder Nichteintreten gewisser Handlungen schließen könnte, wenn Er nicht den Eintritt des Vorausgesagten als unter allen Umständen nothwendig geschehend voraus wüßte, dann könnte Er nicht gewisse Ereignisse so unbedingt nicht nur ankündigen lassen, sondern auch ihren Eintritt als Beweis Seiner Wahrhaftigkeit hinstellen. Gott geht sogar noch weiter, denn Er stellt die Voraussagung von Ereignissen als ein Kriterium zur Unterscheidung des lebendigen Gottes von den todten Götzen

auf Jes. 41, 22 f., 26—29; 42, 8 f.; 43, 8—12; 44, 7 f., 24 bis 26; damit setzt Er Seine göttliche Ehre ein für die Erfüllung der Weissagungen, darum muß Er auch bestimmt die Erfüllung vorauswissen. Ein solches Vorauswissen ist nun freilich ohne eine gewisse theilweise Beschränkung der menschlichen Freiheit nicht möglich; indessen wird die Freiheit im Allgemeinen dadurch nicht aufgehoben. Den Schlüssel zur Erschließung des Geheimnisses von dem göttlichen Vorauswissen zukünftiger Ereignisse geben uns nämlich eben jene Stellen, wo Gott Sich auf Seine Weissagungen beruft; denn daselbst beruft Er Sich auch zugleich auf Seine Macht gegenüber den ohnmächtigen Götzen. Wir können daraus schließen, daß die **Möglichkeit** des **Vorauswissens** auf der **Bedingung** eines vorausgefaßten göttlichen **Rathschlusses** beruht. Wie schon bemerkt, kann Gott, da absolut freie Handlungen der Menschen so selten erfolgen, unter Berücksichtigung aller von Ihm vorausgesehener, oder doch mindestens mit großer Wahrscheinkeit vorausgeschlossener, auf die Entscheidung eines Menschen einwirkender Einflüsse mit großer Wahrscheinlichkeit den Gang der Welt- und Heilsgeschichte, wie er sich ohne Seine unmittelbare Einwirkung gestalten würde, erschließen. Nun hat Er aber bestimmte Heilsabsichten für ein einzelnes Volk oder für die ganze Menschheit, die Er, allem Widerstande der Menschen zum Trotze, zum Ziele führen will; Er faßt darum Rathschlüsse, wie und auf welche Weise Er diese Absichten erreichen will. Weil Er aber ohne Noth die Freiheit des Menschen nicht aufheben will, so ordnet Er einen Weltplan, in welchem die Thorheiten und Sünden der Menschen, die sie ihrer Natur nach begehen werden, ebenso ihren Platz finden, wie die Heilsabsichten Gottes. Die Vermittelung zwischen beiden geschieht dadurch, daß Gott beschließt, einestheils solche Menschen, die willig sind, Ihm zu gehorchen, in ganz besonderer Weise für Seine Absichten zu brauchen oder sie unter Seinen besonderen Schutz zu nehmen, auch den eigenen, sündlichen Neigungen gegenüber, anderentheils aber solche Menschen, die Ihm widerstreben, entweder Seine allen Menschen bis zu einem gewissen Grade zu Theil werdende Leitung zeitweise oder für immer zu entziehen und sie ihrer Sünde zu überlassen, oder sie auch, wenn sie reif sind zum Gerichte, vollends zu verstocken, so daß sie, in die Sünde verkauft, gewisse Sünden thun müssen. Diese Rathschlüsse sucht Er freilich, Seiner Gerechtigkeit entsprechend,

ohne vollkommene Aufhebung der Freiheit des Einzelnen zu erreichen; denn es hat ja ohnedem, wie wir schon S. 488, 506 des ersten Bandes ausführten, jede moralische oder unmoralische That die Folge, daß die betreffenden Einflüsse derselben Richtung immer stärker werden, und eine Umkehr immer schwerer wird. Wenn Gott nun einem Menschen Seinen Beistand völlig entzieht, so fällt dieser immer tiefer in die Sünde, und umgekehrt, wenn Gott einem moralisch gerichteten Menschen Seinen Beistand in besonderem Grade zu Theil werden läßt, dann erfüllt dieser Gottes Gebote um so mehr. Die Wirksamkeit Gottes, sofern Er hierbei nicht blos das Heil des Einzelnen, sondern größerer Theile der Menschheit im Auge hat, geht nun dahin, daß Er einen Menschen gerade zur Erfüllung einer bestimmten moralischen That anleitet, oder daß Er einem Sünder gerade in einem bestimmten Augenblicke, in einer bestimmten Lage Seine Leitung entzieht, so daß dieser nach physischer und geistiger Kausalität in eine bestimmte Thorheit oder Sünde verfällt. In den weitaus meisten Fällen wird auch jetzt noch nicht die angeborene Freiheit des Einzelnen aufgehoben, sondern es wird nur der auf dem Gebiete der übernatürlichen Offenbarung, bezüglich auf dem Gebiete der besonderen Heilsthätigkeit Gottes wirksame Gnadenbeistand desselben (wovon in § 13 Näheres) vermehrt oder vermindert. Dem einzelnen Menschen steht es dann trotzdem noch frei, der Stimme seines Gewissens oder seinen Lüsten zu folgen. Daß aber Gott trotz dieser Freiheit des Menschen Seine Rathschlüsse als **unbedingt** eintretend vorausverkündigen kann, kommt daher, daß Er jederzeit, wenn der eine Mensch, dem zunächst die Ausführung des göttlichen Rathschlusses (sei es in guter, oder **für den betreffenden Menschen** in böser Richtung) zugedacht ist, dies unterläßt, — daß Er dann jederzeit **andere Menschen** findet, die an dessen Stelle treten. Weil nämlich die freien Handlungen selten sind, kommt es thatsächlich schon höchst selten vor, daß ein Mensch der göttlichen Absicht in dieser Beziehung entgegenhandelt. Denn einestheils hat Gott bei der Fassung Seines Planes die Grundrichtung des Menschen, sowie die auf ihn wirkenden physialischen und geistigen Einflüsse schon in Betracht gezogen und Sich Sein Werkzeug darnach erwählt, und anderentheils wirkt Er ja selbst noch negativ oder positiv auf den Menschen ein. Wenn

nun trotz alledem der betreffende Mensch anders handelt, so giebt es sofort andere ähnlich gestellte Menschen, die an dessen Stelle treten. Bei Rathschlüssen, die ganze Völker betreffen, ist es dagegen gewiß, daß sie jederzeit zur Ausführung kommen, weil einestheils Gott Seine Rathschlüsse dem moralischen Zustande eines Volkes entsprechend faßt, anderentheils auch mit Gewißheit darauf zu rechnen ist, daß die große Masse sich nicht zu einer freien Handlungsweise entschließt. Außer diesen, die große Mehrheit bildenden Fällen, wo trotz des göttlichen Rathschlusses die Freiheit des Einzelnen nicht aufgehoben ist, giebt es allerdings auch Fälle, wo sie thatsächlich vollständig aufgehoben ist. Dies kann sowohl in moralischer, wie in unmoralischer Beziehung stattfinden; in letzterer aber nur bei solchen Menschen, die die göttlichen Heilswirkungen oder Machterweisungen in reichem Maße erfahren, und in besonderer Hartnäckigkeit sich dagegen verhärtet haben. Jene sind dann die besonders auserwählten Rüstzeuge Seiner Gnade (Apg. 9, 15 mit 1. Kor. 9, 16; Röm. 1, 14; Joh. 15, 16 mit Apg. 4, 20), diese sind (nicht die, sondern solche) Gefäße des Zornes, an denen Gott Seine Macht erzeigen will Röm. 9, 22. Sofern der Mensch nur Machterweisungen Gottes erfahren hat, kann die Verhärtung dagegen und die danach folgende, die Freiheit des Menschen aufhebende göttliche That nicht immer endgiltig sein ewiges Schicksal entscheiden; es wird vielmehr dem Menschen oft noch freistehen, nachdem er zeitweise dem Gerichte der Verstockung verfallen ist, nach Aufhebung desselben wieder umzukehren, und schließlich noch gerettet zu werden. Sofern aber der Mensch sein Herz gegen Heilswirkungen verhärtet, trifft ihn das gerechte Gericht dauernder Verstockung, womit zugleich sein ewiges Schicksal besiegelt ist. Ein Beispiel eines solchen Menschen finden wir an Judas. Dieser war jedenfalls schon vor seiner Erwählung zum Apostel in einem verhärteten Zustande und folgte Jesum nur deswegen nach, weil er, bestochen durch Seine Wunder, von Ihm irdische Vortheile erwartete. Weil er sich nun zuerst selbst verhärtet hatte, traf ihn jetzt das Gericht der Verstockung, so daß er sich immer mehr gegen die offenbarsten Gotteszeugnisse verschloß, und Liebe mit Haß vergalt. Von Anfang an war es schon eine Fügung Gottes, daß Judas trotz seines verstockten Sinnes in die Zahl der Jünger aufgenommen wurde, und so die Schrift erfüllen mußte. Hätte er von Anfang an sich nicht verstockt, so wäre er nicht in

dieſe Sünde gefallen; dagegen wären bei dem verſtockten Zuſtande des Judenvolkes Dutzende bereit geweſen, an ſeine Stelle zu treten und die Schrift zu erfüllen. Ebenſo war es bei dem damaligen Zuſtande des Judenvolkes mit dem Hohenprieſter und den Mitgliedern des hohen Rathes. Selbſt ohne irgend einen beſonderen Akt der Verſtockung von Seiten Gottes läßt ſich nach der ganzen vorherigen Entwickelungsgeſchichte des jüdiſchen Volkes behaupten, daß der hohe Rath Jeſum zum Tode verurtheilt hätte. Daß der Menſch alſo, um die Schrift zu erfüllen, eine furchtbare That geradezu begehen *muß*, iſt durchaus ſeine Schuld, indem die Verſtockung nur ein über ihn verhängtes Gericht für ſeine frühere abſichtliche Verſchließung gegen die Stimme Gottes und ſeines Gewiſſens iſt. Ein ſehr lehrreiches Beiſpiel bietet in dieſer Hinſicht die Geſchichte Pharaos. Bereits bei dem erſten Befehle Gottes an Moſe, 2. Moſe 4, 21, ſagt Gott, daß Er das Herz Pharaos verſtocken wolle. Es war alſo allerdings im Rathe Gottes ſchon beſchloſſen, daß Seine Macht ſollte an Pharao und an den Aegyptern offenbar werden; allein auch dieſer Beſchluß war gewiß nicht ohne gerechten Grund gefaßt. Was aber hören wir weiter? Kap. 7, 13, 22; 8, 19 (Hebr. 15); 9, 7, heißt es von Pharao: Sein Herz war verhärtet, d. h. von ſelbſt hart geworden in Folge ſeiner längeren, unmoraliſchen Entwickelung. Dagegen heißt es nach jeder neuen, auf das Gebet Moſes erfolgten *Beſeitigung einer Strafe*: Pharao *verhärtete* ſein Herz (abſichtlich) 8, 15 (ſiehe den Grundtext, in welchem es V. 11 iſt); 8, 32. Auf dieſes wiederholte abſichtliche Verhärten des Pharao heißt es 9, 12 *zum erſten Male*: *Der Herr* verſtockte das Herz Pharaos; darauf erfolgt 9, 34 wieder eine Verhärtung von Seiten Pharaos nach vorausgegangener göttlichen Hilfe. Mit dieſer Verhärtung Pharaos war aber das Maß der Sünden voll; von nun an heißt es ſofort, und dann nach jedem neuen Wunder: „Der Herr verſtockte ſein Herz“ 10, 1. 20. 27. Gegenüber dieſem Gerichte der Verſtockung konnte dann der Eindruck, den die Tödtung der Erſtgeburt auf ihn machte, nur ein zeitweiliger Schrecken vor dem drohenden Untergange, aber nicht einmal eine vorübergehende Reue (12, 32 läßt keine ſolche durchblicken) ſein. Darum erfolgte 14, 4 eine neue Verſtockung von Seiten Gottes, welche den Untergang herbeiführte. — Dieſe Geſchichte Pharaos zeigt demnach ſehr deutlich

die Wahrheit des Wortes Röm. 9, 22, wonach Gott die Gefäße des Zornes mit großer Geduld trägt.

Aehnlich nun, wie der Mensch bei der Verstockung nicht ohne Schuld ist, so ist bei der entgegengesetzten Art der Aufhebung der persönlichen Willensfreiheit der Mensch, wenn man will, meist auch nicht ohne Schuld. Denn auch hier ist ein solcher Zwang meist das Resultat eines längeren Entwickelungsprozesses, nur daß er hier mit der freiwilligen Hingabe seiner Glieder in den Dienst Gottes beginnt. Je völliger diese Hingabe ist, um soviel mehr kann dann Gott auch einem solchen Menschen zumuthen, weil Er weiß, daß solche Thaten, wie sie von ihm verlangt werden, der Grundrichtung seiner Natur entsprechen. Allerdings geht hier der göttliche Rathschluß bei Einzelnen noch weiter: Gott bestimmt manche Menschen schon vor ihrer Geburt, also ehe sie noch irgendwie ihren Sinn bewiesen haben, zu Werkzeugen Seiner Gnade, wie z. B. Jeremias und Johannes den Täufer; aber doch sind es immerhin nur sehr Wenige, und auch bei diesen erfolgt die Bestimmung nicht nach Willkür. Gott sieht vielmehr schon vor der Geburt voraus, ob ein Mensch zu Seinem Werkzeuge geeignet ist oder nicht, und danach bestimmt Er Seine Wahl. Diese Wahl kann ganz unbedingt sein, — in welchem Falle Gott auf den Erwählten in solcher Weise einwirkt oder einwirken läßt (vergl. § 13), daß er sich dem Willen Gottes gemäß entscheiden muß, und seine Willensfreiheit von Anfang an beschränkt ist, — oder sie kann auch bedingt sein, so daß es immer noch von dem Willen des Erwählten abhängt, ob er gehorchen will oder nicht. Zu den Erwählten letzterer Art gehört vielleicht Paulus Gal. 1, 15 verglichen mit den 16b und Apg. 26, 19. Aus diesen Beispielen geht demnach hervor, daß Gott Seine Absichten zunächst ohne Aufhebung der menschlichen Freiheit zu erreichen sucht, daß aber auch da, wo wirklich eine solche Aufhebung eintritt, dies immer im Einklange mit Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit geschieht; denn Er kann wohl beschließen, Menschen, deren moralischer Sinn noch nicht erprobt ist, zu Werkzeugen Seiner Gnade zu machen, nie aber macht Er Menschen zu Objekten der Offenbarung Seiner Macht und Seines Zornes, es sei denn, sie haben sich erst selbst durch Ungehorsam dazu zubereitet. Uebrigens beruhen nicht alle Weissagungen von einzelnen sündlichen oder grausamen Handlungen der

Menschen auf einem zum Zwecke der Verwirklichung derselben gefaßten göttlichen Rathschlusse, sondern eben nur derartige Handlungen, sofern sie von bestimmten Menschen vorausgesagt werden. Wenn Gott z. B. beschließt, daß die Meder und Perser das Strafgericht an Babel vollziehen sollen, und dabei von Seinen Propheten gewisse grausame Handlungen derselben vorausverkündigen läßt, so beruhen diese Weissagungen auf der Voraussicht Gottes, daß unter diesen Völkern sich eine größere oder kleinere Zahl von Menschen finden werde, welche ihrer Rachsucht in dieser Weise Luft machen werden. Können doch schon Menschen, bei einem gewissen Zustande eines Volkes, mit Sicherheit einzelne grausame Thaten voraussagen, um wieviel mehr Gott, der die Entwickelung eines Menschen und eines Volkes viel genauer erkennt, und zum größten Theile voraussieht. Für diese einzeln namhaft gemachten Handlungen gilt also dasselbe, was wir oben von den Weissagungen über ein ganzes Volk sagten. Auf die erörterte Weise dürften sich nun alle Voraussagungen zeitgeschichtlicher und heilsgeschichtlicher Ereignisse, sowie individueller Thaten, auch unter der von uns gemachten Voraussetzung, daß Gott die absolut freien Thaten der Menschen **nicht** voraus wisse, erklären lassen.

Das letzte Bezeugungsmittel in der übernatürlichen Offenbarung Gottes ist das Wunder. Als Wunder im weitesten Sinne bezeichneten wir in § 35 des ersten Bandes alles unmittelbare Eingreifen Gottes in die Natur, also alle Akte der göttlichen Weltregierung in Verhinderung und Hervorrufung von Ereignissen. Unter diesen Begriff fallen aber eine große Menge Ereignisse, deren eigentliche Kausalität uns verborgen bleibt, weil Gott nach dem Prinzipe der Sparsamkeit oft durch einen kleinen Anstoß an einem passenden Orte, der dann unserer Wahrnehmung entgeht, einen ganz anderen Verlauf der Ereignisse herbeiführt und schließlich Großes damit bewirkt. Diese werden nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht Wunder genannt, sondern als natürliche Ereignisse betrachtet; sie fallen demnach auch hier weg, weil wir es hier nur mit auffallenden, sich Jedermann als übernatürlich kennzeichnenden Erscheinungen zu thun haben, welche durch ihre übernatürliche Erscheinung eben den Eindruck des Wunderbaren hervorrufen. Das Wunder in diesem engeren Sinne hat als solches keinen dauernden Selbstzweck, sondern dient nur zur Bekräftigung der Offenbarung im Worte. (Straf- und

Heilswunder haben eben in ihrem speziellen Straf- und Heilscharakter einen vorübergehenden Selbstzweck, aber nicht in ihrem Wundercharakter.) Die Möglichkeit solcher Wunder im Allgemeinen haben wir schon im ersten Bande bewiesen; hier kann es sich nur darum handeln zu zeigen, daß wir alle Ursache haben, die von der Bibel erzählten einzelnen Wunder als wirklich geschehen zu betrachten. Wir haben schon im vorigen Paragraphen erwähnt, daß alle göttlichen Offenbarungen, und also auch die Wunder, nur dem Einen Zwecke dienen müssen, den Heilsplan Gottes mit der Menschheit zu verwirklichen. Wir haben auch erkannt, daß dieser Heilsplan Gottes, als eine in seiner Art einzig dastehende That von einer das menschliche Denken übersteigenden Tragweite, zu seiner Verwirklichung ganz außerordentlicher Mittel bedurfte. Von dieser Anschauung aus begreifen wir es schon im Allgemeinen, daß die Vorbereitung und Ausführung des Heiles von einer Menge wunderbarer Ereignisse, zur Beglaubigung der der menschlichen Vernunft so widerstreitenden (1. Kor. 1, 23) göttlichen Offenbarung im Worte, begleitet sein mußte; es kann nur noch die Frage sein, ob nicht einzelne Wunder einen zu mythischen Charakter tragen, und zu Unwahrscheinliches voraussetzen, als daß man sie für wirklich geschehene Thatsachen halten könnte. Wir werden darum einzelne, besonders auffallende Wunder einer genaueren Besprechung unterziehen und uns den näheren Vorgang dabei zu verdeutlichen suchen. Wir beschränken uns indessen hier auf die alttestamentlichen Wunder, während wir einzelne neutestamentliche Wunder in den nächsten Paragraphen zur Sprache bringen werden. Der alte Rationalismus hat viele der biblischen Wunder zu erklären gesucht, und **einzelne** seiner Erklärungen könnten wir in so weit acceptiren, als sie den näheren Vorgang dabei in ein klares Licht stellen, während sie allerdings den übernatürlichen Ursprung vergessen.

Die ältesten und tiefeingreifendsten Wunderthaten Gottes in Sündfluth und Sprachverwirrung haben wir bereits ausführlich besprochen; wir gehen darum sogleich über zu den später stattgefundenen Wundern. Die Zerstörung Sodoms dürfte auf folgende Weise bewirkt worden sein. In Folge einer vulkanischen Eruption durchbrach ein reichlich mit Schwefel und Salz gesättigter Lavastrom den Erdboden, zerstäubte sich jedoch an dem Widerstande desselben in vulkanische Asche, aus welcher sich jene Bestandtheile schneller aus-

schieden, als es sonst bei Lavaströmen zu geschehen pflegt. Diese Asche fiel auf Sodom herab. Ein späterer Strom bewirkte elektrische Erscheinungen und entzündete den Asphalt der Oberfläche. Das Gesicht 2. Mose 3, 3 ist vielleicht eine Vision im biblischen Sinne des Wortes, d. h. keine Hallucination, sondern eine reale, durch göttliche Kraftwirkung hervorgerufene Erscheinung, nur fand hier, wie bei mehreren anderen, keine eigentliche Entzückung statt. Die sogenannten ägyptischen Plagen sind, wie allgemein anerkannt wird, zum größten Theile solche Ereignisse, wie sie in Aegypten von Natur zuweilen vorkommen. Was sie aber unbedingt zu Wundern stempelt, ist, daß sie regelmäßig auf das Wort Moses hin eintreten und nach dem Gebete Moses verschwinden, und daß sie in besonderer Stärke auftreten. Eine Ausnahme von dem oben Gesagten bilden nur die erste, die neunte und die zehnte Plage. Die erste, die Verwandlung des Wassers in „Blut", geschah wohl dadurch, daß Gott eine ungeheuere Menge den Strom erfüllender, rother Infusionsthierchen sandte; noch in unseren Tagen kommt es zuweilen vor, daß in einzelnen Häusern plötzlich Infusionsthierchen auftreten, welche alles Eßbare überziehen und verderben. Ist schon die Fruchtbarkeit der niederen Thiere im Allgemeinen so groß, daß sie oft zur Landplage werden, und bietet auch die Neuzeit mehrfache Belege dafür dar, daß plötzlich eine neue Thierart auftritt (Reblaus, Kartoffelkäfer), welche sich in unglaublich schneller Weise vermehrt, um wie viel mehr mußte dies der Fall sein, wenn Gott ausdrücklich beschloß, etwas Auffälliges zu thun. Nach Ehrenberg's Beobachtungen ist ein Individuum von Hydatina senta in 24 Stunden einer vierfachen Vermehrung fähig, und die Nachkommenschaft desselben kann nach 10 Tagen schon eine Quadratmeile einen halben Meter hoch bedecken. Denken wir uns nun in den Seen, aus welchen der Nil zum Theil sein Wasser erhält, schon eine Ansammlung von Infusorien, so werden sich dieselben unter günstigen Umständen (die eben nach dem Willen Gottes eintraten) im Flusse selbst noch bedeutend vermehrt, und dem Flusse die Farbe und Aehnlichkeit des Blutes mitgetheilt haben. Die sonstigen Erscheinungen (Sterben der Fische ꝛc.) können sämmtlich sehr gut von der Anfüllung mit Infusorien herrühren. Die neunte Plage, die dreitägige Finsterniß, erklärt sich, wenn man bedenkt, daß kurz vorher ein ungeheurer Heuschreckenschwarm sich in Aegypten niedergelassen hatte; nach der Wegnahme

dieser Plage erfolgte die Finsterniß. Es ist nun nichts Neues, daß es zuweilen Heuschreckenschwärme gibt, welche die Sonne verdecken; ja von der ägyptischen Heuschreckenplage wird 9, 15 auch gesagt, daß sie das Land verfinsterten; da sie sich jedoch bei ihrer Ankunft bald niederließen, konnte diese Verfinsterung nicht so intensiv sein. Zogen dagegen bald darauf wieder mächtige Heuschreckenschwärme über das Land, ohne sich niederzulassen, so mußten sie ohne Zweifel die Sonne verfinstern. Eine andere, vielleicht noch zutreffendere Erklärung wäre die Annahme, daß vulkanische Aschenwolken über Aegypten gezogen seien. Von den Vulkanen des griechischen Archipels können sehr gut Aschenwolken bis nach Nubien gelangen; denn die vulkanische Asche des Cosiguina am Stillen Ozean in Nicaragua wurde im Jahre 1835 bis nach Jamaika, ca. 170 geographische Meilen, fortgeführt; die Asche des Vesuv fiel im Jahre 512 in Konstantinopel und Tripolis, ca. 130 Meilen davon entfernt, nieder; die Asche zweier isländischer Vulkane wurde im Jahre 1875 sogar bis in die Nähe von Stockholm, 257 Meilen weit, getragen. Da nämlich berichtet wird, daß es bei den Israeliten im Lande Gosen Licht gewesen sei, so ist das ein Beweis, daß die Finsterniß auf einem *tellurischen*, nicht aber auf einem kosmischen Vorgange beruhte.

Alle diese Plagen waren so beschaffen, daß sich ein Mensch immer noch der Ueberzeugung verschließen *konnte*, daß sie wirklich von Gott kamen, obwohl die Thatsache, daß sie auf das Wort Moses hin erschienen und verschwanden, jeden *Unbefangenen* überzeugen mußten, daß es keine gewöhnlichen Naturereignisse waren. Die letzte Plage, die Tödtung der Erstgeburt, war dagegen einestheils so beschaffen, daß man sie schlechterdings nicht als ein Naturereigniß betrachten konnte; anderentheils war dadurch der Tod dem Menschen auch so nahe gerückt, und die Anzahl der Opfer so groß, wie bei keiner anderen Plage vorher. Kein Wunder darum, daß selbst ein wiederholt verstocktes Herz, wie dies Pharao hatte, im Todesschrecken sich zu einem bisher vergeblich begehrten Zugeständnisse herbeiließ. Aber bei einmal verstockten Menschen ist zwar (wie auch bei Saul) vorübergehende Erweichung möglich, eine wirkliche Umkehr und Bekehrung aber nicht, daher der Entschluß, Israel nachzujagen 14, 5 ff. Das nun gemeldete Wunder, nämlich der Durchgang durch das Rothe Meer, ist eines der auffallendsten, die je geschehen sind. Dieser Durchgang eines ungefähr zwei Millionen zählenden Volkes bleibt ein

wunderbares Ereigniß, mögen auch die natürlichen Umstände dabei noch so günstig gewesen sein. Die Zeit der Ebbe von sechs Stunden genügt nicht für eine solche Menge, um das Meer auch an der schmalsten Stelle zu passiren, und überdem bleibt auch bei der Ebbe das Wasser noch einige Fuß tief: ein Umstand, der die ohnedem schon furchtsam gewordenen Israeliten gewiß abgehalten hätte, das Wagniß zu unternehmen. Bei alledem können wir immerhin die möglichst günstigen Umstände gelten lassen, nur genügen sie auf keinen Fall zur Erklärung. Die günstigste Stelle ist nördlich von Suez, wo das Meer höchstens 1000 Meter breit ist und eine Sandbank dasselbe durchzieht. Früher war die Stelle tiefer, wie es denn überhaupt Gründe zu der Annahme gibt, daß sich das Meer früher weiter nördlich erstreckte als jetzt. Man kann nun sehr gut eine Ebbe annehmen, ja sogar der Meinung beipflichten, daß in Folge des Sturmes V. 18 eine Doppelebbe mit einer Zeitdauer von 12 Stunden eingetreten sei; der Bibeltext sowohl als auch die Lage des Volkes und der nächtliche Durchgang erforderten aber gewiß ein völliges Trockenlegen des Meeresbodens. Wir nehmen darum an, daß Gott durch unterirdische, vielleicht vulkanische Kraft den damals noch tieferen Meeresboden erhoben hat, und in Folge dessen eben jene Sandbank entstanden ist. Durch beide Ursachen, Ebbe des Meeres und Erhebung des Bodens, wurde das Wasser entfernt, der Boden selbst aber ist sandig, ohne Korallen und Seetange; der Durchzug konnte darum sofort nach dem Abflusse des Wassers beginnen. Nach der Vollendung desselben trat die Fluth mit um so größerer Heftigkeit ein; die Aegypter, welche auf dem neu erhobenen Meeresboden noch nicht so tief unter Wasser gesetzt wurden, daß sie ohne Weiteres alle hätten ertrinken müssen, wurden durch den Anprall der Wogen umgeworfen und von der erhöhten Stelle weggeführt, ja nach V. 27 stürzten sie selbst in der Verwirrung dem andringenden Wasser entgegen. Die einmal durch göttliche Wirkung emporgehobene Sandbank blieb aber hinfort bestehen, und besteht heute noch, nur mag sie immerhin im Laufe der Zeit durch die Strömung etwas an Höhe abgenommen haben.

Diese Erklärung wahrt einerseits den Charakter des Ereignisses als Wunder (indem sowohl die Doppelebbe als die Erhebung der Sandbank in letzter Linie auf einen göttlichen Akt zurückgeführt wird), andererseits dürfte sie weder der Vernunft unglaublich, noch dem

Bibeltexte widersprechend sein. Denn wenn es auch V. 22 heißt: „Das Wasser war ihnen zu Mauern zur Rechten und zur Linken", so wird einestheils wohl Niemand behaupten wollen, daß das Wasser aufgerichtet dastand wie eine Mauer, anderentheils erfordert der Schrifttext eine solche Annahme auch nicht. Denn nach unserer Erklärung mußte auch das Wasser zu beiden Seiten erscheinen und der Durchzugsstraße Grenzen setzen. In der Nacht aber konnte das in gleichem Niveau (nicht in tieferem), wie die Durchzugsstraße stehende Wasser allerdings von weitem wie eine Mauer erscheinen. Einen anderen Bericht, als eine Schilderung des sichtbaren, überhaupt sinnlich wahrnehmbaren Vorganges dürfen wir hier noch weniger erwarten, als bei der Schöpfung.

Das nächstfolgende Wunder ist die 2. Mose 16 berichtete Speisung mit Manna. Das Manna, wie es dort beschrieben ist, paßt wohl im Allgemeinen auf das in Arabien aus Bäumen und Sträuchern ausschwitzende Manna, aber doch widerspricht der Bericht von der Zeit und der Menge, in der es fiel, jeder natürlichen Erklärung. Denn der Bericht läßt keine andere Auffassung zu, als daß das Manna alle Tage (mit Ausnahme des siebenten) das ganze Jahr hindurch gefallen sei. Das natürliche Manna findet sich aber nur einige Monate des Jahres. Ebenso war für eine solche Menschenmenge in der Wüste nie genügend Manna zu finden, und nach dem Berichte lasen die Israeliten auch das Manna nicht von Bäumen und Sträuchern, sondern vielmehr von der Erde auf. Vergegenwärtigen wir uns die Situation, so war es überhaupt bei den dortigen Verkehrszuständen unmöglich, für mehr als zwei Millionen Seelen mitten in der Wüste auch nur aus anderen Gegenden Nahrung herbeizuschaffen; die Wüste selbst bot wohl Nahrung für das Vieh, nicht aber für die Menschen.

Sollte nun das Volk aus einem Sklavenvolke zu einem auch nur bürgerlich freien herangezogen, ja noch viel mehr, sollte es zum Bundesvolke herangezogen und zum Halten des Gesetzes gebracht werden, so mußte es zunächst eine Schule durchmachen: es mußte sowohl erst zu einem Volke organisirt, als auch besonders im Vertrauen auf Gott und im Gehorsam gegen Gott geübt werden. Das Letztere ließ sich nirgends besser als in der Wüste erreichen, wo das Volk auf Gottes Durchhilfe angewiesen war; darum mußte das Volk eine gewisse Zeit in der Wüste zubringen. Was aber thun,

wenn in der Wüste keine Nahrung zu finden war? Da es sich um Heranbildung eines Volkes handelte, aus welchem der Erretter hervorgehen und auch unter ihm auftreten sollte, der Erretter, von dessen Werke das Heil der ganzen Menschheit abhängen sollte, so war es der Größe dieses Zweckes ganz entsprechend, wenn auch ein außerordentliches, aber zur Erreichung des Zweckes nothwendiges Mittel angewendet wurde. Es blieb unter den bewandten Umständen nichts Anderes übrig, als daß Gott selbst eingriff und das Volk mit Nahrung versorgte. Wir wären ganz einverstanden damit, wenn man uns ein Land nennen könnte, in welchem das Manna in solcher Menge erzeugt wird, daß es ganz geeignet wäre, Nahrung für ein so bedeutendes Volk zu liefern; es bedürfte dann blos der Herzuführung, wie bei den Wachteln. Aber wir vermögen kein solches Land zu entdecken, aus dem das Manna durch Luftströmungen hätte zugeführt werden können, darum müssen wir eine Entstehung aus unorganischem Stoffe annehmen. Gott bewirkte nach unserer Anschauung in der oberen Atmosphäre einen Zusammentritt derjenigen Stoffe, welche die organischen Körper bilden, zu nährenden Verbindungen. Diese mußten im Wasser sich auflösen oder aufquellen, und so eine Emulsion geben, welche in der Nacht in Tropfen niederfiel und erstarrte. Die noch dabei vorkommenden besonderen Momente (wie z. B., daß es sich nicht bis zum anderen Tage hielt, daß am Sabbath nichts fiel) beweisen die fernere Absicht Gottes, Sein Volk zum Vertrauen und Gehorsam zu ermuntern. Die Notiz V. 16 f. will natürlich nicht sagen, daß Einer thatsächlich viel und der Andere wenig sammelte, daß aber dann die größere Quantität unter den Händen zerrann; sie soll vielmehr sagen, daß es Gott so fügte, daß der in Eigennutz und Ungehorsam hastig Sammelnde und es auf eine größere Quantität Absehende trotz seines Eifers nicht mehr zusammenbrachte, als der im Vertrauen auf des Herrn Wort zwar nicht faule, aber doch genügsame, bescheidene und darum gehorsame Mensch.

Die zunächst folgende Wasserspendung aus dem Felsen war natürlich keine wunderbare Produktion des Wassers, sondern nur eine wunderbare Oeffnung des Felsens, dem dann das in seinem Innern in Folge der allen Gesteinen eigenen Porosität vielleicht schon seit langer Zeit angesammelte Wasser auf ganz natürliche Weise entquoll.

Die bei der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai vorkommenden wunderbaren Erscheinungen sind durch die unmittelbare Gegenwart Gottes sehr erklärlich; ebenso die Wolken- und Feuersäule. Zwar hat Gottes Gegenwart bei den früheren Erscheinungen keine solchen erschreckenden Vorgänge bewirkt, aber dort wollte Er nicht Seine Herrlichkeit, sondern Seine Herablassung offenbaren; hier dagegen war es am Platze, daß Gott Seine Herrlichkeit offenbarte. Wir können uns denken, daß vielleicht jederzeit, soweit sich Gott nicht eben selbst beschränkt, die Gegenwart Gottes an einem Orte gewisse, schreckliche Erscheinungen hervorruft; oder aber, wenn dies nicht ist, daß Gott doch da, wo Er Seine Kraft offenbaren will, solche Erscheinungen absichtlich hervorruft. Wir können uns denken, daß Gott am Orte Seiner besonderen Gegenwart etwa eine gewisse Quantität Wärme in Elektrizität umwandelte, daß durch die dadurch bewirkte Abkühlung sich an dem betreffenden Orte eine Wolke bildete, welche, durch die langsame Ausgleichung der Elektrizität erleuchtet, in der Nacht als Feuersäule erschien. Auf eine ähnliche Weise mögen auch die Erscheinungen am Sinai entstanden sein. — Die weiteren Wunder am Sinai bieten nichts besonderes Auffallendes dar, lassen sich vielmehr leicht erklären, sobald man nur überhaupt die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes zugibt.

Die „feurigen", richtiger „brennenden Schlangen" 4. M. 21, 6 sind selbstverständlich nichts Uebernatürliches, sondern nur eine Art Schlangen, deren Biß besonders brennende Schmerzen und den Tod verursachte. Die Heilung durch den gläubigen Anblick der ehernen Schlange hat für Denjenigen nichts Auffallendes, der den an das Kreuz erhöheten Menschensohn hat im Glauben anblicken lernen Joh. 3, 14 f. Aber auch jeder nur an einen weltregierenden Gott glaubende Mensch wird die Möglichkeit eines solchen Geschehens zugeben müssen, die Wirklichkeit desselben wird aber Jedem um so gewisser werden, je mehr er sich in gläubigem Gebete hat zu Gott wenden lernen, und darum auch Aehnliches erfuhr.

Die Geschichte Bileams bietet wieder ein Wunder dar, welches vielfach den Spott der Menschen erregt hat. Wir machen zunächst darauf aufmerksam, daß das Geschlecht, welches die Wunder Gottes am Rothen Meere und in der Wüste erlebt hatte, gestorben war, daß also auch das israelitische Volk neue Eindrücke der Wundermacht ihres Gottes wohl brauchen konnte; dann aber handelte es

sich darum, auch Heiden zu einer gewissen Erkenntniß der Macht des Einen wahren Gottes zu bringen. Wie es zu allen Zeiten unter den Heiden Einzelne gab, die nicht in die Laster derselben gefallen waren, und auch Einzelne, die sich von dem thörichten Götzendienste etwas freier erhielten und eine reinere Gotteserkenntniß besaßen, so mag es in höherem Grade in jener Zeit, ungefähr 900 Jahre nach der Sündfluth und 550 Jahre nach Noahs Tode, noch manche Männer gegeben haben, die den Glauben an den Einen wahren Gott mehr oder weniger rein erhalten hatten. Bileam wohnte nach 4. Mose 22, 5 in Mesopotamien, und da uns der Name seines Vaters angegeben wird, stammte er jedenfalls von einem Geschlechte, welches den Israeliten jener Zeit bekannt war, vielleicht von Nahor, dem Bruder Abrahams. Es ist darum sehr begreiflich, daß er eine Erkenntniß von dem wahren Gotte besaß. In seiner heidnischen, abergläubischen Umgebung und in Folge seines Geizes ist es aber auch begreiflich, wenn er dabei Wahrsagerei trieb. Sei es, daß Bileam auch Kunde von den Thaten Gottes erhalten hatte, oder daß er wirklich schon bisher Gott so fürchtete (was allerdings nicht sehr wahrscheinlich ist), immerhin wollte er in dieser Sache Nichts ohne göttliche Weisung thun. Wenn sich aber ein Mensch wirklich zu Gott wendet, dann ist es auch nicht zu verwundern, wenn ihn Gott in Seine besondere Schule nimmt; wir können uns darum auch von diesem Gesichtspunkte den Zweck eines Wunders in jener Zeit und unter jenem Volke erklären. Wie aber haben wir uns das von so Vielen verspottete Sprechen der Eselin zu erklären? Daß die Eselin, ohne eigentlich ein Organ dazu zu haben, plötzlich artikulirte Laute hervorbringen, und nicht nur das, sondern sogar in einer bestimmten Sprache mit Bewußtsein des Gesagten reden konnte, das sollte eigentlich Niemand behaupten, der mit den Bedingungen der Sprache näher bekannt ist. Wir denken uns das Sprechen der Eselin vielmehr so, daß der gegenwärtige Engel diese Worte, die den innersten Gedanken der Eselin ausdrückten, gesprochen habe, welches indeß auf eine Weise geschah, daß Bileam diese Rede wirklich für eine Rede der Eselin hielt. Auch die von Einigen gegebene Erklärung, daß Bileam eine Vision gehabt habe, so daß also diese Worte weder von der Eselin, noch vom Engel gesprochen, sondern nur von Bileam gehört wurden, widerstreitet dem Texte nicht.

Bei dem Einzuge Israels in das Land Kanaan stoßen wir auf mehrere Wunder von Bedeutung. Zunächst ist der Durchgang durch den Jordan ein Wunder, welches dem Durchgange durch das Rothe Meer an die Seite gestellt werden kann. Der Durchgang an sich wäre zu gewissen Zeiten auch ohne Wunder möglich, aber im Frühling Joh. 3, 18, wo der Jordan von dem Schneewasser des Libanon in der Regel stark angeschwollen ist, und nach dem Berichte auch wirklich angeschwollen war, ist dies nicht möglich. Bei einem Flusse fällt nun die bei dem Rothen Meere zur Erklärung benutzte Ebbe weg, ebenso ist hier der fortwährende Zufluß des Wassers erschwerend; dagegen ist der zu passirende Weg viel kürzer. Wir halten es der Beschreibung entsprechend für das Richtigste, wenn wir annehmen, daß oberhalb der Durchgangsstelle eine Senkung des Terrains eintrat, in Folge deren das Wasser sich in jene Einsenkung ergoß, und erst nachdem es sein früheres Niveau wieder erreicht hatte, sein Bett wieder ausfüllte. Wir können uns denken, daß diese Einsenkung entweder durch eine weitere göttliche Wirkung wieder aufgehoben wurde, oder daß der Jordan dieselbe nach und nach mit Sand und Schlamm ausfüllte, so daß wir jetzt keinen See mehr dort finden. Das Wasser blieb, nach dem Berichte, mehrere Meilen oberhalb auf einem Haufen stehen, aber nicht „aufgerichtet", denn dies ist nur freie Uebersetzung. Der „Haufen" kann aber sehr gut eine Ansammlung überhaupt bedeuten, ohne die Bedeutung einer Erhebung über das Niveau. Da der Fluß nicht so breit ist, und die trocken gelegte Stelle Meilen lang war, konnte das Volk in viel kürzerer Zeit hinübergehen, als dies bei dem Rothen Meere der Fall war. Die Priester mußten 2000 Ellen vorausgehen, um den Abfluß des Wassers einzuleiten; inzwischen kam das Volk heran und passirte das Bett, während die Priester im Jordan stehen blieben, bis das Volk hindurch war. — Ein weiteres Wunder geschah bei der Eroberung Jerichos, woselbst die Mauern auf den bloßen Umzug der Israeliten hin einfielen. Dies ist wahrscheinlich durch eine von Gott geschickte Erderschütterung veranlaßt worden. — Eines der wichtigsten, wenigstens scheinbar wichtigsten und darum am meisten angezweifelten Wunder ist der „Stillstand von Sonne und Mond" in der Schlacht bei Gibeon. Daß sich die Schriftsprache hier in Bezug auf die Bewegung der Weltkörper mit vollem Rechte an den Sprachgebrauch und Augenschein anschließt, haben wir schon in der Einleitung S. 3

erwähnt. Einen wirklichen Stillstand der Achsendrehung der Erde sollte Niemand behaupten, der die naturgesetzliche Bewegung der Weltkörper kennt. Denn obgleich ja jedes Wunder eine zeitweilige Beschränkung der Naturgesetze ist, so wäre doch bei einer Verzögerung des Laufes der Erde sogleich die größte Konfusion im System entstanden. Wir finden die Erklärung sehr einfach darin, daß in der Atmosphäre eine gewisse Veränderung eintrat, in Folge deren ihre Strahlenbrechung zeitweilig verstärkt wurde. Dadurch erschienen die Sonne und der Mond (der den Zenith schon passirt hatte) um mehrere Grade höher über dem Horizonte, und insbesondere die erstere wurde noch längere Zeit über dem Horizonte gesehen, während sie thatsächlich schon längst unter denselben hinabgesunken war. Die Strahlenbrechung wird verstärkt durch niedrigere Temperatur und größere Dichtigkeit der Luft am Orte des Beobachters; dieselbe bewirkt aber auch, wenn sie eine größere Gegend umfaßt, eine Verlängerung der Dämmerung. Eine gewisse Veränderung der Atmosphäre trat nun allerdings ein schon in Folge des furchtbaren Hagelwetters (Jos. 10, 11), das über die Kanaaniter kam; nur ist immerhin fraglich, ob eine solche Veränderung der Dichtigkeit und Temperatur eine deutlich wahrnehmbare Verlängerung des Tages bewirken konnte. Indessen haben wir unter dem Hagel vielleicht noch etwas Anderes zu verstehen; im Grundtext heißt es nämlich: „Der Herr ließ große Steine auf sie fallen." Nach Analogie von Jes. 30, 30; Ezech. 13, 11, 13 (wo im Grundtexte „Hagelsteine" steht) könnte darunter allerdings Hagel verstanden werden; allein bei der Größe, die die Hagelkörner hätten haben müssen, um das dort erzählte Resultat zu bewirken, will es uns wahrscheinlicher dünken, daß wir an einen anhaltenden Meteorsteinfall zu denken haben, der (wenn man will, „zufällig") die Kanaaniter verfolgte. Mit einem solchen konnten dann auch andere Veränderungen der Atmosphäre, wie z. B. Gasentbindungen aus den Meteorsteinen, verbunden gewesen sein. Es sind dies freilich immer nur Muthmaßungen, aber fest steht doch, daß eine wirkliche Verzögerung der Achsendrehung der Erde nicht stattfinden konnte. Was übrigens die Dauer dieser Verlängerung anbelangt, so konnten die Israeliten sie sehr leicht überschätzen. Jedenfalls nur mit sehr mangelhaften Zeitmessern versehen, überdem auf der Reise, ja auf der Verfolgung begriffen, konnten sie bei der in Folge des Unwetters hereinbrechenden Dunkel-

heit die richtige Zeit nicht wissen, darum mußte Josua eine Verlängerung des Tages um so nothwendiger halten; nachdem aber dieses vorüber war, blieb die Sonne in Folge der stärkeren Strahlenbrechung noch längere Zeit sichtbar, und diese wirklich eingetretene Verlängerung konnte dann sehr leicht überschätzt werden. Aus diesem Grunde konnte dann auch die citirte Stelle des „Buches des Frommen" V. 13 in der besten Meinung entstehen, wenn sie gleich offenbar unrichtig ist. Wir nehmen nämlich an, daß jenes Citat V. 13 nicht vom Verfasser des Buches Josua aufgenommen worden, sondern nur als ursprüngliche Randglosse eines Abschreibers in den Text gekommen ist. Es ist nämlich nicht Gebrauch der Verfasser heiliger Geschichte, aus anderen nicht in den Kanon aufgenommenen Schriften Stellen zu citiren oder sich darauf zu berufen; die in den Büchern der Könige und der Chronika erwähnten profanen Geschichtswerke werden nur als Mittel für ausführlicheres Geschichtsstudium bezeichnet, nie aber erwähnt sie der Verfasser, um sich auf ihre Autorität zu berufen. Die Art und Weise, wie das Citat eingeführt wird, ließe, sofern es vom Verfasser des Buches Josua herrührte, nur annehmen, derselbe habe selbst nichts Genaueres darüber gewußt und sich darum auf jene andere Quelle berufen wollen, ohne doch selbst eine Garantie für die Wahrheit derselben zu übernehmen. War aber Josua der Verfasser (wie wir es nach 24, 26 für den größten Theil des Buches annehmen müssen), so war er selbst doch gewiß der kompetenteste Augenzeuge und Berichterstatter, konnte sich darum auch nicht auf Andere berufen. Wir bleiben darum am besten bei der Annahme, daß jene Citation eine unabsichtliche, spätere Einschaltung ist, und sprechen ihr aus diesem Grunde jede Verbindlichkeit für uns ab. Damit schließen wir uns aber keineswegs Denjenigen an, welche entweder alles das, was ihnen nicht gefällt, für absichtlichen, späteren Zusatz erklären, oder die Niederschrift der heiligen Schriften überhaupt in viel spätere Zeit setzen, und zwar aus dem einfachen Grunde, „weil sie zu viel Mythisches enthalten, als daß sie von Augenzeugen, oder ziemlich gleichzeitigen Verfassern abgefaßt sein könnten." Auf diese Weise macht man die Bibel zu einem Lügenbuche. Dagegen tritt unsere Annahme der Wahrheit der Bibel keineswegs zu nahe; denn unabsichtliche Korruptionen finden sich bei allen alten Schriftstellern, und unleugbar auch bei der Bibel, wie es an anderen Orten auch von

allen Theologen zugestanden wird. Wir entschließen uns zu jener Annahme nur deshalb, weil der ganze Passus gegen allen Gebrauch der heiligen Schriftsteller ist. Die Wirklichkeit des Wunders bleibt dennoch bestehen, da es überdem Hab. 3, 11 bezeugt ist; nur die Zeitdauer, wie sie jenes Citat aus einem profanen Geschichtswerke angibt, scheint nicht der Wahrheit zu entsprechen.

Die Wunder in der Richterzeit bieten nicht viel Auffälliges. Nur ein Mißverständniß wollen wir hier bemerken, das nach der Uebersetzung Luthers aus Richt. 15, 19 entstand. Luther hat sich nämlich bei jener Uebersetzung nach der Meinung vieler Rabbiner gerichtet, die allerdings der Ansicht waren, daß aus der Zahnhöhle des Eselskinnbackens ein Quell entsprungen sei! Jene Rabbiner zeichnen sich aber in ihren Bibelerklärungen dadurch aus, daß sie eine Menge lächerlicher Mythen dem Bibeltexte beifügen, und ihre Ansicht kann daher nicht maßgebend sein. Der ganze Irrthum ist dadurch möglich geworden, daß der Ort, wo der Kinnbacken von Simson gefunden und benutzt wurde, Lechi heißt. Lechi heißt aber „Kinnbacken", und da Machtesch V. 19, welches Luther mit „Backenzahn" übersetzt hat, thatsächlich „Höhlung", „Grube" heißt, so muß man vielmehr übersetzen: „Da spaltete Gott die Höhle (Machtesch ist durch den Artikel bestimmt, kann also nicht eine Zahnhöhle sein) in Lechi ..... des Anrufers Brunnen, der in Lechi entstand." Wenn der Berichterstatter nur von einem vergangenen Ereignisse berichtet hätte, von dem keine Spur mehr vorhanden war, dann könnte man allenfalls jene Worte für ein dummes Mährchen halten und in der Weise der Rabbiner verstehen. Da aber ausdrücklich gemeldet wird, daß der Brunnen fortbestand, so fällt diese Annahme von selbst weg, denn aus dem Kinnbacken konnte doch nicht Jahre lang Wasser quellen!

Von den späteren Wundern sind zunächst die Wunder Elia's und Elisa's bemerkenswerth. Einige derselben zeichnen sich durch ihre Großartigkeit (dreijähriger Wassermangel, Vermehrung des Oeles, Todtenerweckung 1. Kön. 17, Feuer vom Himmel, Durchgang durch den Jordan ꝛc. 2. Kön. 1, 2), andere wieder dadurch aus, daß sie gewissen kleinen Nöthen einzelner Personen durch ein Wunder abhelfen, wo man meinen möchte, daß hier gar keine dringende Veranlassung dazu vorläge. Wir sind hier allerdings der Meinung, daß die ganz einfache Art der Geschichtserzählung, welche einfach nur den

Erfolg angibt, ohne die That ausdrücklich als Wunder zu bezeichnen, es zuläßt, daß wir einzelne Thaten sehr wohl als natürliche Ereignisse betrachten, andere wieder in ihrem Werthe geringer schätzen können, als es gewöhnlich von gläubiger Seite geschieht. Wir sind z. B. fest überzeugt, daß diese Propheten allerdings auch durch Gottes Kraft Todte auferwecken konnten, ja wir halten uns unserentheils an das einfache Bibelwort, demzufolge sie dies wirklich gethan haben; wir können aber gleichwohl Niemand verdammen, der jene Todten nur für Scheintodte hält. Denn einestheils ist es ja bekannt, daß Menschen oft Tage, ja Wochen lang im Starrkrampfe zubringen können, und daß die genaueste Untersuchung dazu gehört, um diesen Zustand vom wirklichen Tode zu unterscheiden; anderentheils ist es ja gewiß, daß man zu jener Zeit sich mit dergleichen Untersuchungen nicht befaßte, und der Schriftsteller durfte sich bei aller ihm zu Theil werdenden göttlichen Leitung um so mehr der herrschenden und ihm selbst jedenfalls zweifellosen Anschauung anschließen, als die Heilung eines Scheintodten an sich schon ein großes Wunder war. Denn wenn in Folge einer Krankheit Starrkrämpfe auftreten, so sind sie meist Vorboten des Todes, und der wirkliche Scheintod ist überhaupt ein Zustand zwischen Leben und Tod, der oft in den wirklichen Tod übergeht, so daß man schließlich den eigentlichen Moment des Todes gar nicht bestimmen kann. Wenn nun ein Scheintodter nicht nur aus seinem Zustande erweckt, sondern thatsächlich als gesund dargestellt wird, so ist dies an sich schon ein großes Wunder, das nicht durch Magnetismus bewirkt werden kann. (Magnetismus soll Heilmittel sein bei der in Intervallen auftretenden Starrsucht, die nicht mit dem Starrkrampfe und Scheintode verwechselt werden darf.)

Der Durchgang Elia's und Elisa's durch den Jordan geschah in der Nähe Jerichos. Der Jordan hatte mehrere Furthen Jos. 2, 7; Richt. 3, 28; 12, 5, und es ist wahrscheinlich, daß auch Kriegsheere auf diese Weise den Jordan in der Nähe Jerichos passirt haben 2. Sam. 17, 22. 24, vergl. mit 19, 17 f. War es nun schon möglich, durch das Wasser zu waten, so wird man gestehen, daß eine Stauung desselben einen Durchgang für nur zwei Personen bewirken konnte. Daß eine Aufstauung eintrat, war allerdings ein Wunder, aber doch nicht ein außer allem Verhältnisse zum Zwecke stehendes Wunder. Die Aufstauung kann durch plötzliche Windstöße

geſchehen ſein; der Zweck aber war, Elia und beſonders ſeinen Nachfolger Eliſa (der ganz daſſelbe that wie Elia, und dadurch das Zeugniß erhielt, daß ſein Geiſt auf ihm ruhe 2. Kön. 3, 15) als Propheten zu legitimiren. Der dreijährige Regenmangel und die ſchnelle Abhilfe deſſelben iſt an ſich für die dortige Gegend noch gar kein eigentliches Wunder; der Charakter als ſolches wurde dieſen Ereigniſſen erſt aufgedrückt durch die beſtimmte Vorherſagung von Seiten Elia's. Der Vorgang ſelbſt, wie das „Feuer vom Himmel" (vielleicht eine elektriſche Erſcheinung), entſprach ganz dem Geiſte (Luk. 9, 55) des alten Bundes, wonach die Menſchen durch auffallende, Furcht erregende äußere Erſcheinungen zum Halten des Geſetzes gezwungen werden ſollten. Die Vermehrung des Mehles und Oeles durch Elia, reſp. Eliſa, hat den gleichen Charakter wie die Speiſungen Jeſu und werden darum dort mit erklärt werden; ebenſo die Heilung Naeman's. Die Himmelfahrt Elia's iſt ein ähnlicher Vorgang, wie der von Paulus 1. Theſſ. 4, 17 den letzten Gläubigen in Ausſicht geſtellte (worüber in § 14 mehr), und darum durchaus nicht zu bezweifeln. Das „Wunder mit der Axt" 2. Kön. 6, 5 f. iſt in einer Weiſe erzählt, daß man das, was wir S. 5 f. in der Einleitung ſagten, darauf anwenden kann. Man könnte ſich z. B. denken, daß die mit einem hölzernen Stiele verſehene Axt durch einen beſonderen „Zufall" ſo in das Waſſer gefallen ſei, daß auch der Stiel völlig unſichtbar wurde. Eliſa ſtieß mit einem Holze ſo unter die Axt, daß der Stiel wieder nach oben gerichtet, halb ſchwamm und dadurch ſichtbar wurde, ſo daß ihn der Arbeiter ergreifen konnte. Das noch nach dem Tode Eliſa's geſchehene Wunder 2. Kön. 14, 21 iſt ganz in der Weiſe, wie die Todtenerweckungen Elia's und Eliſa's zu beurtheilen, indem die Todten damals ſofort begraben wurden.

Einige Zeit nach dem Tode Eliſa's trat der Prophet Jona auf. Wir haben ein nach ihm benanntes prophetiſches Buch Jona, das aber thatſächlich ſehr wenig von Prophezeihungen enthält, ſondern uns vielmehr eine Geſchichte erzählt, die man wegen der darin vorkommenden Wunder ſo unglaublich gefunden hat, daß man das ganze Buch in das Reich der Dichtungen verwieſen hat. Wir haben uns hier nicht näher zu beſchäftigen mit den ſprachlichen und geſchichtlichen Gründen, die man gegen die Abfaſſung des Buches Jona von dem Propheten hat geltend machen wollen, wir können aber

auch nicht die von sachkundigen Männern hervorgehobenen Gegengründe aufzählen. Wir wollen nur daran erinnern, daß einestheils das Buch Jona sich durch seinen Anfang („Und es geschah das Wort des Herrn") als ein Geschichtsbuch einführt, und ebenso in seinem ganzen Inhalte nicht den Charakter eines Lehrgedichtes an sich trägt, anderentheils, daß Jesus selbst sich wiederholt auf das am meisten anstößige „Zeichen des Propheten Jonas" als auf ein Vorbild Seines Sterbens und Auferstehens berufen hat.

Dadurch, daß der Verfasser des Buches eine geschichtliche Person zum Helden seines Buches macht, will er die Erzählung doch offenbar als eine wirkliche Geschichte einführen; dadurch aber, daß das ganze Buch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Lehrgedichte hat, indem es nicht eine vorhandene Frage löst oder zu lösen versucht, sondern vielmehr durch die erzählte Geschichte bisher in Israel ungekannte Probleme aufstellt, und mit einem bedeutsamen Gedankenstrich (der jeden Leser gewissermaßen unbefriedigt läßt, ihn aber um so mehr zum Nachdenken auffordert) schließt, — dadurch werden wir in die Alternative versetzt, es entweder für das Werk eines müssigen Träumers zu halten, der selbst nicht wußte, was er damit sagen wollte, oder aber es für die Beschreibung einer wahren Geschichte zu halten, die bestimmt war, dem israelitischen Volke eine neue, bisher nicht gekannte Wahrheit (nämlich, daß Gott auch den Heiden in gleicher Weise gnädig sei, wie dem jüdischen Volke) zur Beherzigung, zum Forschen und Sinnen zu empfehlen, obgleich diese Wahrheit erst in der Zeit des neuen Bundes in vollem Maße verstanden werden konnte. Wenn aber der Gedanke an ein Lehrgedicht, das als solches auch geoffenbarten Inhalt haben kann, ausgeschlossen ist, so bleibt für jeden Christen, gemäß dem Worte seines Meisters, nichts Anderes übrig, als es für ein geschichtliches Buch, und das darin Erzählte für Wahrheit zu halten. Was nun die darin erzählten Wunder betrifft, so sind die im letzten Kapitel erzählten Thatsachen gar nicht als Wunder im engeren Sinne zu betrachten, sondern gehören vielmehr in die Kategorie der gewöhnlichen Akte der Weltregierung Gottes, wie sie noch heutzutage jedem Menschen begegnen können, vergl. § 8. Im ersten Kapitel ist freilich schon der Sturm, insofern er nach dem Auswerfen Jona's ruhig wurde, als ein Wunder zu bezeichnen; was aber den meisten Anstoß erregt, ist das dreitägige Verweilen Jona's im Bauche des Fisches,

und doch hat gerade dieſes Wunder der Herr bekräftigt und als ein Vorbild auf Seine Ruhe im Grabe gedeutet Matth. 12, 40. Damit hat Er aber zugleich ausgeſprochen, daß es eben ſo gewiß und ſicher geſchehen ſei, als wie nachmals Sein Tod und Seine Auferſtehung. Uebrigens iſt dieſes Wunder nach unſerer Meinung gar nicht ſo auffallend und unglaublich, daß man es ſelbſt dann noch verwerfen müßte, wenn man ſonſt auch die Möglichkeit der Wunder zugibt; wir finden vielmehr in der ſo häufigen und wie zur Mode gewordenen Leugnung deſſelben einen beſonderen Kunſtgriff des Satans, weil man von hier aus auch ſehr leicht zur Leugnung der Auferſtehung Chriſti gelangen kann.

Wenn wir nun aber gerade von dieſem Worte Jeſu ausgehen und annehmen, daß der Aufenthalt Jona's im Fiſche wirklich ein Vorbild auf das Verweilen Jeſu im Grabe war, ſo liegt es nahe, zu denken, daß beide Vorgänge manche Aehnlichkeiten darbieten. Offenbar iſt uns nun über den Zuſtand Jona's im Bauche des Fiſches direkt nichts Näheres mitgetheilt, ebenſo wiſſen wir nicht, wie wir die drei Tage zu rechnen haben. Wenn wir nun von Jeſu wiſſen, daß er todt im Grabe lag, und daß die Zeit ſeiner Grabesruhe wenige Stunden über 36 waren, ſo können wir für Jona etwas Aehnliches ſchließen. Betrachten wir ſein Gebet in Kapitel 2, ſo heißt es V. 2 ausdrücklich, daß er es im Bauche des Fiſches gebetet habe. Es iſt zwar ſehr leicht möglich, daß er dieſes Gebet, wie überhaupt das ganze Buch, erſt mehrere Jahre nach dieſem Vorgange niedergeſchrieben hat; aber doch ſind jedenfalls dieſelben Gedanken, welche ihn damals bewegten, wiedergegeben; denn Eindrücke und Gedanken, die man in ſolchen Stunden hat, ſind wie in Stein und Erz gegraben. Wenn er nun dieſes Gebet im Bauche des Fiſches geſprochen, ſo iſt offenbar, daß daſſelbe nicht vom Standpunkte der nachmaligen Errettung ausgehen kann, ſondern nur vom Standpunkte der ihm bereits zu Theil gewordenen Errettung von dem Waſſertode, welche ihm übrigens ein Unterpfand ſeiner völligen Errettung war V. 8—10.

Wir haben demnach in V. 3—7a eine Beſchreibung des Zuſtandes, in dem ſich Jona befand, als er in das Waſſer geſunken. Dieſe Beſchreibung iſt ſehr genau, bricht aber dann plötzlich ab und ſpricht ſofort von der Errettung, ohne ein Wort zur Terminologie zu ſagen, was ihm doch gewiß nicht als Rettung erſchienen wäre.

so lange er nicht wußte, daß ihn der Herr auch im Bauche des Fisches noch am Leben erhalten würde. Daraus können wir schließen, daß er von dem Verschlingen gar nichts wußte, daß er bei seinem Versinken in das Meer und in den Schilf des Meeresgrundes in Bewußtlosigkeit gerieth, aus der er erst wieder im Bauche des Fisches, jedenfalls kurz vor dem Ausspeien desselben, erwachte. Wir nehmen nun an, daß Jona in Starrkrampf gefallen sei, als er in das Meer versank. Bei dem Zustande des Starrkrampfes ist der Athem aber auch bei bewußtem Zustande so schwach, daß man die Fortdauer desselben nur durch genaue Untersuchungen ermitteln kann. Es ist sogar möglich, daß der Athem, wie bei Ertrunkenen, Erstickten 2c., wirklich aufgehört hatte, und erst kurz vor dem Ausspeien wieder begann; hat man doch Erstickte zuweilen nach Verlauf von 24 Stunden wieder ins Leben zurückgerufen. Die Luft jedoch, die Jona mindestens in der kurzen Zeit, wo er wieder zur Besinnung kam, brauchte, fand sich in der mit dem Schlunde und also auch mit dem Magen in Verbindung stehenden Schwimmblase des Fisches. Der Fisch selbst, der ihn verschlang, gehörte jedenfalls einer der zahlreichen Haiarten an, womit jedoch nicht gesagt ist, daß jetzt noch dieselbe Art wirklich existiren muß; sie könnte möglicherweise auch ausgestorben sein. Auf diese Weise dürfte der ganze Vorgang gar nicht so viel Wunderbares einschließen, als man gewöhnlich glaubt oder, um die Geschichte lächerlich zu machen, zu glauben vorgibt.

2. Kön. 20, 11 wird uns ein Wunder berichtet, das auch auf eine durch eine Veränderung der Atmosphäre hervorgerufene größere Strahlenbrechung beruht. Hier ist die Erklärung leichter als Jos. 3, weil es sich hier nach der ganzen Erzählung, und dem Zwecke entsprechend, offenbar nur um eine vorübergehende Erscheinung handelt.

Die letzten Wunder, die uns das Alte Testament berichtet, finden sich im Buche des Propheten Daniel. Auch dieses Buch hat man entweder als eine Erdichtung, oder doch als mit mythenhaften Ausschmückungen behaftet hinstellen wollen. Merkwürdiger Weise haben wir auch für dieses Buch (nicht blos für die Existenz eines frommen Mannes Daniel) ein ausdrückliches Zeugniß unseres Herrn in Matth. 24, 15. Es ist, als ob der Herr diejenigen Stellen des Alten Testamentes, welche am meisten angezweifelt werden, gerade durch Sein Zeugniß bekräftigen wollte. Das, was man gegen das Buch Daniel hauptsächlich einzuwenden hat, ist das Vorkommen zu bedeutender

Wunder und zu spezieller Weissagungen. Diese Einwendungen sind aber aus der Anschauung hervorgegangen, daß weder Wunder, noch Weissagung möglich sei. Da wir nun die Möglichkeit der Wunder bereits im ersten Bande, die der Weissagung im gegenwärtigen Paragraphen bewiesen haben, so darf das kein Stein des Anstoßes für uns sein. Was aber den Charakter der Wunder anbetrifft, so finden wir keinen Grund, die Möglichkeit derselben zu leugnen, sobald man zugibt, daß Gott Engel für Seine Zwecke auf Erden verwenden kann. Wir haben bereits S. 48 f. die Existenz der Engel bewiesen und ihre Natur hypothetisch festgestellt. Wir haben auch S. 33 f. darauf aufmerksam gemacht, daß wir auf biblischem Grunde annehmen müssen, daß Sich Gott der Engel als Werkzeuge bedient; wir haben es jedoch bisher vermieden, bei irgend einem Wunder das Eingreifen eines solchen anzunehmen. Bei den Wundern, die uns Dan. 3, 23 ff.; 5, 5; 6, 16 ff. erzählt werden, bleibt uns nichts Anderes übrig, als eine Thätigkeit der Engel darin zu erblicken. Nach dem, was wir über die Wohnstätten der Engel wissen, müssen wir uns denken, daß sie nicht nur eine sehr hohe Temperatur ertragen können, sondern daß sie in einer solchen sich physisch am wohlsten befinden; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß eine gewisse Wärmezufuhr ihnen als Nahrung dient. Ist dieses der Fall, dann werden sie auch das Vermögen besitzen, Wärme irgendwie zu binden, ähnlich wie bei der Veränderung des Aggregatzustandes der Körper Wärme gebunden wird. Wir können uns zwar keine genauere Vorstellung bilden über die Art und Weise, wie dies geschieht, allein dies beweist noch nicht die Unmöglichkeit eines solchen Vorganges; denn was für eine Vorstellung haben wir von den chemischen Prozessen der Organismen, die in ganz anderer Richtung vor sich gehen, als in der unorganischen Natur? Wenn nun die Engel die Fähigkeit haben, Wärme zu binden, so ist es klar, daß der nach Nebukadnezars Wort 3, 25 wirklich im feurigen Ofen anwesende Engel in dem geräumigen Ofen einen Platz so abkühlen konnte, daß die drei Freunde Daniels unversehrt blieben, während das Feuer offenbar zum Ofen hinausgetrieben wurde V. 22.

Die beiden anderen im Buche Daniel erzählten Wunder wurden auch durch Engel bewirkt. Was die Bewahrung Daniels vor den Löwen betrifft, so ist dies ein Ereigniß, wie es gläubige Beter noch heutzutage erfahren können und auch schon wiederholt erfahren

haben. Dergleichen Erzählungen sind keineswegs immer Märchen, sondern es ist oft mehr Wahrheit daran, als an mancher neuen „Entdeckung" der Naturforscher, die nach einigen, oft auch erst nach vielen Jahren als Thorheit erkannt wird.

Die im Buche Daniel erzählten Wunder dienten nicht der Vorbereitungsanstalt des alten Bundes, sie sind vielmehr für die Heiden bestimmt, damit auch sie einen Begriff von der Macht des Gottes Israels bekämen. Einestheils waren sie aber doch durch die einzigartige Stellung Israels bedingt, anderentheils dienten sie dazu, die Erkenntniß des wahren Gottes auch unter Heiden zu fördern, und so auf das kommende Heil vorzubereiten; in beiden Beziehungen gehörten sie also doch zur Vorbereitung auf das Heil.

Wenn wir nun im gegenwärtigen Paragraphen versucht haben, die Thatsächlichkeit der biblischen Gottes- und Engelserscheinungen, Weissagung und Wunder durch Erklärung des näheren Vorganges zu beweisen, so geschah dieses immer unter der Voraussetzung, daß die Möglichkeit solcher Vorgänge im Allgemeinen zugestanden wird. Wir konnten diese Voraussetzung machen, weil wir im ganzen ersten Bande bemüht waren, die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes in die Natur nachzuweisen, und weil wir in § 35 des ersten Bandes sogar eine anschauliche Erklärung der göttlichen Thätigkeit gegeben haben. Wir wissen sehr wohl, daß die dort angeführten Gründe unsere Aufstellung noch nicht mit mathematischer Sicherheit beweisen, indem man uns sagen kann, daß es vielleicht doch noch möglich sei, die von uns als offenkundige Beweise der göttlichen Weltregierung in Anspruch genommenen Thatsachen natürlich zu erklären. Allein hier steht eben Glaube gegen Glaube: wir können dem Materialisten nicht mit mathematischer Sicherheit beweisen, daß es einen Weltschöpfer und Weltregierer gibt, der Materialist vermag noch viel weniger das Gegentheil. Wenn sich der Materialist der Zukunft tröstet, die sein System bewahrheiten soll, so trösten wir uns noch viel mehr der Zukunft, da aller Glaube ein Ende nehmen und in das Schauen übergehen wird, — dann rechnen wir thatsächlich, und nicht blos vorgeblich, nur mit Thatsachen, die wir sehen und mit Händen greifen können. Für jetzt bleiben wir bei dem Glauben und haben für unseren Glauben mindestens dieselben empirischen Gründe, wie der Materialist für den seinigen; dagegen haben wir eine innere Gewißheit, die dem Materialisten für seinen Glauben abgeht.

§ 12.

Die persönliche Offenbarung Gottes und die Ausführung Seines Heilsplanes durch Christum.

In § 10 haben wir auseinandergesetzt, wie der Heilsplan Gottes für die Menschheit nur durch die Menschwerdung, durch das Leiden und Sterben des Sohnes Gottes vollführt werden konnte, weil die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes eine Vergebung der Sünden nicht anders zuließ, als auf Grund einer Sühnung und Genugthuung, die von einem bloßen Menschen nicht einmal für sich, vielweniger für Andere geleistet werden konnte. Der, der an die Stelle der Menschen trat, konnte kein bloßes Geschöpf sein; denn ein Geschöpf kann nie die Natur eines anderen Geschöpfes annehmen, und ebenso wenig könnte ein einzelnes Geschöpf, wenn es auch noch so hoch stände, für ein ganzes Geschlecht Genugthuung leisten. Diese konnte nur von dem Schöpfer selber bewirkt werden, und darum mußte der Sohn Gottes, durch den Gott Alles geschaffen, Mensch werden und den Heilsplan ausführen. Die theologische Spekulation hat zwar noch andere Gründe dafür ausfindig machen wollen und hat namentlich behauptet, daß der Sohn Gottes Mensch geworden wäre, auch wenn die Menschheit nicht in die Sünde gefallen wäre, allein das sind eben nur nutzlose Spekulationen, die in der Bibel keinen Grund haben, der Naturwissenschaft aber die Menschwerdung Christi um nichts annehmbarer machen. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist und bleibt der natürlichen Vernunft ein Räthsel und Wunder, das ihr Niemand annehmbar genug machen kann (obgleich man auch die Sache nicht unnöthigerweise zu erschweren braucht), unter das sie sich aber willig beugt, sobald sie einen solchen Erretter bedarf, wie er eben der Gottmensch geworden ist. Wenn wir uns darum nicht ohne Weiteres den aus der alten Philosopie hervorgewachsenen Anschauungen der alten Dogmatiker über die Existenzformen der beiden Naturen in Christo anschließen, so können wir trotzdem hier der Vernunft in Bezug auf die Thatsächlichkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes nicht die geringsten Konzessionen in Aussicht stellen. Die Möglichkeit der Menschwerdung zu beweisen, scheint uns auf diesem Gebiete, wo uns jede selbstgemachte äußere Erfahrung abgeht, ebenso unmöglich, als das Gegentheil. Wir können gerade vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, der ja von philosophischen Speku-

lationen über das Wesen Gottes absieht, a priori keine Gründe gegen diese Möglichkeit finden; wir meinen vielmehr, daß man von diesem Standpunkte aus nur a posteriori etwas ausmachen könne, und demnach die Möglichkeit auf Grund der Wirklichkeit entscheiden müsse. Da nun aber der Sohn Gottes nicht mehr auf Erden wandelt, kann es in letzter Linie immer nur darauf ankommen, wie man sich zu den Zeugnissen der Augen- und Ohrenzeugen stellt, d. h. ob man das, was sie uns von Christus berichten, als Wahrheit ansieht oder nicht. Indessen ist es mit dem bloßen Fürwahrhalten, mit der Annahme auf Autorität hin, nicht gethan, man muß vielmehr auf dem Wege der innern Erfahrung zur Glaubensgewißheit durchdringen, wenn man einen festen Boden unter den Füßen haben will. Es verhält sich damit gerade so, wie mit den Gegenständen und Wahrheiten der äußeren Erfahrung: so lange sie nur auf Autorität hin angenommen werden, ohne durch eigene Experimente und Untersuchungen bestätigt zu sein, kann der Glaube daran durch das Zeugniß eines Andern sofort erschüttert werden. Weil indessen die evangelische Geschichte in der That Vieles bietet, was auf einen unbefangenen Menschen den tiefsten Eindruck machen und ihn wenigstens zum Fürwahrhalten derselben bestimmen kann, so haben sich Diejenigen, welche dieselbe verleugnen, viel Mühe gegeben, die Abfassung der Evangelien von unverdächtigen und besonnenen Augen- und Ohrenzeugen zu widerlegen. Wir können hier nicht darauf eingehen, sondern bemerken nur, daß diese Versuche den Beweis geliefert haben, daß man, um die Wahrheit der evangelischen Geschichte zu leugnen, erst die ganze Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christo umstürzen muß. Außer dem in der Einleitung genannten Werke von Tischendorf ist es besonders Ebrards „Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte", welche diese Versuche gründlich widerlegt.

Gehen wir nun von der Voraussetzung aus, daß die Verfasser der Evangelien, wie überhaupt der neutestamentlichen Schriften, Augen- und Ohrenzeugen waren, so müßten sie entweder gewissenlose Betrüger oder abergläubische Menschen mit überspannter Phantasie gewesen sein, wenn sie uns eine Menge von Wunder an und durch Jesum geschehen mittheilen, von denen doch kein einziges wahr sein soll. Strauß hat die Apostel in der That für Phantasten erklärt, während Baur die Evangelien Verfassern des zweiten Jahrhunderts zuschrieb, und sie theils für Betrogene, theils und hauptsächlich für Betrüger

erklärte. In beiden Fällen hätten wir das Unicum vor uns, daß mindestens die reinste Sittenlehre von Betrügern oder Phantasten mit ihren Produkten vermischt worden wäre, und daß diese Mischung von Wahrheit und Lüge die bösen Geister von Tausenden gebannt und die Welt umgewandelt hätte. Möchte auch ein Lügner Joh. 8, 44 und ein Phantast Joh. 1, 14; 1. Joh. 1, 1 ꝛc. schreiben können? Oder zeugt nicht vielmehr die nüchterne, auch nicht die eigenen Fehler der Jünger verbergende, Berichterstattung für das Gegentheil? Wir sehen, die Auffassung der Evangelien als Produkt der Lüge oder der Phantasie verwickelt sich auf allen Ecken in unlösbare Schwierigkeiten, die nicht kleiner sind, als die von den in ihnen erzählten Wundern dem Verstande bereiteten. Gehen wir darum lieber von der Annahme aus, die Verfasser der Evangelien seien wirklich das gewesen, für was sie sich ausgeben, nämlich Augen- und Ohrenzeugen, und halten wir uns daran, daß eine Menge von Einzelheiten dafür zeugt, daß sie nüchterne, ja skeptische (Thomas) Beobachter und wahrheitsgetreue Berichterstatter waren (Marcus, der Begleiter des Petrus, erzählt zwar seine Fehler sehr umständlich, das Bekenntnis derselben aber nicht im vollen Umfange, und vor allen Dingen nicht die Antwort Jesu darauf Matth. 16,17 ff.; alle Evangelisten erzählen den Unglauben, Kleinglauben und Unverstand der Jünger), so werden wir noch in diesem Urtheile bestärkt, wenn wir die apokryphischen Evangelien dagegen halten. Diese bieten eine Musterkarte von allerlei Ungereimtheiten und gegen die Würde einer heiligen Berichterstattung verstoßender Züge dar und zeichnen sich dadurch sofort als unglaubwürdige Machwerke, als Fälschungen der Geschichte aus. Aus diesen Gründen haben sich auch die meisten alten, ehrlichen Rationalisten dafür entschieden, die Evangelien als im Allgemeinen wahrheitstreue, wenigstens als menschlich glaubwürdige (wenn auch keineswegs inspirite) Berichte von dem Leben und den Thaten Jesu aufzufassen. Und wie zeichnen uns diese Berichte Jesum? Sehen wir einmal von der von jenen Rationalisten z. Th. geleugneten, z. Th. wenigstens nicht ausdrücklich anerkannten übernatürlichen Zeugung ab, so erkennt ihn doch Jedermann als einen Menschen von so ausgezeichneter allseitiger (nicht einseitiger, wie sonst die Genies unter den Menschen) Begabung, von so normalem, alle Extreme ausschließendem Charakter, von einer Empfänglichkeit für die Naturwunder und doch wieder Erhebung über die Natur zu Gott, von einem persönlich tadel-

losen Wandel und einer von Allen bewunderten (wenn auch nicht gehaltenen!) Sittenlehre, und doch wieder Umgang und Freundlichkeit mit in die Sünde gefallenen Menschen, wie bei keinem Andern. Aus diesem Grunde hat man mit Recht behauptet, daß in Ihm die volle Idee der Menschheit verwirklicht sei, und Ihn den Idealmenschen genannt (wir bedienen uns dieses Ausdruckes nicht, weil uns seine ideale Menschlichkeit gegen Seine Größe als Gottmensch verschwindet). Dies wird von Allen anerkannt, die sich näher mit dem in den Evangelien von ihm gezeichneten Bilde beschäftigt haben. Aber auch die von Ihm verrichteten Wunder wurden von den alten Rationalisten meist als wirkliche Thatsachen anerkannt, nur suchten sie dieselben natürlich zu deuten, obgleich sie damit schlecht durchkamen und oft ihr Unvermögen eingestehen mußten.

Selbst die Auferstehung Jesu ist von Rationalisten anerkannt worden. So sagt z. B. Winer: „Das Faktum des Wiederauflebens Jesu ist unbezweifelt; es wurde von den Aposteln als Grundlage des ganzen evangelischen Unterrichtes benutzt und hat bis heute für den religiösen, christlichen Glauben seine Bedeutung, welche es auch dann nicht verlieren könnte, wenn in Jesu nur die unterdrückte Lebenskraft wieder erwacht wäre: denn nach allen Umständen würde der durch die Kreuzigung so erschöpfte Organismus in der kalten, mit starken Aromen geschwängerten Atmosphäre des Felsengrabes nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge eher zerstört als neu belebt worden sein. Die Wiederbelebung desselben wäre auch so ein wahres Wunder.“ Sehen wir nun, wie Männer, die man gewiß nicht Anhänger des Autoritätsglaubens schelten kann, die Berichte der Evangelisten als wahre Geschichte annahmen und in Jesus einen zweifellos vor allen Andern, sowohl Seiner Natur als seinem sittlichen Charakter nach ausgezeichneten Menschen sahen, so müssen wir uns doch fragen. Wie war es möglich, daß ein sittlich so reiner Charakter sich Sohn Gottes (Matth. 16, 16 f., Matth. 22, 42), ja selbst Gott nennen (Joh. 10, 30; 14, 9) und sich göttliche Eigenschaften zuschreiben konnte (Matth. 11, 27; Luc. 10, 22; Joh. 5, 17. 21. 26; 8, 58; 17, 5. 24)? Wir müssen schließen: Entweder war Er wirklich der Sohn Gottes, oder Er war ein Gotteslästerer und darum ein verworfener Mensch. Wir entschließen uns auf Grund des Bildes, welches uns die Evangelisten von Ihm entwerfen, für das Erstere.

Auf Grund ähnlicher Erwägungen, wie wir sie soeben aus-

geführt haben, haben in der That auch neuere Rationalisten oder rationalisirende Theologen Jesum nicht für einen einfachen Menschen erklären können und wollen. Gleichwohl haben sie Ihm doch nicht das gleiche göttliche Wesen einräumen wollen, wie dem Vater; sie haben ihn deshalb zu einem vergotteten Menschen gemacht, Ihm die Präexistenz abgesprochen und die deutlichen Aussagen der Schrift umgedeutet. Wir möchten in dieser Hinsicht den Arianern, die Christum zum ersten Geschöpfe machten, noch mehr biblische Berechtigung einräumen, als jener Anschauung; denn die Aussagen Christi und Seiner Apostel lauten in Bezug auf Seine Präexistenz zu deutlich, als daß sie einer anderen Auslegung fähig wären. Dagegen könnte, wenn unsere Anschauung, die wir schon S. 53 erwähnten, in Bezug auf den Zeitpunkt der Fassung des göttlichen Heilsplanes und in Bezug auf die Bedeutung von Aron richtig ist, allerdings dies einen Grund abgeben, auch die Aussagen der Schrift in Bezug auf die Ewigkeit des Sohnes nicht im prägnanten Sinne zu nehmen und dem Sohne zwar eine Präexistenz, aber doch keine Ewigkeit zuzusprechen. Allein abgesehen davon, daß man dann mit demselben Rechte Gott überhaupt die Ewigkeit absprechen könnte, auch abgesehen davon, daß hier noch eine Menge anderer Aussagen der Schrift mit in Rechnung gebracht werden müssen, welche uns zeigen, daß hier Aron wirklich im prägnanten Sinne der Ewigkeit zu verstehen ist, so spricht dagegen ganz entschieden Micha 5, 1, wo die Ewigkeit des Sohnes geradezu dem Anfange (d. h. der Kreatur) entgegengesetzt wird. Alle diese Versuche, dem Sohne Gottes eine irgendwie geringere Gottheit zuzutheilen, sind angeblich im Interesse der Vernunft unternommen worden; wir haben dagegen schon S. 39 erklärt, daß wir gerade vernünftigerweise auf die Gleichheit des Wesens des Sohnes mit dem Vater bestehen müssen, weil wir sonst sofort anstatt einen Gott drei Götter bekommen. Während also nach der Schrift die ewige Gottheit Christi unzweifelhaft ist, müssen wir auch die Annahme einer geringeren Gottheit Christi von der Vernunft aus verwerfen. Dagegen können wir hier immer noch die Alternative stellen: Entweder hat Christus dieselbe wesentliche Gottheit wie der Vater, oder er ist überhaupt nichts Anderes, als ein gewöhnlicher Mensch. Wir entscheiden uns für das Erstere, und meinen, daß es Jeder thun wird, der einen Erretter bedarf.

Haben wir es also bei der Geburt Jesu nicht mit der Geburt

eines bloßen, wenn auch außerordentlichen Menschen zu thun, sondern vielmehr mit der Menschwerdung des ewigen Gottes, so ergibt sich daraus sofort, daß es dabei nicht nach dem gewöhnlichen Gange der Natur gehen konnte, denn sonst wäre Er eben Mensch, nicht aber Gottmensch gewesen. Aus diesem Grunde kann kein Zweifel bestehen, daß die Apostel von der übernatürlichen Zeugung Jesu überzeugt gewesen sind, auch wenn sie in ihren Briefen nichts davon erwähnen; denn im anderen Falle hätten sie nimmermehr Jesum als den Sohn Gottes predigen können. Christus mußte wahrer Mensch und wahrer Gott sein. Dies wurde der Sohn Gottes dadurch, daß Er Sich einen menschlichen Leib bereitete, in welchem Er als das ewige Wort Gottes für die Zeit Seines Wandels auf Erden wohnen wollte. Die übernatürliche Zeugung wurde außerdem auch noch durch das in allen Menschen herrschende sündliche Verderben bedingt. Der Leib des Sohnes mußte ohne Sünde sein; die Sünde durfte in Ihm nicht, wie bei anderen Menschen, als Erbsünde anfänglich wohnen, sondern Er mußte frei sein von sündlichen Lüsten und Begierden, darum mußte der Leib des Sohnes Gottes einen anderen Anfang nehmen, als der Leib anderer Menschen. Man könnte zwar einwenden, daß damit noch nichts gewonnen sei, indem der Leib des Herrn ja doch in dem Leibe der Maria gebildet worden sei und auf alle Fälle schon zur Bildung des Keimes von dem Leibe der Maria Stoff entnommen werden mußte, wenn er anders wahrer Mensch sein sollte. Dagegen ist einmal zu erwidern, daß bei der Entstehung eines Menschen, auch nach seiner leiblichen Seite hin, nicht die Quantität der Materie entscheidend ist, sondern die Qualität. Das von einem Paare erzeugte Kind ist ebenso dem Vater, als der Mutter ähnlich, obwohl der weitaus größte Theil des Stoffes vom Leibe der Mutter entnommen wird. Aus diesem Grunde hat man mit Recht schon seit uralter Zeit den Mann als den die Entstehung eines neuen Wesens in erster Linie verursachenden Theil der beiden zusammenwirkenden Faktoren erkannt und ihm die eigentliche Zeugung zugeschrieben, während der weibliche Organismus nur als der vom männlichen erst angeregte und in die Fähigkeit der Erzeugung versetzte betrachtet wird. Schon aus diesem Grunde mußte die Erzeugung des Leibes Jesu ohne Zuthun eines Mannes als das wichtigste Erforderniß der sündlosen Geburt Jesu erscheinen.

Gehen wir aber auf unsere Erklärung von der Erbsünde zu-

rück, wonach dieſe in einer angeborenen Präformation der ſündlichen Lüſte und Begierden beruht, ſo iſt es ja gar nicht unmöglich, daß dieſe Präformation entweder nur durch den Zeugungsſtoff des Mannes übertragen wird, oder doch, daß aus dem Ei des Weibes allein keine ſolche Präformation hervorgehen kann. Der Stoff ſelbſt iſt ja nicht ſündig, ſondern nur die Dispoſition, die er bewirkt; wenn alſo in dem Leibe Jeſu keine ſündliche Präformation war, ſo war in Ihm auch keine Dispoſition zur Sünde vorhanden, und Er war demnach von der Erbſünde frei. Wir geſtehen zwar zu, daß Gott auch aus einem ſündlichen Samen einen ſündloſen Menſchen bilden konnte, allein einestheils hätte es dazu wieder eines Wunders bedurft, ſo daß auf dieſe Weiſe nichts gewonnen würde; anderntheils erfordert doch ſchon der Charakter Jeſu als Gottmenſch, daß dieſer ſogleich in der Geburt zum Ausdrucke kam. Endlich, und das iſt der dritte Grund, weshalb die Zeugung Jeſu auf übernatürliche Weiſe geſchehen mußte, verknüpft ſich mit dem Zeugungsakte, obgleich er ja an ſich durchaus nichts Sündiges iſt, bei dem Menſchen, wie er ſeit dem Falle iſt, und beſonders wie er ohne Wiedergeburt iſt, doch immer in irgend einer Weiſe die Sünde, und ein ſolcher Makel durfte der Erzeugung Jeſu nicht anhaften.

Das Wichtigſte aber, was uns auf naturwiſſenſchaftlichem Standpunkte an der Perſon Jeſu intereſſirt, und woran auch die Vernunft das größte Intereſſe hat, iſt die Frage nach der Art und Weiſe, wie in Chriſto göttliche und menſchliche Natur geeint war. Dieſe Frage hat von jeher alle denkenden Chriſten beſchäftigt und, wie es die Schwierigkeit derſelben und die Verſchiedenheit der Menſchen bedingt, eine ſehr verſchiedene Beantwortung gefunden. Die alte Kirche hat ſich lange mit dieſen Streitigkeiten beſchäftigt und nach und nach über die einzelnen Punkte poſitive Beſtimmungen getroffen, zu denen ſich heute noch die große Mehrzahl der chriſtlichen Kirchen dem Namen nach bekennt, von denen aber thatſächlich theils von ganzen Kirchen, theils von einigen Theologen vielfach abgewichen wird. Noch am meiſten Anerkennung hat die Beſtimmung des Konzils zu Chalcedon, wonach bei Chriſtus in einer Perſon zwei Naturen, eine menſchliche und eine göttliche, vereinigt waren, welche beide unvermiſcht und ungetrennt neben einander beſtanden. Die übrigen Beſtimmungen der alten Kirche ſind mehr oder weniger von den neueren Theologen aufgegeben worden, ja auch die erſteren Beſtimmungen

finden thatsächlich im symbolischen Lehrbegriffe der reformirten Kirche nur beschränkten Ausdruck. Wir erklären, daß wir jene Bestimmung des chalcedonischen Konzils als schriftmäßig anerkennen, und daß sie in unserer Auffassung ihre volle Rechtfertigung finden wird, während wir allerdings von den übrigen Bestimmungen der alten Kirche über die Person Christi mehr oder weniger abweichen. Es wird auch von neueren, entschieden auf dem Schriftboden stehenden Theologen ausgesprochen, daß die alte Kirche in der Verdammung des Apollinaris im Unrecht gewesen sei, indem sich seine Lehre aus der Schrift nicht entschieden widerlegen lasse, ja Andere haben sich demselben in vieler Beziehung angeschlossen. Die Lehre des Apollinaris gipfelte aber in dem Satze, daß bei Christus der göttliche Sohnesgeist den Menschengeist vertreten habe, daß Christus (unter Zugrundelegung der damals in der Philosophie herrschenden Trichotomie) zwar einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele, aber keinen menschlichen Geist besessen habe. Wir stehen nicht an zu erklären, daß wir vollkommen derselben Ansicht sind, nur daß gemäß unserer dichotomischen Anschauung auch die menschliche Seele wegfällt, indem die Funktionen, die man früher der Seele zuschrieb, wesentlich auf leiblichen Zuständen basiren, wenngleich sie nicht durch den Leib allein bewirkt werden. Von dieser Grundanschauung ausgehend, wollen wir nachweisen, daß sie sowohl der biblischen Lehre entspricht, als auch der Vernunft die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Wir glauben uns in dieser Beziehung eins mit dem größten Theil der christlichen Laien (sowie auch immer mehr Theologen), die sich noch nicht mit den Aufstellungen einer scholastischen Theologie vertraut gemacht haben.

An allen Orten des Neuen Testamentes, wo von Christi Menschwerdung gesprochen wird, wird dieselbe immer nur in die Annahme des menschlichen Fleisches und Blutes, der menschlichen Gestalt und der menschlichen Geberden gesetzt; nirgends wird von einer Annahme der Menschennatur auch nach der geistigen Seite geredet, und das allerdings mit gutem Grunde. Denn wenn in Christo der persönliche Sohnesgeist und ein persönlicher Menschengeist wohnte, so hätte Er eben zwei Personen besessen und nicht eine. Das aber, was die Menschen spezifisch von anderen Geistern unterscheidet, ist ja eben das, daß sie einen Leib haben; denn in anderer Beziehung ist der Menschengeist von dem Engelgeiste nur graduell verschieden. Der Men-

schenleib bedingt also eine wesentliche Erniedrigung des Menschen unter die Engel, indem in ihm die Quelle aller menschlichen Schwachheiten liegt, die auch ohne Sünde vorhanden sein können und theilweise vor der Sünde vorhanden waren. Aus diesen Schwachheiten des Leibes, aber nicht aus der Schwäche des Geistes, ist bei dem Menschen die Sünde hervorgegangen, darum mußte auch Christus, um den Kampf gegen die Schwachheiten des Fleisches zu kämpfen und die Sünden der Welt zu tragen, einen menschlichen Leib annehmen. Weil aber der Leib gerade das die Menschen von anderen geschaffenen Geistern spezifisch Unterscheidende ist, und Christus mit der Annahme desselben sich thatsächlich auf die Stufe der Menschen erniedrigte und alle Schwachheit der Menschennatur an sich nahm, darum kann mit vollem Rechte gesagt werden, daß Christus die menschliche Natur an sich genommen habe, obwohl dieser Ausdruck nicht in der Bibel vorkommt. Auf Grund unserer im ersten Bande, den naturwissenschaftlichen Thatsachen entsprechend entwickelten Psychologie können wir dies um so mehr behaupten, als sich danach Vieles, was man bei wirklich dualistischer Anschauung sonst dem menschlichen Geiste allein zuschrieb, als ein Zusammenwirken von Leib und Geist darstellt; wir werden darauf im weiteren Verlaufe unserer Erörterung zurückkommen und dadurch die wahre Menschheit Jesu beweisen. Wenn man aber sagt, daß Christus, wenn er keinen menschlichen Geist hatte, die volle geschöpfliche Natur des Menschen doch nicht an Sich trug, so ist dies zwar richtig, aber auch gar nicht nothwendig; denn es handelt sich um die Annahme des Prinzips der menschlichen Schwachheit, aber nicht um das der Kraft, und wenn Christus den menschlichen Geist neben dem göttlichen Sohnesgeiste in Sich getragen hätte, so wäre Er dadurch um nichts schwächer gewesen und hätte, wie es überhaupt die Giltigkeit der Erlösung verlangt, doch auch nicht den rein geschöpflichen Charakter an Sich getragen. Auf keinen Fall sind wir genöthigt, Konsequenzen zu ziehen, welche die Schrift nicht zieht. Daß sie an einigen Orten vom Geiste Christi, als mitbetheiligt bei gewissen psychischen Funktionen, redet, ist unserer Psychologie nach und auf dichotomischen Standpunkte ganz natürlich zu erklären (wovon später).

Ehe wir nun das gegenseitige Verhältniß der beiden Naturen ins Auge fassen, müssen wir erst ein Wort über die Möglichkeit einer solchen Einigkeit des Göttlichen und Menschlichen sagen. Denn

wenn auch durch unsere Auffassung der beiden Naturen, gegenüber der alten, katholischen Anschauung, die Sache sich viel einfacher gestaltet, so legt doch der immerhin unermeßliche Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf die Frage nahe, ob eine solche Vereinigung Gottes mit der Menschheit möglich sei. Diese Frage hat in der That viele Menschen beschäftigt, oder richtiger, viele Menschen haben sich mit ihr beschäftigt, und insbesondere waren es solche, welche die Möglichkeit von vornherein verneinten. In der That bereitet der Gottesbegriff der Philosophie die größten Schwierigkeiten bei der Lösung dieser Frage. Da wir aber erkannt haben, daß die Bibel einen anderen, anschaulicheren Gottesbegriff hat, sind wir durch die Anschauungen der Philosophie nicht im Geringsten gehindert. Gerade dadurch, daß die Theologie den biblischen Gottesbegriff vielfach mit dem philosophischen vertauscht hat, hat sie sich selbst die größten Schwierigkeiten in der Christologie geschaffen. Denn da wir einmal sinnliche Menschen sind, können wir uns wenigstens auch die unsichtbaren Dinge nur in einer Weise denken, daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit den sinnlichen Dingen zeigen. Aus diesem Grunde können wir den Materialismus nur loben, wenn er immer anschauliche Erklärung fordert, und wenn er z. B. sagt: „Derjenige, der sich mit Dingen beschäftigt, die wir weder sinnlich wahrnehmen, noch uns vorstellen können, versteigt sich in Regionen, die entweder gar nicht vorhanden oder unserer Einsicht durchaus unzugänglich sind," so trifft er damit vielmehr die spekulative Philosophie und die in ihr befangene Theologie, als die wirklich biblische Theologie. Obwohl wir nicht verkennen, daß hier jederzeit Räthsel für die Vernunft übrig bleiben werden, so haben wir doch keine Ursache, dieselben ohne biblischen Grund noch zu vermehren. Es ist offenbar, daß, wenn wir die Ewigkeit Gottes als das anfangs- und endlose Sein definiren, ein vorübergehendes Eingehen Gottes in das zeitliche Sein viel leichter ist, als wenn wir sie als das zeitlose Sein auffassen. Ebenso ist es einem nur dynamisch allgegenwärtigen Gotte viel leichter, sich in einen menschlichen Leib einzusenken, als einem substantiell allgegenwärtigen Gott. Ein pantheistischer Gott von unendlicher Ausdehnung hat allerdings in dem Menschen Jesus keinen Platz, wohl aber ein persönlicher Gott von begrenzter Ausdehnung. Aus der Art und Weise, wie wir die Wirksamkeit Gottes auf die Welt bestimmt haben, geht auch hervor, daß der Sohn Gottes ohne

Veränderung Seines Wesens auf den Gebrauch Seiner Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit Verzicht leisten konnte. Wir denken uns nämlich den Sohn Gottes ohne eine Veränderung Seines Wesens, ohne eigentliche Ablegung Seiner göttlichen Eigenschaften, blos durch die Veränderung Seiner Gestalt Phil. 2, 6 in die Menschennatur eingehen. Sowie nun der Geist des Menschen in Bezug auf sein Wahrnehmen, Denken und Wollen an sein Organ, das Gehirn, gebunden ist und nie mehr darin leisten kann, als dieses zuläßt, so war auch der göttliche Sohnesgeist in Bezug auf Wahrnehmen, Denken und Wollen in gewisser, später zu erklärender Weise an Sein Gehirnorgan gebunden, so zwar, daß Er zwar das im Stande Seines ewigen Seins Erkannte nicht aus dem Gedächtnisse verlor, daß Er aber zur Beobachtung der von Ihm vorhergewußten, auf physikalischer oder geistiger Nothwendigkeit beruhenden Handlungen der Menschen ebenso Seines Gehirnorganes und der entsprechenden Sinnesorgane bedurfte, wie zur Wahrnehmung der absolut freien Handlungen der Menschen. Ebenso war Seine Wirksamkeit nach außen an Seine leiblichen Organe gebunden, so daß Er hierin in der Regel auch nicht mehr leisten konnte, als ein anderer Knecht und Prophet Gottes. Er bedurfte zu Seinen außerordentlichen Thaten, ebenso wie jeder andere Prophet, des besonderen göttlichen Beistandes, der Ihm freilich nie versagt wurde, weil alle Seine Thaten dem Sinne und Willen des Vaters gemäß waren und nothwendig sein mußten Joh. 14, 10; 11, 41 f.; 8, 29. 38 ꝛc. Auf diese Weise, und nicht in der Weise einer förmlichen Wesensveränderung, dürfte die Stelle Phil. 2, 6 f. zu verstehen sein. Denn obgleich der Ausdruck: „Er entleerte Sich", wörtlich verstanden, ein wirkliches Ablegen der Fülle des göttlichen Wesens bedeuten könnte, haben wir doch nirgends sonst eine Bestätigung dieser Ansicht, und wir sind daher nicht berechtigt, diesen Ausdruck zu premiren, sondern müssen ihn vielmehr als Bezeichnung der freiwilligen Entsagung des *Gebrauches* der göttlichen Kräfte und Eigenschaften fassen. In der beschriebenen Weise die Menschwerdung des Sohnes Gottes aufgefaßt, dürfte sie der Vernunft nicht allzuschwierig und unglaublich erscheinen. Die *Möglichkeit* einer solchen *Herablassung* Gottes (denn nur als solche erscheint sie in dieser Auffassung) wird wohl Niemand bestreiten wollen, denn wenn man dies thäte, dann spräche man Ihm eine Fähigkeit ab, die jede Person in gewissem Grade

besitzt, und demnach die höchste Persönlichkeit auch im höchsten Grade besitzen muß. Wenn man aber dagegen geltend machen wollte, daß ja nach der Lehre der Bibel selbst der Abstand zwischen Gott und Mensch so groß ist, daß kein Mensch das Angesicht Gottes zu schauen vermag (2. Mose 33, 20; 1. Tim. 6, 16), so bedenkt man einestheils nicht, daß dieses nur gegenüber dem sündigen Menschen gilt (Offb. 22, 4), indem die Engel, die ja auch Geschöpfe sind, allezeit das Angesicht Gottes sehen, anderentheils handelt es sich hier nicht um eine Menschwerdung des Vaters oder der ganzen Dreieinigkeit, sondern nur des Sohnes, der von Anfang an die Offenbarung Gottes an die Welt übernommen und geübt hat. Wenn aber trotzdem der Abstand zwischen dem Menschen und dem Sohne Gottes Seinem Wesen nach (nicht Seiner ökonomischen Stellung nach) gewiß eben so groß ist, als der zwischen dem Menschen und dem Vater, so ist doch klar, daß Sich der Sohn auch Seinen Leib auch in der Weise bereiten konnte (unbeschadet der echten Menschheit), daß er das Inwohnen des Sohnesgeistes ertragen konnte, und dies geschah wesentlich schon durch die Sündlosigkeit dieses Leibes.

Doch wir sind immerhin den Bibelgläubigen eine nähere Erörterung darüber schuldig, wie sich unsere Auffassung mit den Bibelsprüchen verträgt, die nicht blos die wahre Menschheit unseres Herrn bezeugen, sondern uns sogar eine menschliche Entwickelung des Herrn melden, ganz in derselben Weise, wie sie bei anderen Menschen eintritt. Zunächst wollen wir das Mißtrauen, als wollten wir die biblischen Aussprüche nach den Ansprüchen der Vernunft meistern, dadurch bekämpfen, daß wir auf die Anschauungen der lutherischen Reformatoren und alten Dogmatiker verweisen, bei denen die wahre Menschheit unseres Herrn jedenfalls viel weniger zu ihrem Rechte kommt, als bei unseren obigen, nur vorläufigen Andeutungen. Dadurch wollen wir uns aber nicht von der Aufgabe dispensiren, die Uebereinstimmung unserer Anschauung mit der Bibel nachzuweisen, sondern jetzt näher darauf eingehen.

Wir sagten oben, daß der göttliche Sohnesgeist bei Seinem Eingehen in den menschlichen Leib Sein Wesen nicht verändert habe, demnach nur auf den Gebrauch der göttlichen Kräfte und Eigenschaften verzichtet habe. Da aber sowohl die intellektuellen wie moralischen Eigenschaften Gottes ein Eigenthum Seines Wesens sind, und es undenkbar ist, daß der Sohn Gottes Seine ihm doch fort-

während zur Verfügung stehende Allweisheit und Sein Wissen von den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftig nothwendigen Dingen gar nicht gebraucht haben sollte, ferner, daß Er der vollendeten Heiligkeit und Gerechtigkeit entsagt und gleichsam wieder angefangen haben sollte, Sich von Neuem moralisch zu entwickeln, so fordert dieses eine nähere Vermittelung mit der menschlichen Entwickelung Jesu und Seiner unleugbar vorhandenen intellektuellen Einschränkung. Zunächst kann es von unserem Standpunkte aus nicht zweifelhaft sein, daß Christus in allen Stadien Seines Lebens das göttliche Sohnesbewußtsein unverletzt besaß und behielt, nur handelte es sich hier, wie überhaupt auf dem intellektuellen und moralischen Gebiete, um Aneignung dieses Bewußtseins durch das menschliche Organ. Es galt mit dem leiblichen Organe des Gottmenschen, d. h. mit Seinem Gehirne, die große Idee der Gottmenschheit zu erfassen, und dieses konnte allerdings nicht eher geschehen, als bis eine gewisse Entwickelung desselben stattgefunden hatte. Immerhin ist ein wesentlicher Unterschied in der Erfassung des gottmenschlichen Bewußtseins durch die menschliche Natur Christi, und der Erfassung des menschlichen Selbstbewußtseins bei einem gewöhnlichen Menschen; denn bei Christus war das göttliche Bewußtsein auch in dem Anfange Seines Lebens vorhanden, nur fehlte das gottmenschliche Bewußtsein im Unterschiede und Gegensatze gegen andere Geschöpfe. Wir sind übrigens nicht berechtigt, das Erwachen dieses gottmenschlichen Bewußtseins erst in das 12. Jahr zu setzen; es kann und wird vielmehr schon viel früher vorhanden gewesen, von Jesus aber in freier Unterthänigkeit Seinen Eltern und anderen Menschen gegenüber nicht zum Ausdruck gebracht worden sein, so wie Er es noch längere Zeit nachher auch nicht that. Bei der Zunahme an intellektueller Kraft und Erkenntniß ist natürlich auch nicht zu denken, daß der Geist des Sohnes Gottes an solchen zugenommen habe, sondern vielmehr, daß Er Sich die menschlichen Wissensschätze mit Seinem leiblichen Organe und in ihrer menschlichen Gestalt angeeignet hat. Die göttlichen Gedanken sind wohl immer in einer dem menschlichen Verstande unfaßbaren Form vorhanden, und konnten darum auch nur so weit von dem leiblichen Organe des Geistes angeeignet werden, als sie dieser, der göttliche Sohnesgeist, im Einverständnisse mit Seinem Vater in die menschliche Form umsetzte, daher auch die Antwort Mark. 13, 32 (die übrigens

auch von Theologen anderer Richtung so erklärt wird). Die Stelle Luk. 2, 40, wo von einem Erstarken des Geistes die Rede ist, erklärt sich dadurch, daß dieser Ausdruck stehende Redensart für Zunahme an menschlicher Erkenntniß ist. Nach unserer Psychologie beruht ja die Zunahme an Erkenntnißkraft und Erkenntnißschätzen auch bei anderen Menschen nur auf der Ausbildung und dem Gebrauche des Gehirnes. Was übrigens die Allwissenheit anbelangt, so war sie ja, wenn diese göttliche Eigenschaft in Bezug auf die freien Handlungen der Menschen beschränkt ist, auch hier bei Jesu beschränkt, und im Uebrigen scheint die evangelische Geschichte der Auffassung der neueren Theologie eher zu widersprechen als der unsrigen; denn wir haben solche starke Zeugnisse von dem das Innerste erforschenden Geistesblicke Jesu, daß ein Unbefangener Ihm viel eher den vollen Besitz der göttlichen Allwissenheit, als eine wirkliche Entäußerung derselben beilegen möchte. Auch die moralische Entwickelung Jesu begann nicht mit einer Stufe der Indifferenz oder auch nur der keimweisen Heiligkeit, sondern der in dem menschlichen Leibe wohnende göttliche Sohnesgeist behielt Seine göttlich vollendete Heiligkeit, denn nach dem Zeugnisse des Engels sollte Er ja als Heiliger geboren werden Luk. 1, 35. Es konnte sich bei der moralischen Entwickelung Jesu nur darum handeln, den Leib nicht erst in allgemein moralischer Beziehung, so wie es jeder Mensch soll, dem Geiste zu unterwerfen (denn das war der sündlose Leib Jesu an sich), sondern vielmehr ihn dem besonderen Willen Gottes, der Durchführuug des Erlösungswerkes dienstbar zu machen und ihn vor allen von außen kommenden Versuchungen zur wirklichen Sünde zu bewahren. Im Leibe Jesu wohnte ebenso, wie wir es für den Menschen im Stande der Unschuld annehmen mußten, der berechtigte Egoismus, welcher sein Wohlergehen sucht, ohne das Wohlergehen anderer Geschöpfe zu benachtheiligen. Diesem berechtigten, natürlichen Triebe nach wehrte sich das natürliche, menschliche Gefühl (das ja nach unserer Psychologie seinen Sitz und Ursprung in den Nerven hat und nur durch den Geist ins Bewußtsein aufgenommen wird) auch gegen jedes Leiden. Der dadurch hervorgerufene Kampf war zwar objektiv im Voraus entschieden, insofern das Fleisch nicht über den Willen des Geistes siegen konnte, er trat aber subjektiv doch ein und war nichts destoweniger ein ernstlicher Kampf, und dies gerade um so mehr, als hier kein Sündenbewußtsein vor-

handen war, welches das Leiden als eine Strafe rechtfertigen konnte. (Daher z. B. der schwere Kampf in Gethsemane, wo sich das sündlose, menschliche Bewußtsein und Gefühl gegen die Ertragung nicht nur von Leiden, sondern von Sündenstrafen empörte.) Es machte sich in Ihm also das menschliche Begehren und Wollen ebenso geltend, wie bei jedem anderen Menschen, nur ohne Sünde. Was endlich die Affekten anbelangt, so erklären sich dieselben sehr leicht nach unserer Psychologie, gemäß welcher sie ihren Ursprung in den Nerven haben und nur durch den Geist in das Bewußtsein aufgenommen werden. So litt Er auch nicht blos nach Seiner menschlichen Natur, sondern auch nach der göttlichen, weil die Schmerzen, obwohl durch leibliche Zustände hervorgerufen, doch nur durch den Geist wahrgenommen, bewußt werden können. In allen diesen Stücken beweist sich die menschliche Natur Christi in ihrem besonderen Bestande und doch wieder innigen Zusammenwirken mit der göttlichen; also sind beide nach dem orthodoxen Ausdrucke „unvermischt und ungetrennt". Ebenso befinden wir uns mit unserer Anschauung von dem Wesen der göttlichen Natur in Christo nicht nur weit mehr in Uebereinstimmung mit den altlutherischen „orthodoxen" Dogmatikern, als die neuere Theologie, sondern wir sind auch der Ueberzeugung, daß wir damit die biblische Anschauung richtiger treffen, als jene beiden Extreme.

Nachdem wir die Person des Erretters des Menschengeschlechtes in ihren Beziehungen zur Naturwissenschaft besprochen haben, gehen wir über zur Besprechung Seines Werkes, und zwar fassen wir hier zunächst die von Ihm vollbrachten Wunder ins Auge, dann aber gehen wir über zu einer (wie es unser Zweck erfordert) kurzen Besprechung Seines Heilswerkes und der an Ihm geschehenen Wunder. Das Erscheinen des Sohnes Gottes im Fleische läßt sich nach seinem einzigartigen Charakter schon nicht anders denken, als von Wundern begleitet. Seine Wunder sind es zwar nicht eigentlich, welche Ihn als Sohn Gottes bezeugen — denn andere Gottesmänner haben ähnliche Wunder gethan —, sondern es ist viemehr Sein Selbstzeugniß, das Zeugniß des Vaters über Ihn vom Himmel herab, und das Zeugniß der alttestamentlichen Propheten, welche Ihn als Sohn Gottes legitimiren. Weil aber der Mensch fleischlich ist, so bedarf es besonders in die Augen fallender Beweise dafür, daß das Selbstzeugniß auch Wahrheit ist, und dazu dienten die

Wunder. Wir können uns zwar denken, daß Jesus auch ohne Wunder Einige gefunden hätte, die an Ihn gläubig geworden wären, ja, der Erfolg bestätigt dies; aber doch sollte es nicht bei einer kleinen Zahl bleiben, sondern es sollte Ihm eine große Menge zur Beute werden, darum mußte Ihm und seinen Aposteln die Vollmacht zu Wunderthaten verliehen werden, welche sowohl für die Zeitgenossen, als für die kommenden Geschlechter ein Zeugniß für die Wahrheit dem fleischlichen Sinne der Menschen gegenüber sein sollten. Er verrichtete aber die Wunder nie, um die Neugierde der Menschen zu befriedigen, sondern hielt vielmehr überall damit zurück, wo Er ihre völlige Nutzlosigkeit voraussah Matth. 12, 39; 13, 58; ebenso benutzte Er Seine Wunderkraft nie zu Seinem Vortheile und Seiner Bequemlichkeit (als Er über das Meer wandelte, that Er es Seiner Jünger wegen). Die Wunder bewirkte Er nicht, wie von Rationalisten vielfach angenommen wurde, durch Magnetismus; denn dieser ist einestheils nur bei Heilungen anwendbar und wirkt wenig genug, auf alle Fälle aber keine solchen Thaten, wie z. B. die Heilung eines Blindgeborenen, eines 38 Jahre Krankliegenden; anderentheils wirkt er nicht in die Ferne. Ebenso bewirkte Er nicht die Wunder dadurch, daß Er in den Kranken den Glauben erweckte, sie seien geheilt. Die das behaupten, mögen es doch an sich selbst probiren, ob ihnen dieser Glaube von ihren Plagen helfen wird; es fehlt auch hier die Erklärung aller anderen Wunder, die keine Heilungen waren. Endlich bewirkte Er die Wunder auch nicht durch die Kräfte Seiner sündlosen Menschheit, sondern vielmehr durch die in Ihm wohnende Gotteskraft, vergl. Matth. 9, 1—8, wo Jesus mit dem leiblichen Wunder ausdrücklich eine Ihm nur als Gottessohn zustehende Vollmacht zur Vergebung der Sünden beweist. Seine Heilungen sind so großartig und auffallend (auch die Synoptiker, nicht blos Johannes, erzählen die großartigsten Heilungen), daß sie alle früheren derartigen übertreffen. Lassen auch die Todtenerweckungen Luk. 7, 11 ff.; Matth. 9, 23 ff., namentlich in Anbetracht des Ausspruches Jesu V. 24 die letztere, einigen Zweifel zu an der Wirklichkeit des Todes, so muß derselbe bei der Auferweckung des Lazarus durch das Wort der Martha Joh. 11, 39 völlig beseitigt werden; denn hier wird deutlich bemerkt, daß Anzeichen der beginnenden Verwesung eingetreten waren. Wir unsererseits glauben übrigens in Bezug auf das letztere Wunder nicht, daß die Verwesung schon irgend ein zur Lebens-

funktion nothwendiges Organ so angegriffen hatte, daß es nicht mehr funktioniren konnte; denn wenn die Verwesung schon weite Fortschritte gemacht hätte, so wäre die Wirksamkeit Jesu ja geradezu eine neuschaffende gewesen, was gegen die Schöpfungsidee verstößt. Wir glauben vielmehr, daß bei dem viertägigen Liegen im kühlen Grabe (die Todten wurden meist sofort beerdigt Apg. 5, 5 ff.) der Leichnam eben nur so weit sich verändert hatte, daß der Modergeruch bemerkbar war. Alle diese Heilungen und Todtenerweckungen haben wir anzusehen als Wirkungen der vom Herrn auf die betreffenden Personen ausgegangenen göttlichen Lebenskraft, welche alle Krankheit heilte, auch zerstörte, unfähig gemachte oder nie wirksam gewesene Organe in ihren normalen Stand versetzte. Schwieriger sind die Speisungswunder des Herrn zu erklären, besonders wo es sich um so massenhafte Vermehrung handelt, wie bei den zwei wunderbaren Speisungen in der Wüste Matth. 14 u. 15. (Ebenso verhält es sich mit der Vermehrung des Oeles und Mehles durch Elia 1. Kön. 17, 13 ff. und Elisa 2. Kön. 4, 1 ff.) Es kann kein Zweifel bestehen, daß der Evangelist in beiden Fällen sagen will, daß die Jünger nach diesen Speisungen mehr Brocken aufgehoben haben, als der Brodvorrath gegeben haben würde, wenn Niemand davon gegessen hätte; es muß darum eine außerordentliche Vermehrung stattgefunden haben, und wenn wir der evangelischen Geschichte überhaupt glauben wollen, so müssen wir auch diese Erzählung als Wahrheit annehmen. Wir erklären diese Wunder in der Weise, daß wir annehmen, Jesus habe die unorganischen Grundstoffe, aus welchen die Nahrungsmittel bestehen (Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Schwefel ꝛc.), in der Luft zu Stoffen zusammentreten lassen, die die Form des Brodes (als Nahrungsmittel, nicht eines einzelnen Brodes) besaßen. Jene Stoffe finden sich alle entweder immer in der Atmosphäre oder können doch unter Umständen darin enthalten sein. Der Herr brauchte dann nur denselben Akt zu wiederholen, den er einst vor der Pflanzenschöpfung hatte eintreten lassen, wodurch die ersten organischen Verbindungen entstanden, von denen die ersten Organismen ihre Nahrung entnehmen konnten. In einem Raume von 100 M. Länge, Breite und Höhe konnten in der Atmosphäre jene Stoffe in bedeutender Verdünnung und doch in solcher Menge vorhanden sein, daß aus ihnen genügender Nahrungsstoff für 5000 Personen entstehen konnte.

Dabei bleibt freilich unerklärlich, wie dieser Vorgang stattfinden konnte, ohne daß die Jünger und andere Leute es bemerkten; aber alle Räthsel des Vorganges werden wir nie lösen können. Die Verwandelung des Wassers in Wein bei der Hochzeit von Kana ist leichter zu erklären, indem es sich hier nur um Hinzufügung der zwar qualitativ wichtigen, quantitativ aber geringfügigen Stoffe handelte, welche der natürliche Wein in seinem Wasser aufgelöst enthält, und die seinen Weinescharakter bedingen.

Das Wandeln auf dem Meere Matth. 14, 25 ff. ist auch ein Wunder, das nur abgeleugnet oder angenommen werden kann, denn die Versuche gewisser Rationalisten, den Text anders zu interpretiren, sind die reinste Verdrehung. Wir werden den näheren Vorgang dabei wohl niemals erforschen können; indessen sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder wurde das spezifische Gewicht des Körpers verringert oder die Adhäsion der Wassertheilchen vermehrt. Der erste Fall ist in der That von manchen Theologen angenommen worden, jedoch nur in Bezug auf Jesum; indessen müßte auch hier das spezifische Gewicht fast bis zu dem der Luft verringert worden sein, wenn Jesus nicht doch bis zu einer gewissen Tiefe hätte einsinken sollen, wogegen der Bericht entschieden spricht. Wir halten es darum für wahrscheinlich, daß die Adhäsion der Wassertheilchen vermehrt wurde, vielleicht entstand durch Entziehung von Wärme eine vorübergehende Eisbildung.

Einer besonderen Erörterung müssen wir noch die Teufelsaustreibungen unterziehen. Ohne Zweifel ist es auffallend, daß es zur Zeit Jesu so viele Besessene soll gegeben haben, während es doch in jetziger Zeit (nach der Behauptung der Aerzte) keine gibt. (Mit Denjenigen, die die Existenz böser Geister und darum auch die Möglichkeit der Besessenheit leugnen, rechten wir hier nicht.) Man hat darum vielfach die Meinung geäußert, daß jene Kranken gar nicht besessen gewesen seien, und daß Sich Jesus und Seine Apostel nur einfach der Ausdrucksweise ihrer Zeit angeschlossen hätten. Wir wollen nicht leugnen, daß dies in Bezug auf den Bericht der Evangelisten über die Heilungen in einzelnen Fällen wahr sein kann; denn wenn wir z. B. in Matthäus eine Anzahl Besessener aufgeführt finden, von denen weiter nichts berichtet wird, als daß sie blind, taub oder stumm gewesen seien, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß der für jüdische Leser schreibende Matthäus

in seinem Evangelium nicht ohne Noth gegen die Anschauungen des Volkes habe ankämpfen wollen und sich darum der Ausdrucksweise seiner Volksgenossen angeschlossen habe; in den anderen Evangelien kommen *solche* Besessene nicht vor. Ganz anders verhält es sich aber mit denjenigen Besessenen, von denen eine wirkliche Geistesstörung oder epileptische Zufälle ausgesagt werden, denn hier werden wir die *Möglichkeit* eines Besessenseins nicht so ohne Weiteres abweisen können. Von denjenigen Besessenen aber, wobei Jesus wirklich den Geist mit Worten bedrohte und mit ihm ein Gespräch führte, müssen wir entschieden behaupten, daß sie wirklich von einem bösen Geiste besessen waren, denn sonst wäre ja Jesus ein Betrüger gewesen. Doch da erheben sofort die Aerzte Einsprache und machen darauf aufmerksam, daß die Geisteskrankheit auf keinen Fall auf Besessenheit beruhen könne, weil die weitaus überwiegende Zahl der secirten Leichname von Geisteskranken pathologische Veränderungen im Gehirne nachgewiesen habe, und weil in der That Geisteskranke oft durch medizinische und andere Mittel, nicht aber durch Teufelsbeschwörungen und Teufelsaustreibungen geheilt würden. Wir haben uns bereits im ersten Bande dahin erklärt, daß auch wir die sogenannten Geisteskrankheiten nicht für wirkliche Krankheiten des Geistes, sondern vielmehr für Krankheiten seines Organes, des Gehirnes, halten; ebenso ist auch die Epilepsie natürlich nur eine Krankheit des Körpers. Wenn aber durch diese Krankheiten das Gehirn in seiner normalen Funktion gestört wird, wenn die durch die früheren Sinneswahrnehmungen erzeugten Vorstellungs- und Begriffsfiguren verwischt, oder aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange in einen anderen versetzt und dadurch eine völlige Verwirrung des Gedächtnisses und der Urtheilskraft bewirkt wird, wenn durch die pathologischen Bewegungen des Blutes und der Nerven auch die verwirrten Figuren des Gehirnes zu heftiger Schwingung veranlaßt werden, so daß oft ganz *unwillkürliche* Bewegungen entstehen, dann ist der Wille in jeder Hinsicht geschwächt, ja, die Willensfreiheit momentan ganz aufgehoben. In solchem Zustande ist es dann dem Teufel auch möglich, solche Menschen viel mehr zu beherrschen und zum Bösen, zum Theil zum Anthun eigenen Schadens zu verleiten, als im gesunden Zustande. Es ist ihm dann möglich, von einem solchen Menschen thatsächlich, wenn auch nur vorübergehend, *Besitz zu nehmen*, und *das ist der Zustand der Besessenheit*, wie er

zu des Heilands Zeiten öfter vorkam und nach unserer Ueberzeugung auch heute noch zuweilen vorkommt. Seine Wirksamkeit auf die betreffende Person erfolgt dann gegen den Willen derselben, wenigstens wenn sie sich nicht schon vorher dem Satan ergeben hat. Wir können uns denken, daß der Teufel in ähnlicher Weise, wie die Seele, nur, weil von außen kommend, viel schwächer auf das Gehirn wirken und so schon im gesunden Zustande Schwingungen von Vorstellungs- und Begriffsfiguren erregen kann, welche wieder andere assoziiren und dadurch die Willensentscheidung der Seele beeinflussen, aber nicht bestimmen. Im krankhaften Zustande dagegen, wo durch die oben geschilderten Zustände des Gehirnes die Willensfreiheit beeinträchtigt wird, kann er weit mehr seinen Einfluß zur Geltung bringen, und wenn es ihm gelingt, durch besonders starke Kraftanwendung unwillkürliche Nervenschwingungen hervorzubringen und den Menschen seinen Zwecken dienstbar zu machen, so kann man einen solchen Menschen als vorübergehend besessen bezeichnen; nur in wenigen Fällen wird es ihm gelingen (resp. von Gott zugelassen werden), daß er von dem Kranken wirklich dauernden Besitz nimmt. Auf diese Weise erklärt sich dann auch, warum solche Kranke doch durch andere Mittel, als Teufelsbeschwörungen, geheilt werden; die Besessenheit ist nämlich nicht die Ursache der leiblichen Krankheit, sondern eher die Folge. Nach dieser Anschauung ist es also sehr leicht möglich, daß jetzt noch Epileptische in ihren Zufällen und Geisteskranke vom Teufel besessen sein können; nur darf man nicht sagen, daß alle oder auch nur die Mehrzahl dieser Kranken wirklich besessen sind. Wir sind auf diese Anschauung gekommen durch Beobachtung einer Epileptischen, welche in ihren Anfällen zuweilen ein wirklich teuflisches Benehmen zeigte, während sie in ihrem gesunden Zustande eher religiös oder höchstens indifferent war. Aehnliche Erscheinungen kommen öfter vor und sind verständigen Aerzten schon oft ein Räthsel gewesen. Obgleich wir nun die Möglichkeit einer Besessenheit ausdrücklich zugestehen, so müssen wir doch sagen, daß die Wirklichkeit gegenwärtig immerhin selten sein dürfte. Daß es aber zur Zeit Jesu mehr Besessene gab, erklärt sich aus Joh. 9, 3—5. Es war einestheils die Zeit des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, und anderentheils mußte es offenbar werden, daß der Sohn Gottes gekommen war, um die Werke des Teufels zu zerstören 1. Joh. 3, 8. Jesus sowohl als Seine Apostel verbanden

mit der Teufelsaustreibung auch die leibliche Heilung, darum wurden solche Kranke wirklich geheilt, während jetzt allerdings die katholischen Exorzisten nichts bewirken, weil sie weder über die Geister, noch über die Leiber Macht haben. Daß es zur Zeit Jesu mehr Besessene gab, als später, zeigt auch die Apostelgeschichte, wo sie fast ganz fehlen, obwohl sich diese Geschichte über einen viel längeren Zeitraum erstreckt, als die Evangelien.

Wenn wir das Werk Jesu betrachten wollten, so genügte der Raum dieses Werkes nicht dazu; wir müssen uns darum mit einer Skizze begnügen, und Dasjenige, was für unsern Zweck wichtig ist, besonders hervorheben. Wie wir schon S. 86 f. erörterten, konnte Jesus, obwohl Er auf übernatürlichem Wege gezeugt war, doch die Menschheit vollkommen repräsentiren, indem Sein Leib im Leibe eines Weibes gebildet wurde, das ebenso wie der Mann schon für sich allein die Menschheit repräsentirte. So war Er als Derjenige, der den ersten Adam selbst geschaffen hatte, der Repräsentant und zugleich das Stammhaupt der Menschheit im eminentesten Sinne, darum wird Er auch der zweite Adam genannt 1. Kor. 15, 45. So wie durch des ersten Adams Ungehorsam alle Menschen unter die Sünde verkauft wurden, so sollten sie nun durch den Gehorsam des zweiten Adams losgekauft werden; aber nur die werden dieser Erlösung theilhaftig, die in Ihn eingehen, denen Er also wirklich zum zweiten Stammhaupte wird. Der Gehorsam, den Er zu leisten hatte, erstreckte sich aber viel weiter als der, den der erste Adam zu leisten hatte; denn es galt hier nicht, eine unschuldige Menschheit zu heiligen, sondern eine schuldige Menschheit erst loszukaufen und dann zu heiligen. Er mußte also nicht nur Seinen Leib dem allgemeinen Gotteswillen unterthan machen und alle Gebote Gottes erfüllen, sondern Er mußte ihn auch zu dem besonderen Berufe willig machen, der Ihm nach dem Rathschlusse der Dreieinigkeit auferlegt war, nämlich nicht nur alle Schwachheit und Krankheit der gefallenen Menschheit zu tragen, sondern noch in ganz besonderer Weise die Widerwärtigkeiten der Sünde, die Anfechtung und Feindschaft des Satans und seiner Helfershelfer zu leiden, und zuletzt zur Sühnung der Sünde Sein Leben in einen schmachvollen und schmerzlichen Tod dahinzugeben, und auf diese Weise das zu ertragen, was Ihm vermöge Seiner sündlosen Natur gerade erspart bleiben sollte. Durch Seinen vollkommenen thätigen Gehorsam hat Er den Menschen

wieder das Wohlgefallen des Vaters und die Fähigkeit, Ihm nachzueifern, erworben; durch Sein williges, passives Erdulden hat Er die Sünden der Welt gesühnt, und dadurch die Vergebung der Sünden und eine neue, positive Einigung Gottes mit den Menschen ermöglicht und auch die Macht der Sünde gebrochen; durch das Ertragen der Anfechtungen des Satans hat Er uns von der Herrschaft des Satans befreit; durch das Erleiden des Todes hat Er uns den Eingang in das ewige Leben erworben. Die vollgiltige Wirkung Seines Leidens liegt darin, daß Er die Seinem Leibe zugefügten Schmerzen thatsächlich mit Seinem göttlichen Sohnesgeiste empfand. Dadurch, daß Er das Stammhaupt einer neuen Menschheit geworden ist, hat Er endlich auch die Möglichkeit geschaffen, daß die Erde einst von dem Fluche, der durch den Fall Adams auf sie gekommen ist, befreit und zum Wohnsitze der neuen Menschheit verklärt werden kann (vergl. § 14). Dieses Werk Christi hat also nicht blos eine religiöse Bedeutung, so daß die Weltentwickelung davon unbeeinflußt wäre (dazu möchten es allenfalls die Rationalisten machen, die Ihn blos wegen Seiner Lehre und wegen Seines Vorbildes schätzen), sondern es hat eine weltgeschichtliche Bedeutung, wie keine anderes Ereigniß; darum ist aber auch der ganze Weltplan Gottes in Bezug auf die Erde dadurch bestimmt.

Auf einige Einzelheiten aus dem Leben, Wirken und Leiden Jesu wollen wir hier noch aufmerksam machen, obwohl sie zum Theil nicht direkt unsere Frage berühren. Es wird uns von der Jugendzeit Jesu fast gar nichts berichtet. Dies ist ein Zeugniß für die Wahrheit der evangelischen Geschichte (wie überhaupt diese bei fast allen Gottesmännern der Schrift zu bemerkende Thatsache ein Zeugniß für die ganze h. Schrift); denn nach göttlichem Rathschlusse sollte Jesus, wie andere göttliche Werkzeuge, Luk. 1, 80, in der Verborgenheit aufwachsen. Wäre nun die evangelische Geschichte eine profane und nicht wahrheitstreue Geschichtschreibung, so hätte sie ihren Helden schon in der Jugend verherrlicht, wie dies in der That die apokryphen Evangelien von Jesu und die jüdische Sage von alttestamentlichen Propheten thuen (z. B. von Mose). Da wir uns wiederholt auf Sein heiliges Leben berufen haben, ist es am Platze, auch einige Einwürfe dagegen zu widerlegen. Man hat Ihm öfter unter Hinweis auf Seine Scheltworte gegen Schriftgelehrte und Pharisäer, sowie auf Antworten, wie Matth. 16, 23; Joh. 2, 4 ꝛc., Härte des

Charakters vorwerfen wollen; allein dies kommt nur davon her, daß man eben Seine Aufgabe nicht versteht, den Willen Gottes in Allem zu erfüllen. Einestheils konnte und mußte Er, der den Menschen in das Herz sah, nach dem Innersten des Wesens urtheilen und durfte vor keiner Person zurückschrecken, wenn es galt, ein gerechtes Urtheil auszusprechen, während jetzt Seine Diener, als sündige und bis zu einem gewissen Grade unverständige Menschen, allerdings Ursache haben werden, mit ihrem Urtheile länger zurückzuhalten; anderentheils durfte Er Sich auch durch wohlmeinende Rathschläge nicht vom Willen Gottes abbringen lassen, und gerade je höher die Berather standen, um so entschiedener mußte Er die aus menschlicher Eitelkeit oder Leidensscheu hervorgegangenen Einreden abweisen. Uebrigens zeugen ja für Seine Güte zahllose andere Aeußerungen. Nur in der fortwährenden Einigung Seiner physischen Gefühle und Wünsche mit dem Willen Seines Vaters konnte Er auf dem zur Vollbringung Seines Erlösungswerkes nothwendigen Pfade bleiben, darum that Er auch wenigstens alle wichtigeren Wunder, welche von entscheidender Bedeutung werden konnten, nie anders als im Aufblick oder Gebet zu Seinem Vater Mark. 6, 41; 7, 34; Joh. 11, 41 ff., damit Er der Zustimmung Seines Vaters auch nach Seiner menschlichen Natur versichert würde.

Endlich erwähnen wir noch den Ausruf Matth. 27, 46. Man hat aus diesem Ausrufe geschlossen, daß Ihn hier das Sohnesbewußtsein verdunkelt war. Allein selbst wenn es Ihm im Anfange Seines Lebens erst hätte aufgehen müssen (was wir oben verneinten), so konnte es Ihm doch gewiß nicht wieder verdunkelt werden, es sei denn, daß Ihm das Selbstbewußtsein überhaupt verdunkelt worden wäre, was aber jeder gläubige Theologe aus dogmatischen und exegetischen Gründen entschieden verneinen wird oder doch verneinen sollte. Jetzt kommt aber die Frivolität einzelner Rationalisten und macht diesen Ausruf zu einem Ausdrucke des Schmerzes über das Fehlschlagen Seiner Pläne und Hoffnungen! Wir müssen vielmehr sagen, daß Jesus in dieser Stunde wirklich von Gott zwar nicht ganz verlassen (Joh. 16, 32), aber doch in die Gewalt des Satans so übergeben war, daß das Sohnesverhältniß ganz zurücktrat: Er war jetzt das Objekt des göttlichen Zornes über die Sünde, und weil Er dieses wußte, konnte, ja durfte Er Gott jetzt nicht

Seinen Vater nennen. Als dieser Höhepunkt Seines Leidens überschritten war, wurde es anders Luk. 23, 46.

Eine mit der Frage über die göttliche Weltregierung, über die Schickungen und Zulassungen Gottes, sowie über die Weissagung zusammenhängende Erscheinung ist die Mitwirkung des Satans zur Erfüllung der von den Propheten geweissagten Leiden des Herrn. Obwohl nämlich das Leiden unseres Herrn ein von Seinem Vater im Einverständnisse mit Ihm vorherbestimmtes war, so bezeugt doch die h. Schrift ausdrücklich, daß die Menschen, welche Ihm das Leiden und den Tod verursachten, nicht von Gott, auch nicht blos von ihren eigenen sündlichen Affekten, sondern vom Satan geleitet waren Luk. 22, 53; Joh. 13, 2. 27. Wie, wird man nun mit Recht fragen, wie konnte der Satan den Herrn zu dem vorherbestimmten Leiden führen, da es doch zum Schaden des Satans ausschlagen sollte? Wir antworten: In der größten Feindschaft wider den Sohn Gottes und in der gänzlichen Gottentfremdung und daraus hervorgehender Unfähigkeit zum Verständniß göttlicher Geheimnisse war der Satan so verblendet, daß er die klarsten Schriftworte übersah (die er allerdings kannte Matth. 4, 6; Luk. 4, 10 f.) und von Anfang an seinen größten Triumph darin erblickte, den Sohn Gottes umzubringen. Daß er es nicht eher that, daran wurde er verhindert durch Gottes Fügung. Wenn er auch gewiß vermöge seiner anerschaffenen, vorzüglichen Natur eine große Klugheit besitzt, so wird ihm doch im gewöhnlichen Leben in der Regel ein zu großes Wissen zugeschrieben. Die Klugheit entfaltet er auf *seinem* Gebiete, auf dem der Sünde; in allen göttlichen Geheimnissen hat er gewiß keine größere Klugheit, als alle Gott entfremdeten Geschöpfe (d. h. Menschen), nur hat er vor den sündlichen Menschen die lange Erfahrung voraus. Wenn nun der göttliche Heilsplan ein solches Geheimniß ist, daß sich oft gelehrte Theologen ihr Leben lang daran zerarbeiten und es nicht soweit bringen, wie *einzelne* bekehrte Buschmänner in kurzer Zeit, ist es dann ein Wunder, wenn der Satan in *seinem* Zustande der Gottesfeindschaft und bei dem Mangel jeglicher Erfahrung denselben nicht erkannte? Die immer klareren Aussprüche des Herrn hätten ihn zwar überzeugen sollen, aber in gleichem Grade, wie die Klarheit der Aussprüche wuchs, war schon vorher unter den fortwährenden, fehlgeschlagenen Versuchen die Begierde, den Sohn Gottes zu tödten, gewachsen, und eben diese Begierde verblendete ihn so, daß er die klar-

sten Zeugnisse des Herrn nicht verstand. (So wird der Satan auch zuletzt besiegt werden, was er offenbar nicht glaubt; wenigstens glaubte er doch gewiß am Anfange seines Falles, den Kampf mit Gott erfolgreich aufnehmen zu können.) Seinen Irrthum wurde er erst inne, als der Herr ausrief: Es ist vollbracht!

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Wunder, die an der Person Jesu geschahen, so dienen diese mehr noch als die Wunder, die durch Ihn vollbracht wurden, zur Beglaubigung Seines Zeugnisses von seiner göttlichen Sendung. Der Stern, der bei Seiner Geburt erschien, ist Gegenstand astronomischer Untersuchung geworden; man glaubte ihn in einer um diese Zeit stattgefundenen Constellation des Jupiter und Saturn entdeckt zu haben, und darin auch einen Beweis von der Wahrheit der biblischen Geschichte zu finden. Wir wollen nicht leugnen, daß die einfache Erzählung keineswegs unbedingt ein Wunder voraussetzt, sondern wir geben vielmehr zu, daß unter diesem Gestirne sehr gut eine ganz natürliche Erscheinung gemeint sein kann. Gleichwohl können wir uns jene Erklärung nicht aneignen, weil sie uns doch mit dem Texte zu sehr im Widerspruche zu stehen scheint, und weil auch der Beweis, den sie leisten soll, schwach genug ist, denn es bedarf erst mehrerer nicht bestimmt erwiesener Hilfsvorstellungen, um die Constellation zu dem angegebenen Zwecke zu verwerthen. Eine solche Constellation konnte auch in Bethlehem durchaus unter keinem anderen Winkel erscheinen, als in Jerusalem. Wir halten es vielmehr schon der Wichtigkeit des Ereignisses wegen für richtiger, hier in der That eine wunderbare Erscheinung anzunehmen. Begleitete die Israeliten aus Egypten eine Wolken- und Feuersäule, warum sollte nicht auch hier, bei einem viel wichtigeren Ereignisse, eine sichtbare Erscheinung eintreten? Wir nehmen nun an, daß in der Atmosphäre, in einer solchen Höhe, daß man diese Erscheinung noch in der Heimat der Magier am Horizonte sehen konnte, eine Lichterscheinung eintrat, die allerdings immer im Zenith Bethlehems stand; daher auch die Magier bei ihrer Wanderung von Jerusalem nach Bethlehem erkennen konnten, daß sie sich dem betreffenden Orte näherten und in Bethlehem selbst fanden, daß der „Stern" im Zenith stehe. (Es heißt Matth. 2, 9 nicht, daß der Stern über dem Hause stand, sondern nur, „wo das Kindlein war"; da aber Bethlehem nicht schon vorher genannt ist, haben wir dieses darunter zu verstehen.) Diese Lichterscheinung entstand vielleicht auf ähnliche Weise,

wie wir in § 11 die Feuersäule erklärten, d. h. durch eine andauernde Einwirkung Gottes. Uebrigens hat man auch sonst zuweilen räthselhafte Lichterscheinungen beobachtet, die noch der Erklärung harren. So z. B. hat der Kapitain J. Roß auf der Nordpolexpedition 1829 im grönländischen Meere eine bis 1200 Fuß ansteigende Lichterscheinung beobachtet, die er mit dem Schiffe durchkreuzte, und von der man heute noch keine nähere Erklärung hat. Auf ähnliche Weise können in jenen Zeiten Lichterscheinungen eingetreten sein, für deren Entstehen wir auch keine nähere Vermittelung kennen. Daß sie zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten eintraten, war jedenfalls ein Beweis der göttlichen Wirkung.

Die Auferstehung des Herrn ist jedenfalls diejenige Thatsache, die jeder Christ, wenn er nur so genannt sein will, auch als wirkliche Thatsache festhalten muß. Nach dem, was wir über die göttliche Natur in Christo sagten, versteht es sich von selbst, daß der erlittene Tod Seinen Lebenszustand eigentlich nicht beeinträchtigen konnte. Gleichwohl können wir uns nicht denken, daß auch der göttliche Sohnesgeist in der dem göttlichen Willen so absolut unterthan gemachten Behausung in einem gewissen Sinne heimisch geworden war, und auf alle Fälle verlangte Er darnach, den Leib zu einem Zeugnisse des **im Fleische** errungenen Sieges über Sünde, Tod und Teufel wieder an Sich zu nehmen und dadurch das Zeugniß des Vaters zu erhalten, daß Er das Erlösungswerk Seines Sohnes als ein vollgiltiges betrachte und annehme. Schon darum mußte Er Seinen Leib wieder an Sich nehmen, oder Sein Leib mußte, wieder belebt vom göttlichen Sohnesgeiste, auferstehen. Aber noch aus einem anderen Grunde war Seine Auferstehung nothwendig. Er als das Stammhaupt eines neuen Geschlechtes wollte und sollte Sich in alle Ewigkeit Seiner Brüder nicht schämen, darum trägt er den Leib in derselben verklärten Gestalt, in der einst alle Erlösten mit ihren Leibern bekleidet sein werden, an Sich, durch diese Seine Auferstehung und Verklärung hat Er uns zugleich die Hoffnung derselben erworben. Endlich war Seine Auferstehung vor allen Dingen auch ein Zeugniß an die Welt; denn dadurch wurde Er um so mehr als der Sohn Gottes erwiesen, als Er dieselben wiederholt vorhergesagt hatte. Die Auferstehung selbst geschah nach der Wirkung, damit Er Sich auch kann alle Dinge unterthänig machen Phil. 3, 21.

Sein nachfolgendes Wandeln auf Erden und Seine wiederholten Erscheinungen bieten allerdings manches Räthselhafte. Wenn wir indessen festhalten, daß Sein Leib nach der Auferstehung erst allmälig verklärt wurde, so löst sich schon manches Räthsel. Dann dürfen wir uns freilich die Erscheinungen Jesu unter Seinen Jüngern bei geschlossenen Thüren auch wieder nicht gespensterhaft denken, sondern müssen vielmehr annehmen, daß Er durch Seine Wundermacht die verschlossenen Thüren geöffnet und dieselben passirt habe, ohne daß es die vielleicht im ahnungslosen Gespräche sich befindenden Jünger gemerkt haben. Gegen den Schluß der vierzig Tage und bei Seiner Himmelfahrt wird uns nicht berichtet, daß Ihn irgend ein Jünger berührt habe, viel weniger, daß Er gegessen habe. Zu dieser Zeit war Er vielmehr in die volle Verklärung eingegangen, darum war auch Seine Himmelfahrt möglich und nothwendig zugleich. (Ueber die Verklärung siehe § 14.) Die Himmelfahrt selbst wird von Denjenigen nicht bezweifelt werden, die da glauben, daß Er vom Himmel hernieder gekommen ist. Die aber dieses nicht glauben, für die haben wir keinen anderen Beweis, als denjenigen, den Jesus selbst Joh. 7, 17 f. empfiehlt, und den wir auch schon in der Einleitung als den wirksamsten empfohlen haben.

§ 13.

Die Durchführung des göttlichen Heilsplanes in der Welt.

Durch das Werk des Gottmenschen wurde der Heilsplan Gottes zur Erlösung der Menschen objektiv ausgeführt; es wurde dadurch die objektive Bedingung der Versöhnung und Erlösung erfüllt, das Hinderniß des Zugangs der Menschen zu Gott wurde hinweggeräumt Röm. 5, 2; Eph. 2, 18; 3, 12. Aber Gott zwingt Seine Gnade Niemandem auf, sondern, obwohl Er im Drange Seiner Liebe Alles thut, um den Menschen zur Annahme des Heiles zu bringen, so bedarf es doch immer einer Einwilligung, des Glaubens von Seite des Menschen dazu. Wenn der Mensch die dargebotene Hand zurückweist, so kann Gott Seine Gnade ihm nicht aufzwingen. Damit nun der Mensch in die Lage komme, sich für Annahme oder Ablehnung des Heiles zu entscheiden, muß ihm dasselbe verkündigt werden. In den Menschen selbst aber, die es verkündigen sollen, muß es erst zu einer mehr oder weniger entschiedenen Aneignung

desselben gekommen sein. Darum fing schon Jesus an, die im Gesetz und in den Propheten zwar schon vorgebildete, aber doch bisher nur sehr wenig und undeutlich erkannte Lehre des Heiles zu verkündigen und Sich Jünger heranzuziehen, welche Sein Heil einst der Welt verkündigen, und die Menschen an Seiner Statt zur Versöhnung mit Gott auffordern sollten. Damit aber die Ausbreitung der Heilslehre sowohl, als die Pflege und Förderung der gewonnenen Seelen nicht vom Leben einzelner Menschen abhängig würde, mußte eine Anstalt gegründet werden, in welcher für diese Zwecke gesorgt und damit die Möglichkeit einer wirklichen Erneuerung nicht blos einzelner Menschen, sondern der ganzen Menschheit gestiftet werde. Dies ist die Durchführung des Heilsplanes Gottes, die mit der Gründung der christlichen Kirche durch die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste begann und ihren Abschluß erreichen wird, wenn der letzte und stärkste Anlauf des Satans überwunden wird.

Die Ausgießung des heiligen Geistes war die Bedingung der Erneuerung der Menschheit, indem dadurch den Menschen die erneuernde Kraft Gottes mitgetheilt wurde. Der heilige Geist wird aber nur Denen mitgetheilt, welche im Glauben an den Versöhnungstod Christi Reinigung (d. i. Vergebung) ihrer Sünden erlangt haben; nur in ein gereinigtes Herz kann der heilige Geist kommen und es in allmäligem Fortschritte bis zur vollendeten Heiligkeit umgestalten. Der Empfang des heiligen Geistes ruht also auf einer objektiven Bedingung, die Sühnung der Sünde durch Christum, und auf einer subjektiven, die Annahme der dadurch ermöglichten Versöhnung durch den Glauben. Sowie der die Sühnung bewirkende Tod Christi nicht in einer Laune Gottes seinen Grund hatte, sondern vielmehr in der unumgänglichen Nothwendigkeit der Sühnung, so ist auch der Glaube von Gott nicht deswegen zur subjektiven Bedingung der Versöhnung gesetzt, weil Er doch eine solche setzen wollte und dazu den Glauben willkürlich erwählte, sondern der Glaube ist mit Nothwendigkeit die subjektive Bedingung der Versöhnung. Der Glaube, der hier gemeint ist, ist aber nicht der Glaube, daß Gott die ganze Welt in sechs 24stündigen Tagen geschaffen, daß Er alle in der Bibel berichteten Wunder ohne irgend eine Vermittelung bewirkt habe (wie viele Laien annehmen), auch nicht die Annahme aller orthodoxen Glaubensbestimmungen, sondern es ist die Ueberzeugung, daß unsere Natur verdorben ist zum Guten und geneigt zu allem

Bösen, daß wir auch bei redlichem Willen und größtem Eifer nie unser Herz umwandeln, aus einem hochmüthigen, selbstgerechten ein demüthiges, allein von Gott abhangendes Herz uns schaffen können, daß wir sowohl vermöge der schon begangenen Sünden, als der stets noch dann und wann eintretenden Gottes gerechtes Gericht und Verdammniß verdient haben; aber auch die Ueberzeugung, daß Gott nach Seiner Barmherzigkeit Seinen Sohn für uns dahingegeben, daß dieser in Jesu Christo wirklich Mensch geworden, als Gottmensch gelitten und die Sünden der ganzen Welt getragen hat. Dieser Glaube ist aber darum mit Nothwendigkeit die subjektive Bedingung der Versöhnung, weil er das Eingeständniß der eigenen Ohnmacht, des eigenen sittlichen Bankerotts und das Verlangen nach der von Gott eröffneten Hilfe in sich schließt: es ist der Ausdruck des wahrhaftigen, wirklichen Zustandes des Menschen, und nichts Anderes als die Erkenntniß dieses wahren Zustandes und das Eingeständniß der Wahrheit verlangt Gott. Bewirkt wird dieser Glaube durch die Predigt des Wortes Gottes. Dieses wirkt aber nicht so auf den Menschen wie eine mathematische Beweisführung, denn damit würde im besten Falle nur eine erzwungene, und dabei immerhin nur theoretische Erkenntniß und Anerkennung erzielt, ohne freiwillige und innerliche Zustimmung. Es muß vielmehr in Fleisch und Blut übergehen, für die ganze Person zum bestimmenden Prinzip werden, und damit es dies werde, ist ihm eine göttliche Kraft verliehen. Wenn wir in der h. Schrift öfter lesen von einer Wirksamkeit des heiligen Geistes an den Herzen der Menschen, so wissen wir zwar wohl, daß sie nicht in magischer Weise stattfindet, sondern durch das gepredigte Wort; daß aber das Wort wirklich nur Mittel ist, können wir oft an solchen Lebensführungen Einzelner sehen, die plötzlich auf ihrem Sündenwege mit fast unwiderstehlicher Macht von gewissen Thaten abgezogen wurden, denen plötzlich ein längst vergessenes Bibelwort in Ohr und Herz gerufen wurde, ohne daß sie sich eigentlich Rechenschaft geben konnten, wie sie wieder einmal auf diesen Gedanken kamen. Dies hat seinen Ursprung in der Gnadenwirksamkeit des heiligen Geistes, von der wir schon in § 11 bei Gelegenheit der Weissagung sprachen. Diese erfolgt in ähnlicher Weise, wie die Wirksamkeit der eigenen Seele S. 493 f. des ersten Bandes, durch Bewegung der Vorstellungsfiguren des gehörten Wortes Gottes; die dadurch in uns angeregten Gedanken können

uns unter Umständen als assoziirte erscheinen. Auf gleiche Weise wie der heilige Geist an den Herzen der Menschen vorübergehend wirkt vor ihrem Glauben, so wirkt Er, wenn sie zum Glauben gelangt sind und sie Ihn empfangen haben, in viel stärkerer Weise, dauernd und von innen heraus auf dieselben und bringt sie dadurch dem von Gott gesetzten Ziele, heilig zu sein, wie Er heilig ist, immer näher. Die erste Ausgießung des heiligen Geistes war von außerordentlichen Umständen begleitet, ebenso war dies in der ersten Zeit der Christenheit überhaupt der Fall. Die außerordentlichen Gaben, die den ersten Christen verliehen waren, waren aber so wenig das Wesentliche, daß Paulus 1. Kor. 12, 31 die Christen ausdrücklich von diesen außerordentlichen Gaben wegwenden und auf die Eine Hauptgabe hinweisen will, nämlich auf die Liebe. Die sogenannte Sprachengabe der ersten Christen war keineswegs die Gabe, fremde Sprachen zu sprechen und zu verstehen, die man gar nicht gelernt hatte, sondern ein extatischer Zustand (vergl. 1. Kor. 14), in welchem der Geist, nur mit Gott verkehrend, Lob- und Dankssprüche anstimmte, die theils in sinnigen, nicht Jedem verständlichen Redensarten sich ausdrückten (1. Kor. 14), theils (und wohl nur am ersten Pfingstfeste) wirklich in fremder Sprache gesprochen wurden, wobei indessen dem Redenden nur für die gegebene Zeit das Verständniß für die Aussprüche geöffnet war, die er dann in seiner Sprache im Gedächtnisse behalten konnte. Von einer bleibenden Fertigkeit, fremde Sprachen zu sprechen und zu verstehen, ist nirgends die Rede. Die wichtigste Gabe, welche durch den Mangel der neutestamentlichen Schriften bedingt war, war die „Gabe der Weissagung". Dies ist keine Weissagung im Sinne der Voraussagung, auch keine eigentliche Inspiration (diese kam nur den Aposteln zu), sondern nur eine besondere Erleuchtung zum Verständniß des von den Aposteln verkündigten Wortes Röm. 12, 7, welche wiederum Andere zu lehren befähigte. Die Gabe, Wunder zu thun, war in den ersten Zeiten des Christenthumes besonders den Aposteln und anderen begnadigten Verkündigern des Evangeliums gemäß dem Worte des Herrn Mark. 16, 17 f. verliehen. Sie verfolgten einen besonderen, auf die schnelle Ausbreitung des Evangeliums gerichteten Zweck, wovon weiter unten mehr.

Zu den Mitteln, mit denen der heilige Geist an den Herzen der Menschen, insbesondere der schon gläubig gewordenen, wirkt,

gehören auch die Sakramente. Wir erwähnen dieselben hier nur darum, um das Verhältniß des Abendmahlsgeheimnisses zur Vernunft klar zu stellen. Wir haben bereits in § 2 erwähnt, daß wir keine *substanzielle* Allgegenwart Gottes annehmen können, sondern nur eine dynamische. In noch höherem Grade müssen wir folgerichtig der von den *alten* lutherischen Dogmatikern behaupteten Allgegenwart (Ubiquität) des Leibes und Blutes Christi widersprechen. Dagegen sind wir noch keineswegs geneigt, die lutherische, richtiger die biblische Abenmahlslehre aufzugeben, soweit sie nämlich *ausdrücklich* in der Schrift begründet ist. Die Ubiquität des Leibes und Blutes Christi ist eine Lehre, die in der Schrift nicht die geringste Begründung findet, sondern eine willkürlich gezogene Konsequenz ist. Mit einem so allgemeinen Satze kommt man aber sofort mit der Naturwissenschaft in Konflikt, denn in seiner allgemeinen Fassung umfaßt er sowohl das Gebiet des Glaubens, als der empirischen Thatsachen. Anders dagegen steht es mit dem wahrhaftigen Genusse des verklärten Leibes und Blutes Christi. Hier befinden wir uns nicht mehr auf dem Naturgebiete, sondern vielmehr auf dem Gebiete der Glaubensthatsachen, wo die Naturwissenschaft schlechterdings nichts darein zu reden hat; und zwar handelt es sich hier auf alle Fälle um die größten Glaubensgeheimnisse und Wunder der göttlichen Gnade. Wenn wir in der Bibel Wunder berichtet finden, die auf dem Naturgebiete geschehen sind, so kann die Naturwissenschaft allerdings eine gewisse Rechenschaft verlangen. Wenn dagegen auf dem Gebiete der Heilswirkungen und des Glaubens Wunder *behauptet* werden, dann hat die Naturwissenhaft kein Recht, über die Wirklichkeit derselben zu urtheilen, sondern sie muß einfach Denjenigen, die es *glauben* wollen und können, ihren Glauben lassen. Das Abendmahl ist keine Sache für Anfänger im Christenthume, noch viel weniger für Ungläubige, sondern nur für wahrhaft Gläubige. Wer also in dieser Hinsicht der Bibel noch nicht glauben kann, der lasse es einstweilen und wende erst Das an, was er zu glauben vermag. Die Naturwissenschaft hat in allen Glaubensfragen nicht die *Richtigkeit* der Dogmen zu beweisen oder auch nur positiv anzuerkennen, sondern sie hat nur die *Möglichkeit* derselben zuzulassen. Können wir in mehr oder weniger positiver Weise die Richtigkeit nachweisen, dann ist es um so besser, aber nothwendig ist es nicht. Da es sich nun im Abendmahle um wahre *Geheimnisse* handelt, haben wir

auch gar nicht nothwendig, einen Beweis für die Wirklichkeit zu führen. Daß es Gott auch ohne Ubiquität möglich sei, von dem verklärten Leibe Christi im Abendmahle auch ohne Ubiquität jedem Gläubigen mitzutheilen (und wenn es auch nur ein Atom davon wäre), das sollte jeder auf biblischem Boden Stehende nicht bestreiten. Obwohl wir nicht im Geringsten einen Stein auf die reformirten Brüder werfen wollen, müssen wir doch gestehen, daß wir wenigstens den Standpunkt Derer nicht zu begreifen vermögen, welche alle auf dem Naturgebiete stattgefundenen Wunder der Bibel ohne Schwierigkeit glauben, auf dem eigentlichen Glaubensgebiete aber rationalisirende Anschauungen hegen; und Solche gibt es thatsächlich unter den Reformirten Viele. Wir meinen, daß die Vernunft auf dem Naturgebiete viel mehr Recht hat, als auf dem Gebiete der Glaubens- und Heilsthatsachen.

Gehen wir endlich über auf die extensive Seite der Durchführung des göttlichen Heilsplanes, so tritt uns hier vor Allem die Erscheinung entgegen, daß das Evangelium noch bei Weitem nicht in alle Länder gedrungen ist, ja daß überhaupt den größten Theil der Zeit hindurch nur ein kleiner Theil der Menschheit davon berührt wurde. Das Heil soll aber der ganzen Menschheit zu Gute kommen, nicht blos einzelnen Völkern 1. Tim. 2, 4; 4, 10b; 1. Joh. 2, 2; Jes. 45, 22; und da der Verlauf der ganzen Heilsgeschichte ohne Zweifel nach göttlichem Rathschlusse erfolgt, so muß diese Erscheinung in einer theilweisen Abhängigkeit der göttlichen Rathschlüsse vom menschlichen Wollen ihren Grund haben. Dies führt uns auf die Lehre von der Prädestination. Nach Augustin und Calvin soll Gott mittelst eines absoluten Dekretes beschlossen haben, eine gewisse Anzahl von Menschen der Verdammniß zu entreißen, die übrigen aber der Verdammniß zu überlassen. Dadurch war der Knoten der Frage nach dem Verhältnisse des freien Willens zur göttlichen Weltregierung nicht gelöst, sondern durchgehauen; damit war aber auch ein unlösbarer Konflikt mit jedem menschlichen Gerechtigkeitsgefühle geschaffen. Denn wenn es dem Menschen schon schwer eingeht, sich überhaupt Gott vollständig unterzuordnen, und zu bekennen, daß man Gott gegenüber keinen Anspruch auf Errettung aus der durch Adams Fall über die Menschen gekommenen Sünde und Verdammniß hat (was ja nur das Eingeständniß der Wahrheit ist), so scheint es doch gegen alle Vernunft und auch gegen alle Ge-

rechtigkeit zu gehen, wenn Gott eine Anzahl Menschen, ohne Rücksicht auf ihre relative Würdigkeit (denn im wirklichen, absoluten Sinne kann man allerdings von einer solchen nicht sprechen), aus dem Verderben herausreißt und Andere wieder ohne besondere Verschuldung in der Verdammniß auch nur beläßt. Obwohl nun die h. Schrift im Allgemeinen diesem menschlichen Gerechtigkeitsgefühle sein Recht widerfahren läßt, indem sie Jedem, der glauben will, das Heil zuspricht und, wie oben bemerkt, ausdrücklich sagt, daß Christus für die Sünden der Welt gestorben ist, so finden sich doch andererseits (oft ganz nahe bei universalistischen) auch wieder Stellen, welche jene Lehre von der Prädestination zu begünstigen scheinen. Hat man dagegen wieder mit Recht geltend gemacht, daß man diese an sich dunklen Stellen nach den klaren erklären müsse, und nicht umgekehrt, so ist doch dem menschlichen Geiste mit einer gänzlichen Abweisung, wie sie von der anderen Seite in der Regel erfolgte, auch nicht gedient. Da nun diese Frage mit unserem Zwecke auf das Innigste zusammenhängt, können wir nicht umhin, hier in der Kürze eine Lösung zu suchen, obwohl der Raum dieses Werkes nicht zu einer gründlichen Erörterung zureicht.

Zunächst ist zu bemerken, daß nirgends in der h. Schrift ausgesprochen wird, daß Gott irgend Jemanden zur Verdammniß bestimmt habe (wie es die weitere Konsequenz jener Lehre wäre), oder auch nur, daß Er schon vor dessen Geburt beschlossen habe, ihn zu verstocken. Wir haben vielmehr in Bezug auf die Verstockung bereits in § 11 gezeigt, daß das Gericht der Verstockung erst gerechte Strafe für bereits begangene Sünde ist. Andererseits haben wir auch bereits zugegeben, daß Menschen schon vor ihrer Geburt zu Werkzeugen der Gnade berufen werden können. Jedoch haben wir damit noch nicht gesagt, daß sie absolut zur Seligkeit bestimmt würden; denn obgleich dies für Einzelne allerdings mit ihrer Bestimmung zum Prophetenberufe gegeben zu sein scheint (z. B. bei Johannes dem Täufer), so haben wir doch wieder Beispiele, wo dies wohl nicht zutrifft (z. B. bei Simson; vergl. ferner 1. Kön. 13, 18 mit 20 f.). Es scheint demnach auch hier noch in den meisten Fällen ein Widerstreben nicht ganz unmöglich zu sein, wenn es auch thatsächlich nur selten erfolgt; vergl. Apg. 26, 19; Gal. 1, 16. Immerhin gibt es einige Stellen, welche eine Auswahl unter den Menschen, ein Zurichten zur Seligkeit von Seiten Gottes aussagen (wiewohl

dies nicht bei Allen der Fall ist, bei denen es nach der Uebersetzung Luthers so scheint). Da aber nun, wie schon bemerkt, nirgends etwas Aehnliches von Seiten Gottes in Beziehung auf die Verdammten ausgesagt wird, so werden wir wohl am richtigsten gehen, wenn wir sagen: „Gott bestimmt zwar einzelne Menschen zur Seligkeit, aber keine zur Verdammniß; auch ist es nicht so, daß Diejenigen, die nicht von Gott ausdrücklich zur Seligkeit bestimmt sind, wirklich verloren gehen müssen, sondern es steht Allen das Heil offen, und es gelangen thatsächlich eine große Zahl solcher Menschen ebenso zur Seligkeit, wie die von Gott ausdrücklich erwählten. Nun wird man aber fragen: Was hat dann die Erwählung für einen Zweck, wenn man auch ohne dieselbe das Heil erlangen kann? Antwort: Die Erwählung bezieht sich jedenfalls nur auf die verhältnißmäßig kleine Zahl Derer, die Gott zur Verwirklichung Seiner Heilsabsichten für Andere braucht; sie ist also durch Seinen allgemeinen Heilsplan bedingt, vermöge welchem Er so viele Menschen der Errettung theilhaftig machen will, als dies bei dem Widerstande derselben nur immer möglich ist. Um indessen die verschiedenen Stellen von der Erwählung recht zu verstehen, muß man, außer dieser Erwählung im höchsten Sinne, noch zwei andere Arten der Erwähung unterscheiden, bei denen übrigens dasselbe gilt wie hier, nämlich: daß Gott zwar erwählt, aber nicht verwirft. Wir unterscheiden nämlich:

1. Die Erwählung des ganzen Menschengeschlechtes in Christo Jesu. Gott hat vor Beginn der Erdbildung beschlossen, daß Er unter allen neu zu schaffenden Bewohnern des Sonnensystems allein den Menschen, den Bewohnern der Erde, für den Fall, daß sie sündigen sollten, eine Erlösung durch Seinen Sohn schaffen und ihnen das Heil zu Theil werden lassen wollte. Für die übrigen Bewohner des Sonnensystems beschloß Er keine Erwählung in diesem Sinne. Sie waren aber dadurch so wenig von der Erreichung ihres Zweckes, nämlich der größtmöglichen Glückseligkeit, ausgeschlossen, und so wenig verdammt, daß sie vielmehr sämmtlich, mit alleiniger Ausnahme der Bewohner des Asteroidenplaneten, welche für immer verloren und verdammt sind, ihren Zweck und ihr Heil erreichten; vergl. den Schluß von § 6. Diese Erwählung in Christo Jesu geschah nach dem Wohlgefallen Seines Willens

Eph. 1, 4—10, gemäß welchem Er nicht Gefallen hat am Tode des Gottlosen Hes. 18, 23. 22; 33, 11; darum beschloß Er, den Menschen einen Weg zum Heil zu eröffnen Eph. 3, 11; 1. Thess. 5, 9; 1. Tim. 2, 4. Er wollte gern allen Seinen Geschöpfen dasselbe Glück gönnen. Da aber Sein Sohn nur Ein Geschlecht erlösen konnte, so erwählte Er das Menschengeschlecht dazu; bei dieser Wahl handelte Er indessen nicht willkürlich, sondern den moralischen Verhältnissen entsprechend (vergl. § 6). Es war aber nicht ein Verdienst der Menschen, welches Gott zu dieser Wahl bestimmte; denn wenn die Menschen irgend ein Verdienst hätten, dann bedürften sie ja keiner Gnade, folglich auch keiner Erlösung (Röm. 11, 6). Setzen wir diese Erwählung in Beziehung zu Seinem das ganze Universum umfassenden Weltplane, so müssen wir sagen: sie ging hervor aus dem allgemeinen, das ganze Weltall umfassenden Liebeswillen Gottes, vermöge dessen Er Seine Geschöpfe nicht zur Verdammniß, sondern zur Seligkeit erschaffen hat. Diesen Liebeswillen sucht Er zu erreichen, soweit Ihn nicht der Widerstand der freien Geschöpfe daran hindert.

2. Die Erwählung einzelner Völker zur successiven Berufung zu dem Heile. Trotzdem das ganze Menschengeschlecht von Gott in Christo erwählt ist, kann das Heil hier auf Erden nicht Alle gleichzeitig erreichen, theils weil es bei der Allgemeinheit und Intensität des sündlichen Verderbens an den Werkzeugen zur rechten Verkündigung fehlt, theils auch wegen des moralischen Zustandes der Völker oder einzelner Generationen, Stämme, Familien oder Menschen. Beseelt von dem Verlangen, von den Menschen so viele zu erretten, als es ohne Aufhebung der menschlichen Freiheit möglich ist, beschließt Gott, dem einen Volke das Heil zuerst, dem anderen später, dem dritten zuletzt anbieten zu lassen, so wie es zur Erreichung des genannten Zweckes das Beste ist. Dabei kann moralisch tiefer gesunkenen Völkern das Heil eher verkündigt werden als moralisch höher stehenden: Alles mit Rücksicht auf das Heil des ganzen Menschengeschlechtes und der einzelnen Völker. Ebenso können einzelne Menschen, die moralisch tief gesunken sind, gerade so geführt werden, daß ihnen das Evangelium recht verkündigt wird, während vielleicht moralisch geförderte Menschen ihr Leben lang nichts von der Gnade Gottes in Christo vernehmen: die Ursache ist die, daß jene es am nothwendigsten bedurften. Diese Erwählung

geschieht also nicht nach der sittlichen Würdigkeit, sondern allein gemäß der göttlichen Weisheit, welche die besten Mittel und Wege zur Rettung möglichst vieler Menschen ausfindig macht. Dabei sind indessen die anderen keineswegs verworfen, vielmehr, obwohl sie nicht zur Erkenntniß des wahren Heiles hier auf Erden gelangen, darum auch nicht das Glück eines Kindes Gottes schon hier genießen können, steht es ihnen doch frei, durch Treue in Dem, was ihnen gegeben ist, zu beweisen, daß sie hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit: dann werden sie auch einst noch damit gesättigt werden. Denn wir müssen es der Gerechtigkeit und Liebe Gottes zutrauen, daß Er auch für Die, welche hier auf Erden das Evangelium nicht hören konnten, den Weg zum Heile offen halten wird 1. Petr. 3, 19 f. (aber nur für diese!). So wurde z. B. Israel vor Esau erwählt, aber die Edomiter waren dadurch keineswegs verworfen, so wenig wie die anderen Heiden, und die Israeliten waren dadurch keineswegs sämmtlich gerettet, sondern es werden von allen Heiden ebenso gut eine Anzahl gerettet werden, als ein bedeutender Theil Israels verdammt werden wird. Ebenso wurden später die Heiden erwählt und die Juden verstoßen. Aber so wenig wie alle sich zum Christenthume Bekennenden die Seligkeit erlangen werden, so wenig steht es noch fest, daß Gott wirklich alle Juden, die hier Christum nicht erkannt haben, verdammen wird; wir müssen mindestens noch die Möglichkeit offen lassen, daß einzelne Juden, trotzdem sie unter dem allgemeinen Gerichte der Verstockung (das wegen ihrer Selbstgerechtigkeit über sie gekommen ist) Christum als den von Gott gesandten Messias nicht erkannten, wenn sie nur treu das von ihnen aus dem Worte Gottes Erkannte anwandten und ihr eigengerechtes Wesen darunter beugten, von Gott noch zu Gnaden angenommen werden können. Auch diese speziellere Erwählung ist demnach keine Bestimmung zur Seligkeit, und noch viel weniger fallen diejenigen ohne Ausnahme der Verdammniß anheim, welche in die Erwählung nicht einbegriffen sind. Diese Erwählung geschieht aber nicht nothwendig nach der relativen Würdigkeit, ist darum auch durch kein Verdienst begründet, sondern sie geht hervor aus dem allgemeinen Heilswillen Gottes, demzufolge Er jederzeit so viele Menschen als möglich retten will, und danach Seine Maßregel ergreift.

3. Die Erwählung einzelner Menschen zur Seligkeit. Diese Erwählung ist nun die Erwählung im eigentlichen und höchsten

Sinne. Wir hätten nicht das Recht davon zu reden, wenn wir nicht Aussprüche der heiligen Schrift über einzelne Männer Gottes hätten, welche ausdrücklich eine schon vor der Geburt stattgefundene Erwählung von jenen aussagen. Wir bemerkten schon oben, daß wahrscheinlich nur solche Menschen von Gott erwählt werden, welche Er zur Verwirklichung Seiner Heilsabsichten brauchen will, weil uns in der heiligen Schrift nur Apostel und Propheten als solche Erwählte ausdrücklich genannt werden. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sich die Erwählung nur auf Prediger und Seelsorger beziehe, noch viel weniger, daß alle, oder auch nur die meisten derselben erwählt seien. Es werden uns eben in der heiligen Schrift nur einzelne besonders hervorragende Erwählte genannt, die zugleich auch ein Amt am Worte hatten. Stellen, wie 1. Kor. 1, 26 f., machen es vielmehr wahrscheinlich, daß auch viele Laien von Gott ausdrücklich erwählt sind. In der That bedarf es für Schriftgelehrte, denen die Theologie nur Wissenschaft oder Mittel zum Broderwerbe ist, einer Erwählung nicht, denn solche werden auch nicht viel wirken. Dagegen gibt es viele Laien, die in ihrem Berufe ein Salz und Licht für die Umgebung sind und oft mehr wirken, als mancher Prediger mit seiner Gelehrsamkeit. Von diesen ist jedenfalls ein großer Theil wirklich von Gott erwählt und zur Erreichung Seiner Heilsabsichten vorausbestimmt. Die Erwählung selbst erfolgt auch hier durchaus nicht willkürlich, aber auch nicht nothwendig in Voraussicht der sittlichen Tüchtigkeit (wie die ältere lutherische Theologie ohne wirkliche biblische Begründung annahm), sondern vielmehr in Voraussicht des für einen Streiter Jesu Christi nothwendigen Charakters: Festigkeit und Entschiedenheit, und in Voraussicht der Verhältnisse, in welchen der Betreffende leben wird. Darum wurde ein Paulus erwählt, obwohl er ein wüthender Verfolger war, weil der Herr erkannte, daß dies der geeignete Mann zur Durchführung Seines Heilsplanes sein werde, und weil Er insbesondere auch erkannte, daß Paulus, einmal von seiner gesetzlichen Verirrung und Eigengerechtigkeit geheilt, nun um so tiefer die freie Gnade Gottes in Christo erfassen, mit den alten Vorurtheilen brechen und das gesetzliche Wesen als Schaden erkennen werde. Die Mittel, deren Sich der Herr bedient, um Seine Erwählung zum Vollzuge zu bringen, sind theils dieselben, die Er überhaupt zur Erreichung Seiner Absichten benutzt (vergl. § 8) und vermöge deren Er den

Erwählten erst die Verkündigung des Heiles zu Theil werden läßt, theils eine besonders starke Wirksamkeit des Geistes Gottes an ihren Herzen (vergl. oben), theils außerordentliche Wunder und Zeichen, Gesichte und Träume (vergl. Cornelius und Paulus), wie sie namentlich in der ersten Zeit der Christenheit vorkamen, zuweilen aber auch heute noch vorkommen.

Aus dieser letzten Art der Wirksamkeit Gottes auf die Erwählten geht nun auch der Zweck der neutestamentlichen Wunder hervor. Jesus und Seine Apostel hätten auch ohne Wunder Glauben gefunden, nur wäre die Anzahl der Gläubigen viel geringer gewesen. Durch so außerordentliche, auch den fleischlichen Menschen zum Nachdenken und Forschen anregende Thaten wurden weit mehr Menschen gewonnen, welche dann, umgewandelt durch die Kraft des Evangeliums und gestärkt durch den ihnen geschenkten heiligen Geist, durch ihren Wandel ein Zeugniß vor der Welt ablegen konnten, das fernere Wunder entbehrlich machte. Dadurch wurde es möglich, daß die christliche Kirche in kurzer Zeit ein Licht für viele Völker wurde, während es im anderen Falle zwar auch geschehen wäre, aber doch viel langsamer. Die Wunder mußten ganz aufhören, als sich in der Kirche ein Geist zu regen begann, der diese Glaubensthaten immer mehr mit Beschwörungen ꝛc. verwechselte. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß in späterer Zeit, wenn der letzte Kampf zwischen Licht und Finsterniß entbrennen wird, auch die Wundergabe von Gott wieder geschenkt werden wird. Aus dieser Bestimmung der Wunder geht zugleich hervor, daß die Erwählten in der ersten Zeit der Christenheit am häufigsten waren, daß dagegen jetzt ihre Zahl verhältnißmäßig klein sein mag; und zwar geschieht dies aus dem Grunde, weil Gott die Freiheit der Menschen nur im äußersten Nothfalle beschränkt.

Aber, wird man fragen, sind denn nicht doch diesen speziell Erwählten auch Verworfene gegenüber zu stellen? Spricht denn die heilige Schrift nicht oft von Menschen, die Gott verstockt hat? Allerdings gibt es Verworfene und von Gott Verstockte, aber keineswegs gibt es solche Menschen, die Gott ohne Rücksicht auf ihr sittliches Verhalten, oder gar schon vor ihrer Geburt, persönlich verstockt oder verworfen hätte. Verworfen sind von vornherein alle die Menschen, welche, trotzdem ihnen Christus als der Heiland der

Welt verkündigt wird, Ihn verwerfen. Verstockt werden von Gott solche Menschen, die sich zuerst selbst verstocken. Das sind dann die Gefäße des Zornes, die zugerichtet sind zur Verdammniß Röm. 9, 22, d. h.: nicht, die der Herr zugerichtet hat dazu (dies wird nur von den Gefäßen der Barmherzigkeit V. 23 gesagt), sondern die sich selbst zugerichtet haben. Es verhält sich also mit der Verstockung und Verwerfung so, daß Gott Niemanden verwirft oder verstockt, der sich nicht vorher selbst zu einem Gefäße des Zornes zugerichtet hat, dem also die Verstockung als ein Gericht zu Theil wird. So heißt es auch von Pharao nicht: „Ich habe Dich dazu geschaffen, daß Ich Meine Hand an Dir kund thue", sondern: „Ich habe Dich erweckt" (nach dem Zusammenhange der Urstelle 2. Mose 9, 16 eigentlich: „erhalten", bestehen lassen"). Gott hätte dem Widerstande Pharaos längst durch Seine Vernichtung ein Ende machen können, aber weil Er zur Strafe über Aegypten und zur Ehre Seines Namens noch mehr Wunder thun wollte, darum hat Er dieses Gefäß des Zornes mit großer Geduld getragen. Denn, wie wir § 11 erwähnten, braucht Gott einzelne solcher Verstockten zur Verwirklichung Seiner Absichten.

Es verhält sich also mit der göttlichen Vorherbestimmung so, daß Gott zwar einzelne Menschen zur Seligkeit vorherbestimmt, nie aber andere zur Verdammniß; ferner, daß es den Nichterwählten gar nicht unmöglich ist, die Seligkeit zu erlangen, denn die göttlichen Gnadenwirkungen werden allen Menschen bis zu einem gewissen Grade zu Theil Tit. 2, 11, und der Unterschied, der darin stattfindet, ist kein willkürlicher. Thatsächlich werden auch eine große Zahl von Menschen, ohne eigentlich erwählt zu sein, doch gerettet, wenn sie sich nämlich in bußfertigem Glauben zu Christo wenden: Die Erwählten bilden wahrscheinlich nur eine geringe Minderheit unter den wirklich Geretteten. Die Erwählung selbst in allen ihren Gestaltungen dient nur dem Einen Zwecke, zu retten, was sich noch retten läßt, oder mit anderen Worten, den Heilsplan Gottes durchzuführen.

§ 14.

Zukunft des Menschengeschlechtes, der Erde und der Weltkörper überhaupt.

(Vollendung des Heiles.)

Wir haben bisher die Entwickelung des Menschengeschlechtes in seiner Heilsgeschichte verfolgt; wir haben im vorigen Paragraphen darauf aufmerksam gemacht, daß auch in der Durchführung des göttlichen Heilsplanes in der Welt nicht etwa Alles dem Willen der Menschen überlassen ist, sondern vielmehr auch hier göttlicher Rathschluß, freie und gezwungene Unterordnung oder Widerstand der Menschen zusammenwirkt; wir haben auch bereits S. 22 darauf hingewiesen, wie Gott die Zeiten und Umstände so lenkt, daß Sein Heilsplan zur Verwirklichung kommt. Die Sünde, Thorheit und absichtlicher Widerstand der Menschen wirken zwar immer den göttlichen Absichten entgegen und lassen zuweilen den Stand des göttlichen Heilsgeschäftes traurig und bedenklich erscheinen; aber, ehe man es sich versieht, nehmen die Dinge plötzlich eine andere Wendung und es tritt klar zu Tage, daß Gott im Regimente sitzt. Sehen wir nur die Geschichte der modernen Aufklärung an, wie sie, obwohl in ihrer ursprünglichen besseren Gestalt erst unter Mitwirkung des christlichen Geistes entstanden, doch seit der Reformation und schon vorher, besonders aber seit dem 17. Jahrhundert fortwährend auf Untergrabung des christlichen Glaubens hinarbeitet: es ist ihr trotz aller Bemühung noch nicht gelungen, die wahren Bekenner Christi irgendwie zu vermindern. Wir sehen vielmehr, daß wenn das Christenthum auf der einen Seite äußerlich an Terrain verliert, es sich auf dem erhaltenen nur um so mehr vertieft und darum immer wieder neue, bisher fremde Gebiete erobert. Dadurch beweist es sich, daß es zur Weltreligion bestimmt ist. Nicht als ob sich noch alle Menschen zu Christo bekehren würden, denn dann müßte die Willensfreiheit der Menschen aufgehoben werden; es wird vielmehr geschehen, daß die Menschen, welche Ihm nicht gehorchen wollen, aus der geretteten Menschheit ausgeschieden werden und ihr Theil bekommen werden mit dem Teufel, dem sie dienen. Dann wird die ganze Erde zu Einem Reiche unseres Herrn Jesu Christi umgestaltet werden, und damit hat Sein Heilsplan seine Vollendung erreicht.

Diese hier in kurzen Umrissen gezeichnete Zukunft des Menschengeschlechtes ist aus den Weissagungen des Herrn und Seiner Apostel entnommen. Am ausführlichsten schildert den Heilsplan Gottes, sofern er sich im Weltplane verwirklicht, die Offenbarung Johannis. Wir müssen zum Nachweise der Uebereinstimmung der Christenhoffnung mit dem, was sich uns aus der Betrachtung der empirischen Thatsachen für die Zukunft der Welt im ersten Bande ergab, hier noch näher auf die Vollendung des Heilsplanes Gottes, wie er sich für die Zukunft zu einem Reichsplane gestaltet, eingehen.

Wir haben in § 36 des ersten Bandes nachgewiesen, wie die Wirksamkeit der Naturkräfte einerseits weder den Bestand der Organismen der Erde im Allgemeinen beeinträchtigen, noch auch andererseits eine Vervollkommnung derselben bewirken kann; wir haben aus denselben Gründen insbesondere geschlossen, daß auch das Menschengeschlecht durch *natürliche* Vermittelung keine höhere Stufe zu erreichen vermöge; wir haben endlich geschlossen, daß weder der Erde, noch der Welt überhaupt *durch die Wirksamkeit* der Naturkräfte ein Untergang drohe, sei es auch nur in dem Sinne, daß ihre gegenwärtige *Ordnung* zerstört würde. Wir fanden die Ursache dieser wesentlichen Stabilität in ihrer wesentlichen Zweckmäßigkeit. Dies Alles sind Sätze, welche nicht nur dem Materialismus entschieden widerstreiten, sondern auch der biblischen Eschatologie entschieden zu widersprechen scheinen. Der Materialismus trägt sich mit Hirngespinnsten von einer Vervollkommnung des *Menschengeschlechtes* einerseits, und von einem Untergange der Erde und der Welt andererseits, nach welchem die Entwickelung wieder von Neuem begänne. Etwas in mancher Beziehung Aehnliches bietet aber auch die biblische Eschatologie dar. Auch sie spricht von einer Vervollkommnung der *Menschen*, nur nicht auf dem physischen Gebiete allein, sondern vielmehr wesentlich auf dem moralischen, und nicht durch Naturkräfte, sondern durch Gotteskraft. Ferner spricht sie von einem Untergange „der Welt", aber auch nicht durch Naturkräfte, sondern wiederum durch Gotteskraft. Ebenso soll die „Weltentwickelung" nicht wieder von vorn anfangen, sondern sie soll durch die nach völliger Beseitigung jeden Widerstandes erfolgende göttliche Neuschöpfung (Offb. 21, 5) die höchste Stufe erreichen und darin verbleiben. Wie soll nun eine Einigung geschafft werden zwischen dieser biblischen Anschauung und unserer empirischen Naturphilosophie? Steht nicht jene materialistische

Anschauung von der Zukunft der Welt der biblischen immerhin näher? In der That haben viele Bibelfreunde dergleichen Aeußerungen von einem Untergange der Welt nur zu vorschnell als eine Bestätigung der Bibel gedeutet, obwohl diese im Grunde damit nicht die geringste innere Uebereinstimmung zeigen. Wir haben bereits in der obigen Zusammenstellung angedeutet, wo die radikalen Differenzen beider Anschauungen liegen; ebenso haben wir auch bereits im ersten Bande in § 36 der biblischen Anschauung Raum gelassen, indem wir die Möglichkeit einer Umgestaltung der Weltordnung durch göttliche Wirksamkeit zugaben, und als den nächst denkbaren Grund derselben eine moralische Verirrung mit freiem Willen begabter Geschöpfe bezeichneten. Wir gehen nun zum Nachweise der Uebereinstimmung über, wobei wir finden werden, daß doch in Einem Punkte zwischen Bibel und Materialismus eine merkwürdige Uebereinstimmung besteht.

Schon S. 547 des ersten Bandes machten wir darauf aufmerksam, daß die Weltregierung Gottes durch die Thätigkeit freier Geschöpfe nothwendig sei. Wir verstanden darunter natürlich die sündliche, dem Willen Gottes widerstrebende Thätigkeit solcher Geschöpfe, auf der Erde der Menschen. Hätte Gott keinen Heilsplan für die Menschheit gefaßt, so wäre auch eine solche Weltregierung nicht nothwendig, sondern die Menschen würden von Gott sich selbst überlassen worden sein, bis sie einander aufgerieben hätten. Die Vollführung des Heilsplanes Gottes bedingte aber ein fortwährendes Eingreifen Gottes in die Geschicke der Einzelnen und der Völker. Dies wird so lange fortgehen, bis der Heilsplan Gottes auf der Erde vollständig durchgeführt ist. Gegenwärtig sieht es gar nicht so aus, als sollte der vielen Menschen so verhaßte „Nazarener" endlich die Menschheit überwinden, und die apostolischen Weissagungen sagen es uns, daß es noch schlimmer kommen wird. Sie verkünden uns, daß über den ganzen Weltkreis eine Versuchung zur Empörung wider Gott ergehen wird, und daß dabei die Zukunft des Menschengeschlechtes in einem so vielverheißenden Lichte erscheinen, und die Macht des Irrthums so groß sein wird, daß es einer besonderen Bewahrung für jeden Gläubigen bedarf, wenn er soll gerettet werden Matth. 24, 22 ff. Stimmt nicht diese Weissagung merkwürdig mit den Hoffnungen des Materialismus, der seiner Lehre die größte Ausbreitung prophezeit, und von dem Verschwinden auch der letzten

Reſte des „Aberglaubens“ (d. h. aller Religion) und von der gänzlichen Befreiung der menſchlichen Natur von allen unnatürlichen Schranken (d. h. von den moraliſchen Geſetzen und Verpflichtungen) die größte Glückſeligkeit und wahre Wunder verheißt und erwartet? Doch wir gehen weiter! Die Bibel lehrt uns, daß die Verführung des Satans ſich in Einer Perſon verkörpern werde, in dem Menſchen der Sünde, dem Antichriſt, dem ſich alle Gott und Chriſtus feindlichen Elemente unterordnen werden, und der nicht nur Zeichen und Wunder thun, ſondern auch die Gläubigen verfolgen werde. Wir können uns nach der Entwickelung der Gegenwart ſchon denken, daß die allgemeine Verkündigung des Evangeliums nicht gerade den Erfolg haben wird, daß die Menſchen es annehmen. Wir können uns vielmehr denken, daß es bei dieſem Zeugniſſe über alle Völker, Matth. 24, 14, darauf abgeſehen iſt, die Menſchen zu einer Entſcheidung zu veranlaſſen. Die lauen Menſchen ſind dem Herrn zum Ekel, Er will ſie lieber kalt oder warm haben. Je näher der Zeitpunkt des letzten Kampfes kommt, um ſo nothwendiger wird eine ſolche Scheidung, darum muß die Predigt von Chriſto dem Gekreuzigten allen Menſchen nahe gebracht werden, damit ſie ſich für oder wider Chriſtum entſcheiden können. Zuletzt wird die Menſchheit wahrſcheinlich ſo entſchieden entweder der einen oder der anderen Seite angehören, daß man es Jedermann an ſeinem Aeußeren, gleichſam an ſeiner Stirn wird anſehen, wem er angehört (Offb. 7, 3 mit 21, 4; 13, 16; 14, 9, 11; 19, 20).

Bei der demokratiſchen Richtung unſerer Zeit könnte man fragen, wie es dann möglich werden ſoll, daß ſich alle Menſchen einem einzigen unterordnen, und bei der materialiſtiſchen, alle Wunder leugnenden Richtung unſerer Zeit ſcheinen die Wunder des Antichriſts noch weniger am Platze zu ſein. Man hat zwar zur Erklärung der allgemeinen Unterordnung auf unſere Demagogen aufmerkſam gemacht, die oft auch die große Menge zur unbedingten Nachfolge verführen; die Wunder aber hat man in den außerordentlichen Erfolgen ſuchen wollen, deren ſich oft „Volksbefreier“ zu erfreuen haben. Jedoch ſind dieſe Vorkommniſſe noch nicht geeignet, uns Licht zu verſchaffen über die Möglichkeit einer allgemeinen Unterordnung. Wir finden die Löſung dieſes Räthſels vielmehr darin, daß die Materialiſten darauf hoffen, daß die Menſchheit ſich noch zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit entwickeln werde. Der Antichriſt wird nun in

der That ein mit ganz besonderen Gaben und Kräften ausgerüsteter Mensch sein, so daß er in Wahrheit unerhörte Thaten verrichten und sich in Allem klüger zeigen wird, als alle seine Anhänger. Dann werden die Materialisten und ihre Schüler, die Sozialdemokraten, willig die Ueberlegenheit dieses „neuen Geschöpfes", in welchem die Menschheit eine höhere Vollkommenheitsstufe erreicht habe, anerkennen, und er seinerseits wird seinen Anhängern die längst begehrte Emanzipation des Fleisches gewähren, und ihnen auch durch völlige Vertilgung aller Gläubigen ein glückseliges Zeitalter in Aussicht stellen. Bis hierher stimmen die Hoffnungen des Materialisten mit den Weissagungen der Bibel völlig überein. Allein, sobald wir nach der Kraft fragen, vermöge welcher der Antichrist ein so außerordentlicher Mann sein wird, gehen beide auseinander, und es zeigt sich vielmehr unsere Anschauung, daß die Menschheit durch die Wirksamkeit der natürlichen Kräfte keine höhere Stufe der Vollkommenheit erreichen kann, als sie schon besitzt, in Uebereinstimmung mit der Bibel. Denn während der Materialist das neue Geschöpf der Zukunft auf dem Wege natürlicher Entwickelung entstehen läßt, sagt uns die Schrift vielmehr deutlich, daß in dem Antichristen satanische Kräfte wirken werden; ja, man hat wohl nicht mit Unrecht aus verschiedenen Aehnlichkeiten mit dem Auftreten Jesu geschlossen, daß er geradezu eine Nachäffung der Menschwerdung des Sohnes Gottes, eine Inkarnation des Teufels sein werde. Doch auf ähnliche Weise, wie mit der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische und durch Seinen Tod dem Satan eine erste entscheidende Niederlage beigebracht und ihm das Recht über die Menschheit genommen wurde, obgleich er in thörichter Verblendung selbst dazu mitwirkte, den Rathschluß Gottes auszuführen, so wird ihm bei seiner Erscheinung im Fleische die zweite für die Zukunft entscheidende Niederlage beigebracht werden, in Folge deren er auch sein Recht über und auf der Erde überhaupt verlieren wird. Er wird mit seinen Engeln auf seinen eigentlichen Wohnsitz (den Mond) verwiesen werden und die Erde bis nach Verlauf von 1000 Jahren nicht wieder betreten dürfen. Während dieser 1000 Jahre wird die Erde (vielleicht nur theilweise) in einem paradiesischen Zustande, und werden die Menschen der Versuchung des Satans enthoben sein. — — — Schon dieser Zustand der Erde scheint unserem im ersten Bande auf Grund der empiri-

schen Thatsachen gewonnenen Ergebnissen zu widersprechen. Allein auch hier liegt der Schwerpunkt darin, daß diese Umgestaltung der Erde nicht durch Naturkräfte, sondern durch göttliche Wirkung erfolgen wird.

Die nach den 1000 Jahren eintretende kurze Loslassung des Satans ist bezüglich Zweck und Ursache noch ziemlich dunkel, wenigstens können wir hier nicht näher darauf eingehen. Doch ist allerdings deutlich, daß er noch einmal die letzten Kräfte zu einem verzweifelten Kampfe anspannen, jedoch überwunden und seinem endlichen Gerichte verfallen wird. Zu gleicher Zeit wird die von allen redlichen Menschen ohne Unterschied der Religion und der Erkenntniß gehoffte endliche Vergeltung und rechtliche Ausgleichung alles Unrechts herannahen; denn es werden nach den Aussagen der heiligen Schrift alle Todten auferstehen und vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, wo einem Jeden wird vergolten werden nach seinen Werken. Die hier auf Erden in der Gottentfremdung gelebt haben, werden dort als verdammte Sünder offenbar werden; die aber hier an Christum haben glauben lernen, an denen wird es sich zeigen, daß sie in Wahrheit gute Werke gethan und gute Früchte gebracht haben, wenn auch jetzt auf Erden oft Beides verborgen bleibt. Die aber nicht das Heil in Christo haben kennen lernen, jedoch treu und redlich das Wenige, was sie erkannt, angewendet haben, werden auch nach Matth. 5, 6; Röm. 2, 6—10 ihren Gnadenlohn empfangen.

Wie aber haben wir die Auferweckung zu verstehen? Nach § 31 des ersten Bandes ist die Möglichkeit einer Fortdauer der Seele nach dem Tode nicht zu bestreiten. Was aber auf naturwissenschaftlichem Boden nur Möglichkeit ist, wird uns nach den Zeugnissen der heiligen Schrift Gewißheit. Wir mußten auf S. 515 des ersten Bandes die Frage offen lassen, ob die Seele nach dem Tode des Leibes ein klares Bewußtsein habe, oder ob ihr Bewußtsein nur ein schlafendes sei, d. h. ob die Seele Eindrücke in sich aufnehmen könne oder nicht. Nach der Lehre der heiligen Schrift kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Seele mit einem klaren, wachen Bewußtsein fortdauert (Luk. 16, 19—31; 23, 43; 1. Petr. 3, 19), wenngleich dasselbe vielleicht nicht so lebendig ist, als bei dem Leibesleben. Bei der Auferstehung wird den zum Leben auferweckten und die Seligkeit ererbenden Seelen ein neuer Leib von Gott gegeben; von den Verdammten wird das nirgends gesagt. Nun wird

allerdings von den Aposteln die bei der Auferstehung vor sich gehende Veränderung theils mit dem Aufwachsen eines gesäeten Samenkornes (1. Kor. 15, 36 ff.) verglichen, theils wird blos von einer Verklärung des (alten) Leibes Phil. 3, 20 f., theils sogar blos von einem Lebendigmachen des bisherigen sterblichen Leibes geredet (Röm. 8, 11). Letzteres, sowie mehrere Stellen im Ev. Joh. sind offenbar elliptische Redensarten, und ebenso scheint es bei der Kürze des Ausdruckes Phil. 3, 21 zu sein; denn es konnte ja dem Apostel wenigstens Das nicht verborgen bleiben, daß der Leib als solcher nicht bis zur Auferstehung erhalten bleibt. Dem Zweifel der Korinther gegenüber stellt er dagegen das Bild vom Samenkorne auf. Wenn wir nun dieses Bild streng nehmen wollen, so müssen wir schließen, daß aus dem gesäeten Leibe bei der Auferstehung von selbst ein verklärter Leib hervorgehen soll: danach müßten aber auch die Verdammten ihren (wenn auch nicht gerade verklärten) Leib haben. Da dies nicht der Fall ist, so schließen wir wohl richtiger, daß jenes Bild nur in der Weise zu verstehen ist, daß anstatt des verweslichen Leibes die gerettete Seele einen unverweslichen erhalten wird. Es wird demnach die Verklärung des Leibes nicht als eine in der Natur begründete nothwendige Weiterentwickelung desselben zu betrachten sein, sondern vielmehr als eine Neuschöpfung, die, gemäß dem göttlichen Heilsplane aus Seiner freien Initiative hervorgehend, jedem zum ewigen Leben Auferweckten zu Theil wird. Diese Neuschöpfung mag nun (wie bei den dann noch Lebenden 1. Kor. 15, 51) eine Substanz vorfinden oder nicht, immer ist es ein göttlicher Schöpfungsakt (jedoch nicht im Sinne der ursprünglichen Schöpfung, weil hier nur ein neuer Leib geschaffen wird, und auch keine neuen Wesen geschaffen werden), und nicht ein Akt der Entwickelung. Auf diesem Boden stehend, kann uns die Naturwissenschaft Nichts entgegnen, weil wir den Vorgang für die Zukunft von der göttlichen Allmacht erwarten; auf einem solchen Boden vermag sie nicht mit dem Glauben zu streiten. Wenn wir dagegen den neuen, verklärten Leib als eine Entwickelung des alten bezeichnen, erhebt sie sofort Einsprache. Die Verdammten werden von der heiligen Schrift theils unter die Auferstehenden mitgerechnet, theils wird die Auferstehung nur von den Gerechten ausgesagt. Da nun die Verdammten keinen neuen Leib erhalten, so ist es wahrscheinlich, daß unter ihrer Auferstehung weiter nichts als ein Hervorgehen dieser

unglückseligen Geister aus ihrem Gefängnisse und das Erscheinen vor dem Richterstuhle Gottes zu verstehen ist. Es wird zwar an einigen Stellen der heiligen Schrift überhaupt von einem Hervorgehen der Todten „aus den Gräbern“ gesprochen; da aber damit ein Wiederaufleben des alten Leichnams behauptet würde (was auch den Schriftstellern der damaligen Zeit in Anbetracht der natürlichen Verhältnisse nicht einfallen konnte), so haben wir diese Redensart hauptsächlich als eine bildliche zu nehmen; im eigentlichen Sinne könnte sie nur für die kurz vor der (ersten) Auferstehung gestorbenen Märtyrer (Offb. 20, 4 f.) gebraucht sein. Doch auch für diese wird in der Offb. Joh. die Auferstehung des Leichnams ganz unentschieden gelassen. Bei der zweiten, allgemeinen Auferstehung steht auch kein Wort von einer Auferstehung aus den Gräbern, sondern vielmehr von einem Hervorgehen der Todten aus drei einander koordinirten Behältern, die darum auch einen gemeinsamen Charakter haben müssen (Offb. 20, 13). Das „Meer“ ist also offenbar einer von den drei Aufenthaltsorten der abgeschiedenen Geister, keineswegs aber das natürliche Meer als die Ruhestätte einer Anzahl von Leichnamen, denn es heißt ja vorher schon, daß die Erde entflohen (wohl die Erdoberfläche umgewandelt worden) sei, das Meer konnte also schon nicht mehr existiren. Das Meer bezeichnet offenbar den Aufenthaltsort einer gewissen Klasse von Geistern. Es bleibt demnach dabei, daß nur die Gläubigen vom Herrn einen neuen verklärten Leib empfangen werden, der eine göttliche Neuschöpfung, aber keine in dem Wesen des sterblichen Leibes schon keimweise vorhandene Entwickelungsstufe des alten ist. Der Keim des neuen Leibes liegt nicht im alten Leibe, sondern im sittlichen Zustande der Seele; ob bei der Auferweckung der soeben erst Gestorbenen und bei der Umwandelung der noch Lebenden (1. Kor. 15, 51) eine wirkliche Umwandelung des sterblichen Leibes in den verklärten stattfinden wird, scheint uns nicht ganz sicher, jedoch nach den betreffenden Bibelstellen wahrscheinlich.

In welcher Weise haben wir uns aber das Wesen des verklärten Leibes zu denken? Die Schrift sagt uns nichts Näheres darüber; sie sagt uns nur, daß unser Leib soll „gleichförmig“ sein Seinem verklärten Leibe (Phil. 3, 21); an anderer Stelle heißt es wieder, daß wir Ihm „ähnlich“ sein werden (1. Joh. 3, 2). Aus beiden Stellen scheint hervorzugehen, daß unser verklärter Leib zwar

seiner äußeren Erscheinung nach dem verklärten Leibe Christi ähnlich sein werde, nicht aber seinem inneren Wesen nach. Das entspräche ganz genau dem verschiedenen Verlaufe der Verklärung: bei Christo Auferstehung und Verklärung des unverwesten Leibes, bei den Gläubigen Neubelebung der Seele und Ueberkleidung mit einem neuen Leibe, anstatt des verwesten. Da wir nun nicht einmal wissen, von welcher Natur der verklärte Leib Christi war, ob er materieller oder immaterieller Natur war, und eventuell, aus was für Stoffen er bestand, so können wir noch viel weniger über den verklärten Leib der Gläubigen etwas Bestimmtes wissen. Schon der Ausdruck „Leib" im Gegensatze zu „Geist" weist uns indessen darauf hin, daß die Substanz des verklärten Leibes der Substanz des unverklärten wohl näher stehen werde, als der Substanz des Geistes. Wenn nun unsere Annahme von dem Wesen des Geistes richtig ist, wonach die Substanz des Geistes aus unwägbarem Stoffe, aus Weltäther besteht, so wird die Substanz des verklärten Leibes jedenfalls aus wägbarem Stoffe bestehen. Aber, wird man fragen, wo bleibt dann eigentlich die Verklärung? Ist das nicht grob materialistisch gedacht, wenn man den verklärten Leib auch aus ähnlichen Stoffen bestehen läßt, wie den verweslichen? Widerspricht es nicht 1. Kor. 15, 50?

Bleiben wir doch zunächst bei den Schriftworten, wonach wir eine leibliche, aber nicht eine geistige Bekleidung empfangen sollen! Der Leib und der Geist sind wesentlich unterschieden; von dem verklärten Leibe und dem verweslichen Leibe ist uns Nichts gesagt, und der Schriftausdruck läßt uns eher auf einen graduellen Unterschied schließen. Fleisch und Blut enthält der verklärte Leib allerdings nicht und kann sie nicht enthalten, denn sonst wäre er ebenso dem Stoffwechsel unterworfen, wie der bisherige, und darum auch im eigentlichen Sinne verweslich. Die Substanz des verklärten Leibes kann aber nichtsdestoweniger stofflicher Natur sein, nur werden seine Grundstoffe, wenn man will, „wesentlich" anders beschaffen sein, als die Organogene. Es gibt zwar schon unter den natürlichen Stoffverbindungen sehr verschiedenartige, zum Theil solche, die eine große Beständigkeit zeigen, die nicht leicht zersetzt werden, wie z. B. manche Kohlenwasserstoffverbindungen. Wenn wir nun recht materialistische Anschauungen hätten, könnten wir sagen, der verklärte Leib werde aus einer Kohlenwasserstoffverbindung bestehen, und der verwesliche Leib könne unter Umständen in eine solche umgewandelt

werden. Wir hätten dann allerdings einen Leib, der nicht dem Stoffwechsel unterworfen wäre, es wäre aber jedenfalls nicht ein „Leib der Herrlichkeit“ (wie es Phil. 3, 21 eigentlich heißt). Wir nehmen nun an, daß ebenso, wie es unter den unorganischen Stoffen allotropische Zustände gibt (vergl. S. 151 ff. des ersten Bandes), es auch für die Organogene allotropische Zustände, und insbesondere allotropische Verbindungen geben könne, die von denen der irdischen Körper so verschieden sind, daß sie in der That einen Leib bilden können, der den Namen „Leib der Herrlichkeit“ verdient. Zu den wesentlichen Attributen dieser allotropischen Verbindungen, bezüglich der aus ihnen gebildeten Leiber, wird gehören, daß sie ihren Charakter sehr konstant bewahren, demnach zu ihrer Erhaltung keines eigentlichen Stoffwechsels, keiner eigentlichen Ernährung bedürfen (nur zur Thätigkeit werden sie allerdings ebenso wie die reinen Geister eines Kraftzuflusses bedürfen) und daß sie von geringerem spezifischen Gewichte sind, denn dieses letztere müssen wir doch nach verschiedenen Bibelstellen annehmen; namentlich fordert dies die Himmelfahrt des Elia. (Von Jesus können wir nicht dasselbe sagen, weil Sein verklärter Leib, wie oben auseinandergesetzt, wahrscheinlich ein anderes Wesen hat, als der unsere.) In weitere Hypothesenbildung wollen wir uns nicht einlassen, weil uns in der Schrift keine nähere Aufklärung gegeben ist; es war uns hier nur um einige Andeutungen zu thun.

Wir haben oben angedeutet, daß dem Weltgerichte, wie es selbstverständlich ist, eine gerechte Vergeltung nachfolgen wird. Die h. Schrift sagt uns, daß die Gerechten das ewige Leben, die ewige Seligkeit, die Gottlosen aber die ewige Verdammniß, die ewige Pein ererben werden. Beide werden ihrem Grade nach als über alle menschlichen Begriffe gehend bezeichnet; doch wird bei Beiden ein Unterschied in dem Grade zugelassen. Der Natur der Sache nach wird man bei der Seligkeit weniger von einem Gradunterschiede sprechen können; denn einmal ist ja Alles nur Gnadenlohn, und dann dürfte ein geringerer Grad von Seligkeit leicht einen Mangel bezeichnen, der doch unter allen Umständen ausgeschlossen werden soll. Die Aussagen der h. Schrift sind darum auch in dieser Hinsicht nicht so bestimmt und deutlich, und wir werden das nähere Verhältniß erst dort erfahren. Anders steht es mit den Verdammten, denn da erfordert schon die Gerechtigkeit einen Unterschied je nach dem

Grade der Gottlosigkeit. Nach den deutlichen Worten Christi Luk. 10, 12 ff.; 12, 47 f. wird denn auch wirklich ein Unterschied stattfinden. Es ensteht aber die Frage, ob in einem solchen „Feuerpfuhl", in den sich wahrlich kein Engel hineinbegeben und Ordnung halten wird, ein solcher Unterschied im Grade möglich ist. Schon aus diesem Grunde könnte man an eine schließliche Beendigung der Pein für einzelne Verdammte denken. Ein anderer Grund ist die Gerechtigkeit Gottes, gemäß der man erwarten möchte, daß Er nicht für eine zeitliche Sünde eine ewige Strafe feststellen werde. Wir werden allerdings nie entscheiden können, wie groß die Strafe für jede einzelne Sünde sein muß; aber doch möchte man, menschlich geurtheilt, fragen, ob denn nicht jede zeitliche Sünde, und sei sie auch noch so groß, schließlich in einer äonenlangen Bestrafung ihr Aequivalent finden müsse. Dies sind solche Erwägungen, welche manche Gläubige dazu gebracht haben, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu leugnen. Wir werden auch denselben eine gewisse Berechtigung nicht versagen können.

Nun kommen aber Andere, appelliren an die Liebe Gottes und meinen, Gott müsse vermöge Seiner Liebe zuletzt noch alle Seine Geschöpfe beseligen. Damit reißt man aber die Einheit und Harmonie der göttlichen Eigenschaften auseinander. Denn wenn Gott auch die Liebe ist, so ist diese Liebe doch durch Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit moderirt. Wenn die Liebe allein walten sollte, dann bedürfte es überhaupt keiner Sühnung und Versöhnung, sondern Gott könnte sie Alle zu Gnaden annehmen. Und was wäre mit der Gnade solchen Wesen geholfen, die sich in der Nähe und Gemeinschaft Gottes nicht wohl fühlen können und die Freuden, die sie begehren, auf alle Fälle entbehren müssen? Sagen doch jetzt schon manche Menschen, daß sie von der Seligkeit des Christenthums Nichts wissen wollen, denn da müsse es höchst langweilig sein! Daß ihr Wille und innerstes Wesen unter den Höllenstrafen geändert würde, dürfen wir nicht hoffen; denn dort wird einestheils jede Aenderung ausgeschlossen sein, und anderntheils zeigt uns schon das Beispiel mancher Menschen, daß sie nicht wollen. Auch die Israeliten sind durch Strafgerichte nicht zur Aenderung ihres Sinnes und Willens gebracht worden. Was aber den Schriftgrund anbelangt, so stützen sich die Anhänger der „Wiederbringung aller Dinge" auf einzelne Aussprüche wie Röm. 5, 18 f.; 2. Kor. 5, 14 ꝛc., die indessen nur

die göttliche Absicht, Alle zu beseligen, anzeigen; der Mißerfolg liegt am bösen Willen der Menschen. (Auf die Teufel erstrecken sich diese Aussprüche gar nicht.) Andere Stellen wie Eph. 1, 10 ꝛc. verlangen gar keine Beseligung, sondern nur eine Unterwerfung Aller. Die Stelle Jes. 45, 22 ff. wäre noch am meisten beweisend, wenn die Uebersetzung Luthers V. 25 richtig wäre; hier tritt aber ein anderes Subjekt ein, und es heißt wörtlich: „Ja, bei dem Herrn; so wird man mir sagen, ist Gerechtigkeit und Stärke". Die Stelle Offb. 5, 13 läßt sich schon deshalb nicht verwerthen, weil die Vision auf ein viel früheres Ereigniß deutet. Gegen solche Stellen stehen nun aber auch andere, wo die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht blos für die Teufel und die ärgsten Bösewichte ausgesprochen scheint, sondern überhaupt für alle gottlosen Menschen (wie z. B. Mark. 9, 44. 46. 48; Offb. 14, 11; ferner Matth. 3, 12; Mark. 9, 43. 45, wo es heißt „unauslöschliches Feuer"). Die Instanz der Liebe Gottes wird völlig beseitigt durch Offb. 14, 10. Eine Vergebung und Beseligung der Verdammten ist überhaupt nicht mehr möglich laut Joh. 3, 36; von der absoluten Sünde sagt es schon Matth. 12, 32.

Nach Allem diesem kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine endliche Beseligung Aller ausdrücklich gegen die Schriftlehre verstößt, besonders nach Matth. 12, 32; Joh. 3, 36. Dagegen will es uns allerdings scheinen, als ob die Grundbedeutung des Wortes „Aron" eine Beendigung der Pein nicht ausschließe, wenn diese auch erst nach unverhältnißmäßig langen Zeiträumen stattfinden dürfte (Offb. 14,11: „In die Weltzeiten der Weltzeiten"). Sofern nun die Beendigung nicht in der Beseligung, sondern in der Vernichtung der Existenz gesucht wird, dürften in Anbetracht der anderen Bibelstellen auch jene Stellen von dem Wurme, der nicht stirbt, und von unauslöschlichem Feuer, eine andere Bedeutung, als die der ewigen Pein zulassen; denn das Hauptgewicht liegt offenbar darauf, daß keine wirkliche Errettung, keine Erlösung aus dem Orte der Pein stattfinden kann. Die endliche Vernichtung nach äonenlanger Pein dürfte kein Trost für einen Menschen sein, wenigstens kein solcher, der Jemanden, so lange ihm noch Bekehrung möglich ist, dieselbe muthwillig verscherzen ließe. Das Einzige, was wir bei einer solchen Annahme gewinnen würden, wäre auf biblischem Boden die Lösung der letzten Bedenken, die sich an Stellen wie Eph. 1, 10; Kol. 1, 20 anknüpfen könnten; der Vernunft gegenüber aber die Beseitigung des letzten

Schattens, der, menſchlich betrachtet, auf die Gerechtigkeit Gottes fallen könnte, indem auf dieſe Weiſe die Möglichkeit geſchaffen würde, die Strafe jedem Grade der Sünde genau entſprechend zu regeln. Nur darf man dabei nicht von der Annahme ausgehen, daß dieſen gepeinigten Geiſtern in Folge ihrer Gottentfremdung die Lebenskraft erlöſchen werde, denn ſonſt würden ja die Teufel zuerſt ſterben. Dieſe Annahme ruht im Grunde auf der von uns mehrfach bekämpften Anſchauung von der gänzlichen Unſelbſtändigkeit der natürlichen Kraft Gott gegenüber (vergl. § 8). Die Vernichtung kann nur in Folge eines göttlichen Aktes geſchehen.

Gehen wir nun von der Zukunft des Menſchengeſchlechtes zu der der Erde und der Weltkörper über. Nach der Lehre der ganzen h. Schrift ſoll „Himmel und Erde vergehen"; nach 2. Petr. 3, 7. 10; 2. Theſſ. 1, 8 ſoll dies durch Feuer geſchehen. Es fragt ſich nun, in welchem Sinne „Himmel und Erde" zu verſtehen iſt. Wir haben ſchon in § 3 erwähnt, daß nach der Vorſtellung der Alten der Himmel ein über die Erde ausgeſpanntes Gewölbe bildet, ſowie, daß ſich die altteſtamentlichen Propheten dieſer Vorſtellung bei ihren Bildern in der Regel anſchließen, ſo daß wir nur in der Schöpfungsgeſchichte den Ausdruck: „Himmel" auch im kosmiſchen Sinne als Sternenhimmel finden. Sonſt wird der Sternenhimmel nie als ein Ganzes gefaßt, ſondern die Sterne erſcheinen als „Heer des Himmels". Außerdem bezeichnet Himmel den Ort der Wohnung Gottes. Wir können nun nicht denken, daß Gott den Himmel, der Ihm zur Wohnung dient, zerſtören werde; denn obgleich Er keiner Wohnung bedarf, ſehen wir auch den Zweck nicht ein. Die ganze Veränderung gilt der völligen Aufhebung des Widerſtandes der Geſchöpfe gegen den Schöpfer und der daraus hervorgegangenen kosmiſchen Folgen. Da dieſer Widerſtand ſich nicht über das ganze Univerſum ausgebreitet hat, ſondern auf einen ſehr kleinen Theil beſchränkt geblieben iſt, ſo ſehen wir keinen Grund, warum das ganze Univerſum einer Umwandelung oder gar Zerſtörung unterworfen werden ſollte. Wir finden es daher angemeſſen, unter Himmel und Erde daſſelbe zu verſtehen, was in den weitaus meiſten Stellen darunter verſtanden wird, nämlich die Erde mit dem zu ihr gehörigen Luftkreis, der ja thatſächlich das ſcheinbare Himmelsgewölbe bildet. Wir werden in dieſer Anſicht nur beſtärkt durch Offb. 6, 13 f., wo die Sterne des Himmels in der Viſion (die übrigens nicht auf das

Weltende geht und nicht im wörtlichen Sinne zu nehmen ist) von dem Himmel selbst unterschieden werden; im Vergleiche mit dem Berichte über das Weltende Offb. 20, 12, wo die Sterne nicht erwähnt werden. Offb. 6, 13 f. ist ebenso wie Jes. 34, 4 nach Jes. 24, 21 zu erklären. In der That gibt es nur sehr wenige Theologen, welche eine Zerstörung des Universums annehmen, und wir finden sie, wie gesagt, gegen alle göttliche Zweckmäßigkeit und Weisheit streitend.

Immerhin scheinen die biblischen Aussprüche wenigstens eine völlige Zerstörung des bisherigen Erdkörpers zu fordern. Allein 2. Petr. 3, 5 ff. wird der Untergang des Himmels und der Erde ausdrücklich mit der Umwandelung verglichen, die beide zur Zeit der Sündfluth erlitten haben. In der Uebersetzung Luthers tritt dieses freilich weniger hervor, als im Grundtext, wo es V. 5 ff. wörtlich heißt: „Denn es ist ihnen verborgen, weil sie es so wollen, daß von Alters her ein Himmel war und eine Erde, aus Wasser und mittelst Wassers bestehend durch das Wort Gottes, durch welche die damalige Welt mit Wasser überschwemmt und verderbet wurde. Der jetzige Himmel aber und die Erde sind durch Sein Wort aufgespart ꝛc.“ Aus diesen Worten erhellt klar, daß Petrus dabei nur an eine Umwandelung der Erdoberfläche mit dem dazu gehörigen Himmel (d. h. mit der Atmosphäre) dachte. Offb. 20, 11 scheint freilich ein wirkliches, gänzliches Vergehen des Erdkörpers anzudeuten. Allein, wenn wir wieder 21, 1 vergleichen, wo es heißt: „Das Meer ist nicht mehr,“ so deutet dieses wieder blos auf eine Umwandelung der Erdoberfläche hin, und durch diesen ausdrücklichen Zusatz soll wohl angedeutet werden, daß sich die Umwandelung nicht blos auf das Festland erstrecken sollte, wie es nach der Stelle 2. Petr. 3, 5 ff. scheinen könnte. Es entspricht das ganz der Art des Johannes, der auch in seinem Evangelium oft Bemerkungen macht, die nur den Zweck haben, einer falschen Auffassung der vor ihm vorhandenen synoptischen Evangelien vorzubeugen. Die Stelle 20, 11 scheint uns nur anzudeuten, daß das Gericht nicht auf der Erde stattfindet, sondern daß es wegen der vor sich gehenden Umwandelung (wo die mit Sünden bedeckte und befleckte Erdoberfläche vor dem heiligen Gotte nicht bestehen kann) an einem anderen Orte abgehalten wird. Johannes sah den näheren Vorgang der Erdumwandelung nicht: seine Aufmerksamkeit war auf den vor sich gehenden Gerichtsakt gerichtet. Nach demselben sahe er dann „den neuen Himmel und die neue Erde“

21, 1. Die Weisſagungen der Bibel ſtimmen alſo ganz mit unſerer Auffaßung § 36 des erſten Bandes, wo wir S. 555 zugaben, daß durch einen Akt der göttlichen Weltregierung eine Umgeſtaltung des gegenwärtigen Zuſtandes möglich ſei. Auf bibliſchem Boden wird die Möglichkeit zur Wirklichkeit und Gewißheit. Die Umwandelung der Erdoberfläche ſoll durch Feuer geſchehen. Das, was dem gemeinen Manne oft dabei bedenklich erſcheint, nämlich die auf der Erde befindliche Waſſermaſſe, kann für den Naturforſcher kein Hinderniß ſein, indem er doch einen Urzuſtand der Erde annimmt, wo nicht nur das ganze Waſſer ſich in der Atmoſphäre befand, ſondern auch die Erde eine geſchmolzene glühend-flüſſige Kugel bildete; es bedarf nur einer genügend großen Hitze, um das Waſſer wieder in Dampf zu verwandeln. Von einer Verbrennung der Stoffe der Erdoberfläche kann nicht die Rede ſein, weil dieſe Stoffe zum größten Theil ſchon verbrannt, d. h. oxydirt ſind. Ein neuer, die ganze Erde überfluthender Ausbruch der inneren geſchmolzenen Maſſe iſt bei der Dicke der Rinde auch undenkbar, ebenſo ein Hineingerathen der Erde in einen glühenden Nebelfleck (vergl. § 7 des erſten Bandes). Anders ſteht es freilich mit dem letzteren Ereigniſſe, ſo bald wir eine unmittelbare Wirkſamkeit Gottes annehmen, wie wir dieſes nach der Bibel ja thatſächlich thun müſſen. Da iſt es ſehr wohl möglich, daß Gott die Erde mit einer glühenden Gasmaſſe umgibt, welche dann das Waſſer verzehrt, die Erdoberfläche ſchmilzt, desoxydirt, und dadurch überhaupt die großartigſten Veränderungen einleitet. Wir könnten zwar, wie S. 549 des erſten Bandes für die ſ. g. neuen Sterne geſchehen, die Feuererſcheinung auch von der unmittelbaren Uebertragung einer großen Menge Weltätherelektrizität ableiten. Allein dann hätten wir noch keine Urſache einer auf der zukünftigen Erde nach den bibliſchen Ausſprüchen nothwendigerweiſe anzunehmenden, dauernden Erſcheinung. Es heißt nämlich Offb. 22, 5, daß auf dieſer neuen Erde keine Nacht ſein werde. Obwohl man dieſes gemäß der folgenden Motivirung auch anders deuten könnte, glauben wir doch, daß es in realer Weiſe zu verſtehen ſei, weil in der h. Schrift das Licht oft als Begleiter der göttlichen Herrlichkeit erſcheint. Ueberdem dürfte eine ſolche Erleuchtung das phyſiſche Bedürfniß des verklärten Leibes befriedigen. Eine fortdauernde Erleuchtung durch die göttliche Herrlichkeit iſt dadurch nicht ausgeſchloſſen. Wir bleiben alſo bei der Annahme, daß Gott am Gerichts-

tage die Erde mit einer leuchtenden Gasmasse, einem kosmischen Nebel umgeben wird. Dieser wird, entweder für sich allein, oder noch unterstützt von einem Strahl Weltätherelektrizität, das Wasser der Erde in Dampf verwandeln, und auch die Oberfläche gänzlich umwandeln. Nachdem dieses geschehen, wird er die Erde dauernd umgeben und auf ihr einen Wärme- und Lichtprozeß veranlassen, der in ähnlicher Weise, nur viel schwächer, wie auf den Fixsternen vor sich gehen wird (vergl. S. 169 f., 192 des ersten Bandes). Was übrigens den Wohnsitz Gottes anbelangt, so scheint er nach Offb. 21, 23 ff.; 22, 3 auf die Erde verlegt zu sein. Indessen dürfen wir wohl nur an den Thron „des Lammes" denken, der nach dem Worte Joh. 10, 30; 14, 9 auch die Stelle des Vaters, und somit auch die ganze Dreieinigkeit vertreten kann. Im Neuen Testamente wird sonst auch das Gericht ausdrücklich dem Sohne zugeschrieben, Johannes aber schreibt es Gott zu 20, 12. Es scheint demnach, daß der Sohn Gottes hinfort unter Seinen erlösten Brüdern Seine Wohnung nehmen wird, das Weltregiment aber, soweit man noch von einem solchen sprechen kann, wird er Seinem Vater übergeben 1 Kor. 15, 28, der wie bisher im barozentrischen Raume des Weltalls wohnen wird. (S. 539 des ersten Bandes.)

Wenn nun nach dem Bisherigen kaum noch ein Zweifel bestehen kann, daß die anderen Weltkörper keine Umänderung, viel weniger Zerstörungen erleiden werden, daß somit, weil es sich nur um endliche Aufhebung des Widerstandes handelt, nur diejenigen Weltkörper von der Veränderung betroffen werden können, über die der Satan eine Macht erlangt hat (aus Offb. 21, 23; 22, 5 geht keineswegs hervor, daß die Sonne nicht mehr scheinen wird, sondern nur, daß man auf der Erde ihr Licht nicht mehr bedürfen wird), so fragt man billig, was wird nun aus dem Monde und aus den Trümmern des Asteroidenplaneten? Von den letzteren haben wir im ersten Bande S. 193 f. gesagt, daß sie nur zeitweilig nutzlos existirten, daß sie aber wieder eine Bestimmung erreichen würden. Jedenfalls wird nach dem Endgerichte auch der Asteroidenplanet wieder hergestellt werden, nur können wir über seinen nächsten Zweck nichts Genaueres wissen. Doch wird entweder er oder der Mond in den „Feuerpfuhl" umgewandelt werden, wo die Teufel sammt den verdammten Menschen gequält werden. Bei dem Feuerpfuhle dürfen wir wohl nicht an wirkliches Feuer denken, sondern, weil

das Feuer dem Menschen die größten Schmerzen verursacht, nur überhaupt an physische Pein, die nach unseren früheren Erörterungen für Geister durchaus nicht durch Feuer bewirkt werden könnte (vergl. 2. Petr. 2, 4. 9; Judä V. 6, 13). Da indessen der Teufel eigentlich auf der Erde sein Werk gehat hat und die Verdammten auch (größtentheils) Menschenseelen sind, so dürfen wir uns den Ort ihrer Qual eher auf dem Monde denken, als auf dem Asteroidenplaneten; damit scheint auch Offb. 14, 10 übereinzustimmen. Der Asteroidenplanet wird demnach jedenfalls eine andere Bestimmung erhalten, nur werden wohl keine ganz neuen Geschöpfe dort erschaffen werden (vergl. S. 106).

Mit der Aufhebung des satanischen Widerstandes wird dann die bisher gestörte Harmonie des Universums in sich und mit Gott hergestellt und damit die göttlichen Heilsabsichten völlig erreicht werden.

Schluß.

Wir haben bisher den Weltplan Gottes von der Erschaffung der ersten Weltkörper bis dahin verfolgt, wo er, soweit er die Erde betrifft, zur Vollendung gelangt. Wir haben gefunden, daß dieser Weltplan, wie er sich nach der Bibel darstellt, für die Erde und ihre Bewohner zugleich der Heilsplan ist, und haben aus diesem Umstande alle die besonderen Thaten Gottes erklärt, welche Gott nach dem biblischen Berichte gethan hat, indem diese blos den Zweck haben konnten, den gegen den sündlichen Willen des Menschen gerichteten, aber sein Bestes beabsichtigenden Heilsplan Gottes vorzubereiten, auszuführen, in der Welt durchzuführen und zu vollenden. Im ersten Bande, wo es sich hauptsächlich um Schöpfungsthatsachen handelte, konnten wir für alle Behauptungen naturwissenschaftliche Beweise beibringen. In diesem Bande, wo es sich hauptsächlich um Heilsthatsachen handelte, konnten wir nur die naturwissenschaftliche Möglichkeit konstatiren. Mehr kann man für Heilsthatsachen nicht verlangen. Sie können nicht der Vernunft mit mathematischer Sicherheit bewiesen werden, sondern sie müssen geglaubt werden, und es gilt hier, auf dem Wege des Glaubens zur Gewißheit zu gelangen. Diesen Weg können wir allerdings Niemandem ersparen; es konnte sich nur darum handeln, die vernünftigen Bedenken und Hindernisse zu beseitigen, die auf einem solchen Wege entgegentreten können. Es ist auch gar nicht nöthig, daß Einem sofort

alle Hinderniſſe beſeitigt werden, ſondern es wird zunächſt nur auf den Willen ankommen Joh. 7, 17. Derſelbe wird aber überall da vorhanden ſein, wo eine Erkenntniß der Erlöſungsbedürftigkeit eingetreten iſt. Dieſe iſt nicht ſchwer zu erlangen. Verſuche es doch einmal Jeder, gegen ſeinen Nächſten ſo zu handeln, wie er am liebſten von ihm behandelt werden möchte, und er wird, wenn er nicht in Selbſtgerechtigkeit verblendet, ſondern aufrichtig iſt, bald finden, daß er vermöge der einmal begonnenen ſündlichen Entwickelung ſchon ſo tief in die Sünde hineingerathen iſt, daß er aus eigener Kraft nicht herauskommen kann. Nimmt ein Menſch von Anfang an das bibliſche Sittengeſetz an, beſonders das Neuteſtamentliche Matth. 5—7, dann kommt er noch leichter zu der Erkenntniß, daß er einen Erretter bedarf. Wenn man aber auf die Wahrheit der bibliſchen Heilsverheißungen baut, dann nimmt man auch die bibliſche Geſchichte und Phrophetie mit ihren Wundern an. Das muß man um ſo mehr, als unſer ganzes Heil auf der Wahrheit des größten Wunders beruht, das uns die Bibel berichtet, nämlich auf der Menſchwerdung des Sohnes Gottes. Wir wiſſen ſehr wohl, daß es in neuerer Zeit viele Theologen gibt, die das Letztere annehmen und ſich doch erlauben, die Bibel jämmerlich zu zerſtückeln, und die überhaupt erſt in jedem einzelnen Falle entſcheiden wollen, was Gotteswort und was Menſchenwort iſt. Wir wollen auf ſie keinen Stein werfen, aber wir müſſen ſagen: Wir verſtehen ihre Logik ſchlechterdings nicht. Nach unſerer Meinung iſt es nur möglich, entweder anzunehmen, daß das Alte Teſtament, ſo wie es Chriſtus und Seine Apoſtel gebrauchen, unverfälſcht iſt, oder wir verlieren allen ſichern Boden unter den Füßen.

Wer dagegen meint, das Evangelium von dem menſchgewordenen, gekreuzigten und auferſtandenen Gottesſohne paſſe nicht mehr für die gegenwärtige Zeit, das ſei ein alter Aberglaube, den nur ungebildete Menſchen glauben konnten, ſo müſſen wir im Gegentheile fragen: Wann iſt denn das Evangelium dem Zeit- und Weltbewußtſein annehmbar geweſen? Den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit! So hat die Welt es zuerſt beurtheilt. Genau ſo verurtheilt ſie es heute. Die Welt iſt ſeit damals nicht anders geworden, aber das Evangelium müßte ſich ja gründlich verwandelt haben, wenn es nicht mehr den Widerſpruch des Menſchen, des natürlichen und des verbildeten, auf Schritt und Tritt begegnete. (C. v. Orelli.) Während

aber die alte Welt noch an gewissen Rechtsideen mehr oder weniger zehrte, sind die Apostel der modernen Aufklärung daran, alles Recht und alle Sittlichkeit zu zerstören, das Laster der Tugend gleichzustellen, das Verbrechen dem Verdienste. Alles Gute, was die antike Welt noch hoch hielt, das wird jetzt in den Staub getreten. Dagegen preist man Alles das um so höher, was gerade der nagende Wurm derselben war. Auf der einen Seite ist man bemüht, Das, was das Leben der Menschen noch Angenehmes wirklich bietet, als reine Täuschung gegen die Menge der durch dasselbe verursachten Last darzustellen, und das Nichtsein als das höchste Glück, Selbstmord als Klugheit zu bezeichnen. Auf der anderen Seite dagegen wird vom echten Materialismus Alles für erlaubt erklärt, was das Leben „angenehm" machen kann.

Das, was die Gelehrten in der Studirstube ausgedacht haben, das predigen andere Geister dem Volke, und dieses ist bereit, es sofort in die Praxis umzusetzen. Was aber das Merkwürdigste ist: die nie Logik gelernt haben, verstehen die Logik besser, als viele Gelehrte. Sie ziehen sogleich die rechten Konsequenzen und wollen nicht blos keinen Gott über sich erkennen, sondern auch keine menschliche Autorität, sie mag heißen, wie sie wolle. Wenn ferner der Gelehrte noch Wissenschaft und Kunst hoch schätzt, sich schöner Paläste und Gemälde erfreut, so werfen seine Kinder dies Alles als unnütze Dinge in das Feuer. Sie kennen keine „geistigen" Bedürfnisse, sondern nur gemeine, sinnliche, und sich diese zu verschaffen, beben sie folgerichtig vor keinem Mittel zurück, denn: „Es ist dem Menschen Alles erlaubt zu thun, was er nur überhaupt zu thun vermag."

Aber auch viele, noch nicht auf dem Boden des Materialismus stehende Gelehrte wandeln immer mehr einen abschüssigen Pfad. Alles applaudirt, wenn die Wissenschaft wieder einen Schritt weiter nach links gethan hat, und geht selbst fröhlich mit. Alle Wahrheiten des christlichen Glaubens wirft man weg, und dann erhebt man noch ein Zetergeschrei, wenn Strauß es offen sagt: Wir sind keine Christen mehr. So geht man, es selbst kaum wissend, immer weiter vorwärts, bis man endlich vor dem gähnenden Abgrund der sozialen Revolution steht, den man erst selbst geöffnet hat, indem man der Menge den nach dem Rechte vergeltenden Gott raubte.

Offenbar ist unsere Zeit demnach eine Zeit der Entscheidung. Alle Halbheit muß ein Ende nehmen. Es wird hinfort heißen: Wer

nicht mit Mir ist, der ist wider Mich. Man wird nicht mehr nach Belieben wählen können unter den Wahrheiten des christlichen Glaubens: Die christliche Heilslehre verwerfen und die Sittenlehre preisen. Den menschgewordenen Gottessohn verwerfen und ihn gleichwohl als Mensch hochschätzen, Wunder und Offenbarung verwerfen und doch Gott behalten. Kunst und Wissenschaften pflegen und doch der Sinnlichkeit schmeicheln. Keine Verantwortlichkeit anerkennen, und doch so handeln wollen, als wenn eine bestände. — Es zeigt sich recht deutlich, daß es in der Zukunft in Wahrheit nur zwei Wege gibt: Entweder mindestens Gott, Freiheit und Unsterblichkeit anzuerkennen und auf diesem Wege zur Erkenntniß der Nothwendigkeit einer Erlösung und zur Erkenntniß der Wahrheit des Christenthumes zu gelangen; oder dieses zu verleugnen, und auf immer abschüssigerem Wege bis in die gemeine, thierische, ja mehr als thierische Sinnlichkeit zu versinken.

Druck von W. Schwarbt & Comp., Leipzig.

[redacted]
3 2044 069 572 626

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Andover-Harvard Theological Library
Cambridge, MA 02138 617-495-5788

Please handle with care.
Thank you for helping to preserve
library collections at Harvard.